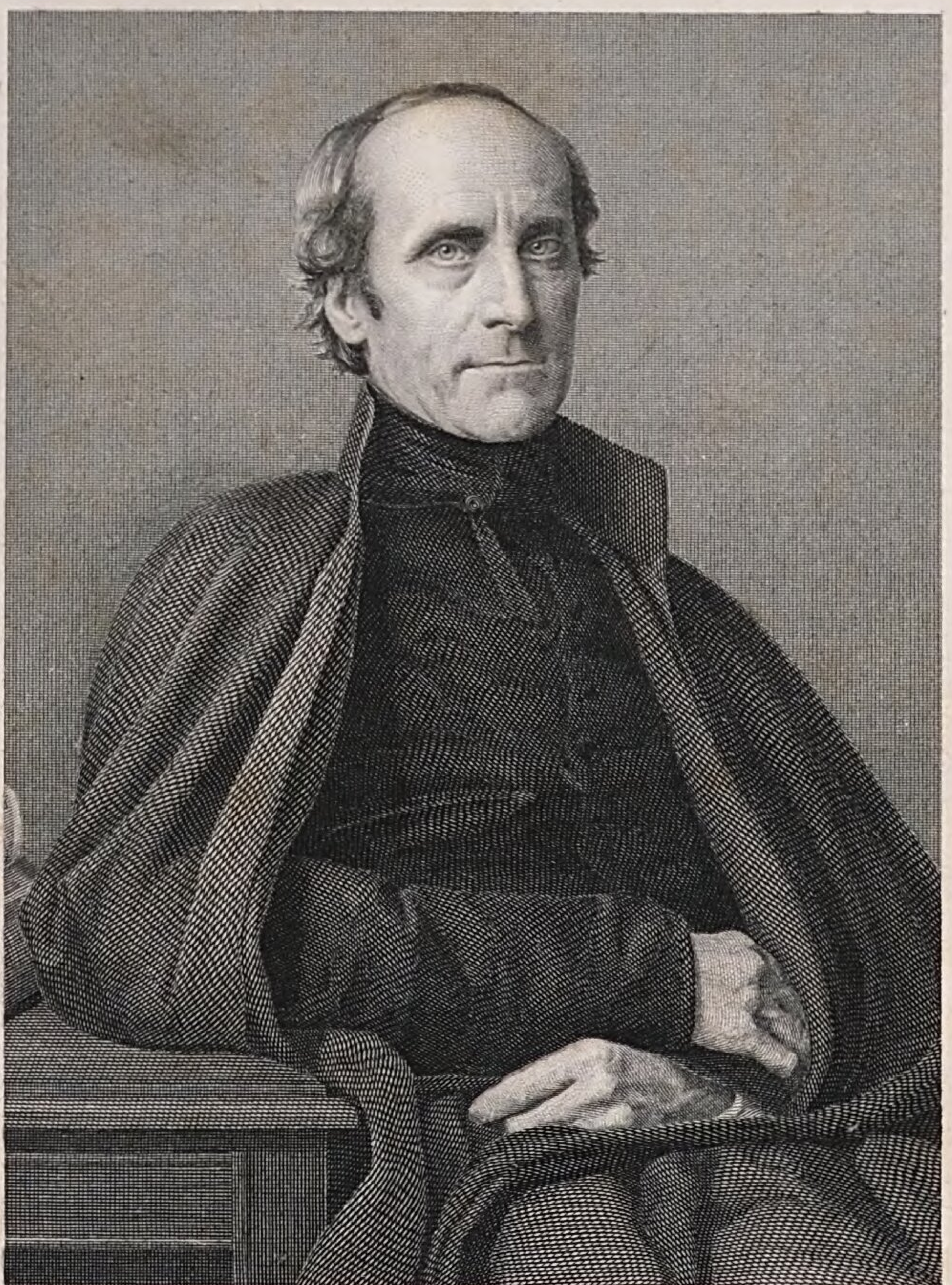
Bierfreund

50



Jul: de Bourge pinx. Ach: Martinet sc.

R. de Ravignan S. J.

aris rue St Sulpice, 25, et à Dusseldorf chez A.W. Schulgen, Editeur.

Leben

des

P. Xaver von Ravignan,

Priesters der Gesellschaft Jesu.

Von

P. A. von Ponlevoy

aus derselben Gesellschaft.

Nach der sechsten Auflage aus dem Französischen übersetzt.

Erster Band.

Mit einem Titelkupfer.

Köln und Neuß.

L. Schwann'sche Verlagshandlung.

1865.

Vorwort.

Der Verfasser dieses Werkes fühlt vor Allem das Bedürfniß, im Namen der Gesellschaft [1]) wie in seinem eigenen den Schriftstellern zu danken, deren frommer und wohlwollender Eifer bestrebt war, das Andenken des P. von Ravignan zu ehren. Ihre biographischen Studien haben die seinigen erleichtert, und gewiß würde er nicht daran gedacht haben, noch nach ihnen die Feder zu ergreifen, wenn er nur die bereits von ihnen mit Talent und Interesse erzählten Thatsachen hätte wiederholen wollen.

Allein, da die göttliche Vorsehung ihn zum intimen Freunde und Vertrauten jenes apostolischen Mannes gemacht hatte, [2]) welcher Gegen-

[1]) Der Franzose bezeichnet den Orden der Gesellschaft Jesu mit dem Ausdrucke: Compagnie, und die allgemeine menschliche Gesellschaft mit dem Worte: Société. Da aber wir im Deutschen für beide Begriffe nur das eine Wort „Gesellschaft" haben, so wolle der Leser beachten, daß dasselbe in vorliegender Lebensgeschichte meist den Orden der Gesellschaft Jesu bezeichnet.

[2]) Ponlevoy war Jahre lang der Beichtvater des P. von Ravignan, und stand ihm in seiner letzten Krankheit von Anfang bis zu Ende bei. A. d. Ü.

stand so großer Verehrung und Trauer geworden ist, so war er der Ansicht, und Andere theilten dieselbe, daß sie ihm damit eine neue und ganz besondere Verpflichtung auferlegt habe, die Geschichte Ravignan's durch die Erzählung des verborgenen Lebens seines Herzens und seiner Zelle zu vervollständigen.

Und dieser Gedanke hatte sich nicht allein dem Verfasser und seinen Ordensbrüdern nahe gelegt; auch einer unserer bedeutendsten Kritiker [1]) schrieb, als er im verflossenen Jahre über das Werk Poujoulat's: „P. von Ravignan, sein Leben und seine Werke" berichtet: „Ich kann die Verdienste dieses Buches zusammenfassen, wenn ich sage, daß es uns das Aeußere dieses Characters und dieses Lebens darlegt, daß es dagegen seine Vervollständigung einem Herzen überläßt, welches dem des P. von Ravignan noch näher gestanden hat."

Und wirklich, gab es nicht zwei Menschen in P. von Ravignan, einen Apostel, der vor aller Welt die Kämpfe des Herrn kämpfte, und einen Ordensmann, der im Geheimen gegen die Natur stritt und sich selbst heiligte? Der erstere war groß in den Augen der Welt, der zweite war noch größer in den Augen Gottes und seiner Ordensbrüder; und gerade dieser letztere war besonders werth dargestellt zu werden, da er zugleich der am wenigsten Gekannte und der am meisten zum Nachahmen Geeignete war.

---

[1]) von Pontmartin, in der „Union" vom 12. Febr. 1859.

Das ganze innere Leben des P. von Ravignan scheint uns zusammengefaßt in jenem Worte, welches er zu seiner Devise gewählt hatte: „Entweder leiden, oder kämpfen.“ Daher wollen auch wir die Kämpfe dieser Seele betrachten, die nur unter der Bedingung, sich selbst gebändigt zu haben, Herrschaft über Andere gewann. Der heilige Ignatius sagt von solch kräftigen und ungestümen Characteren: „Ein einziger Sieg, den sie über sich selbst davongetragen, ist vorzüglicher, als eine Unzahl guter Werke, von Solchen geübt, die dabei dem sanften und milden Zug ihrer Neigung folgen. Gewöhnlich sind sie sogar mehr zu großen Dingen im Dienste Gottes geeignet, wenn sie ihr natürliches Ungestüm auf die Seite der Tugend schlagen. Denn alsdann sind sie nicht mit gewöhnlichen Dingen zufrieden, sondern sie stürmen los auf Schwieriges und lassen niemals nach.“ Eine neue Erfüllung dieses Wortes wird uns hier begegnen, in dieser heiligen Verbindung von Seelengröße und Demuth, von ungestümer Kraft und Geduld, von Festigkeit und Milde, von hinreißendem Eifer und ruhiger Klugheit.

Um diesen durch die Tugend gemäßigten Character möglichst treu darzustellen, haben wir den P. von Ravignan sich selbst zeichnen lassen: in seinen Unterhaltungen, in seinen Briefen und in einer Menge von Einzelheiten des innern Lebens, denn gerade dort zeigt man sich ungemacht und ganz, wie man ist. Er selbst wird also den

größten und zuverlässigsten Theil zu seiner Geschichte beitragen. Da wir nur das Interesse der Wahrheit im Auge hatten, haben wir so wenig als möglich von dem Unsrigen hinzugesetzt, und vielleicht hätte darum der Titel: „Memoiren“ dieser Arbeit besser entsprochen.

Bedarf es dabei noch der Versicherung, daß wir über den Ordensmann nicht den Apostel vergessen werden? Indem wir den P. von Ravignan in allen Lagen darstellen, wohin ihn sein Eifer geführt hat, auf der Kanzel von Notre-Dame, in den Kämpfen, die er für die Kirche und die Gesellschaft Jesu stritt, in seinen Beziehungen zu den Staatsmännern und literarischen Berühmtheiten seiner Zeit, werden wir sein öffentliches Leben verständlich machen, indem wir sein Privatleben betrachten; und das Treiben der Welt, dem wir ihn beiwohnen sehen, ohne daß er sein Herz daran verlöre, wird uns besser den Frieden seiner Zelle schätzen lehren.

Um dieses Leben nach allen Seiten darstellen zu können, war es uns gestattet, nicht nur aus den Papieren und Manuscripten des P. von Ravignan, aus den Archiven der Gesellschaft Jesu zu Paris, wie zu Rom zu schöpfen, sondern auch aus einer sehr großen Anzahl von Privatbriefen. Mögen die Personen, welche uns dieselben mit frommem Eifer mitgetheilt haben, hiemit den Ausdruck unserer Dankbarkeit entgegennehmen.

Paris, am 2. Februar, dem Feste der Reinigung der allerseligsten Jungfrau, 1860.

Leben des P. Xaver von Ravignan.

Erstes Kapitel.

Die Familie und die Schule.

Gustav Xaver von Ravignan als Kind in Bayonne, als Schüler in Paris. — Seine erste h. Communion. — Der Tod seines Vaters.

Der so erhabene Character des P. von Ravignan und sein so demüthiger Stand gestatten uns über die Vorzüge stillschweigend hinwegzugehen, welche ohne sein persönliches Verdienst Geburt und Vermögen ihm verliehen hatten. In der That, er war durch sich selbst hinlänglich geadelt, und hätte er auch keine Ahnen gehabt, er wäre gleichwohl ein Edelmann gewesen.

Immerhin mag aber diese Biographie eines Vorfalls erwähnen, der interessant ist durch die Gegensätze, die er uns vorführt. Es war zur Zeit, als Heinrich IV. nur noch König von Navarra und Chef der protestantischen Partei war, — einer Zeit der Verwirrung, in der es schwerer war, seine Pflicht zu erkennen, als sie zu erfüllen, — als ein Herr von Ravignan Correspondent und Agent dieses Königs wurde unter der Bedingung, gleichzeitig die Irrlehre zu begünstigen. Damals also glänzte der Name von Ravignan in den Reihen der Feinde der katholischen Kirche; doch diese sollte hierfür ihre Entschädigung haben: der Jesuit hat dieselbe für seine edle und fromme Familie sattsam geleistet.

Das Leben unseres christlichen Helden war reich an Schmerzen und Leid von seinem Beginne bis zu seinem Ende. Schon bei seinem ersten Eintritte in die Welt gesellte sich das Leiden zu ihm und blieb sein treuer Genosse auf dem mühsamen Wege zum Himmel. Er wäre beinahe gestorben, noch ehe er geboren war, und war schon vor der Taufe dem Kreuze geweiht. Seine Mutter lag, als ihre Stunde gekommen war, an einem bösartigen Fieber krank darnieder; schon hoffnungslos und fast sterbend verlangte sie an ihrem Bette noch einmal ihre drei Kinder zu sehen, und nachdem sie mit Orangensaft ihre trocknen und brennenden Lippen gelabt, küßte und segnete sie die Kinder in der Meinung, es sei dies der letzte Segen, den eine sterbende Mutter ihren bald verwaisten Kindern ertheile. Ueber diese mütterliche Zärtlichkeit vergaß sie jedoch nicht der christlichen Ergebung, brachte vielmehr Gott ihr eignes Leben und dasjenige des Kindes unter ihrem Herzen zum Opfer dar.

Aber der Himmel wachte über diesem gesegneten Kinde, und der Tod verschonte die Mutter. Man liest noch in dem Stadtarchive von Bayonne die folgende Geburtsurkunde: „Heute, am 11. Frimaire des Jahres 4 der einen und untheilbaren Republik, erschien vor dem städtischen Beamten Bernhard Paul Peter Lacroix Ravignan, Präsident der hiesigen Municipalität, hierselbst wohnhaft, 59 Jahre alt, welcher mir erklärte, daß seine Ehefrau Catharina Rosa Henriette Mel Saint-Ceran am gestrigen Tage gegen 6 Uhr Abends in ihrer Wohnung, Rue Neuve, ein Kind männlichen Geschlechts geboren habe, welches er mir vorzeigte, und dem er die Vornamen Gustav Xaver gegeben hat."

Das am 1. Dezember 1795 geborene Kind wurde an dem Tage getauft, an welchem die Kirche das Fest des heiligen Franz Xaver feiert, und es war die dankbare Mutter selbst, welche verlangte, daß ihrem so wunderbar erhaltenen Kinde der Name dieses Heiligen gegeben werde. Einst sollte er der Bedeutung dieses Namens gedenken! — Eine Zeitlang allerdings war im Kreise der Familie der Name Gustav der gebräuchliche, in seinem Ordens-

leben dagegen sollte er unter dem Namen Xaver bekannt werden.

Zwei Jahre später wurde in den Registern der Domkirche von Bayonne ein anderer Act eingetragen, der also lautet:

„Am 21. April 1797 hat der unterzeichnete Priester getauft den Xaver Lacroix Ravignan, geboren am 1. Dezember 1795, legitimer Sohn von Bernhard und Catharina Lacroix, in Bayonne wohnhaft. Pathen: Johann Hippolyt Lacroix und Amalie Marie Lacroix.

Paul Benedict Noguez, unbeeidigter Priester."

Dieser religiöse Act mußte im Geheimen vollzogen werden; denn damals war die schlimme Zeit noch nicht zu Ende, in welcher auf dem Boden Frankreichs Gott im Namen der Freiheit geächtet war. In der Kirche und selbst in der Familie war jede Feierlichkeit und jedes Fest der Frömmigkeit verboten. Man versammelte sich in einer abgelegenen Stube bei einem Uhrmacher der Stadt; das war die heilige Stätte, wo ein treugebliebener Priester, ehemals selbst Ordensmann, die Ceremonien der Taufe an einem Kinde nachholte, das dereinst ebenfalls ein Ordensmann werden sollte. Das zweijährige Kind hatte zu Taufzeugen einen Bruder, der nur vier Jahre und eine Schwester, die nur sieben Jahre zählte. Verschieden waren die Wege, welche die Zukunft diesen durch die doppelten Bande des Blutes und des Glaubens verbundenen Wesen vorbehalten hatte: während Marie Amalie in die Hofkreise, Johann Hippolyte aber in die Feldlager gerufen wurde, war es der Name des ans Kreuz gehefteten Jesus, der unsern Gustav Xaver rufen sollte. Allein, wenn auch die Lebenswege sich schieden, so blieben die Herzen doch vereinigt, und zu ihrer unverminderten Zärtlichkeit für den Bruder sollte später die Verehrung für den Priester noch hinzukommen.

Die ersten Lebenstage des schwachen Kindes waren den Umständen bei seiner Geburt entsprechend; es schwebte gleichsam zwischen Leben und Sterben. Kein Tag verging ohne bedenkliche Zufälle. Die Impfung — damals noch eine ganz neue Operation — verschlimmerte diese Zufälle,

und die Gefahr für das Leben des Kindes dauerte in Folge dessen während zweier Monate ununterbrochen fort. Endlich trat nach so vielen kritischen Augenblicken ein Stillstand ein, und die Entwicklung des Kindes begann nun in naturgemäßer Weise voranzuschreiten.

Aber die Vorsehung bietet stets reichen Ersatz: ganz im Stillen und durch Mittel, die nur Hindernisse schienen, arbeitete sie an ihrem Werke und zeichnete schon jetzt mit sicherer Hand die Grundzüge der Zukunft des Kindes. In seinem kleinen Körper wohnte eine große Seele; der Geist wurde stark durch die Schwäche des Fleisches, und je mehr die körperliche Entwickelung zurückblieb, desto mehr schien der Character voranzuschreiten. Während die Mutter, dem Gesetze der Natur gehorchend, das Kind noch nährte, gewahrte sie, daß dasselbe in seiner Art schon Theil nahm an der Unterhaltung und sich selbst von ihrer Brust weg mit verständnißvoller Miene nach denjenigen wandte, die es anredeten, gleich als verstehe es schon, was man sagte. Ebenso schien es bereits einen Unterschied machen zu können zwischen Ernst und Scherz; denn in Gesellschaft von Kindern war es ein Kind, im Umgang mit seinen Eltern aber spiegelte sich schon sein späterer Ernst ab. Noch war es nicht acht Jahre alt, und schon pflegte es Abends unbeweglich an dem Spieltische zu stehen, der Whistparthie seiner Mutter zu folgen und dieselbe in freundlichster Weise aufmerksam zu machen, wenn sie zerstreut war. Eine Frau aus Saint-Laurent, einem etwa zwei Meilen von Bayonne entfernt gelegenen Landgute der Familie, erinnert sich noch der ernsten Vorhaltung, die ihr eines Tages durch das Kind gemacht wurde, weil sie ihren Eltern nicht gehorcht hatte. So beherrschte schon damals der Sinn für das Gute die Seele des zukünftigen Redners von Notre-Dame, und die spätere Macht seines Wortes schien sich bereits jetzt im Keime zu zeigen.

Diese ersten Jahre seiner Kindheit verliefen, wie die friedliche Morgenröthe eines arbeitsamen Lebens, rasch und glücklich im Schooße seiner Familie, die bald in Bayonne, bald in Saint-Laurent sich aufhielt. Der kleine

Gustav pflegte gewöhnlich seinen alten Vater auf seinen Spaziergängen in der Stadt und seinen Ausflügen auf dem Lande zu begleiten. Der Unterschied ihres Alters hinderte nicht die innige Vereinigung ihrer Herzen. Der treffliche Vater konnte sich nicht von seinem geliebten Kinde trennen; er pflegte dasselbe seinen „kleinen Gefährten" zu nennen, während dieses in kindlicher Unschuld seinen Vater seinen „großen Gefährten" nannte. Dieser frühzeitige ganz und gar characteristische Ernst gab in der Familie Veranlassung, ihm einen Spitznamen beizulegen; man pflegte nämlich zu sagen, wenn man ihn sah: „sieh da unser kleiner Gesandter." Später hätte man fast glauben sollen, dieser Scherz sei ein prophetischer gewesen, da die Absichten des „kleinen Gesandten", als er groß geworden, allerdings einmal dahin gingen, sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen.

Das so begabte Kind wurde schon früh zur Schule geschickt. Es bestand nun damals zu Bayonne ein eigenthümlicher, sicherlich aus alter Zeit herstammender Gebrauch. An gewissen Tagen nämlich fand in der Schule ein Wettkampf um den Preis im Schreiben statt und zwar in der Weise, daß die kleinen Streiter, wenn sie die ihnen aufgegebene Seite fertig geschrieben hatten, auf die Straßen und Plätze der Stadt liefen und ihre Hefte den dort Vorübergehenden zur Beurtheilung vorlegten: jeder nahm alsdann den Preis für seine Arbeit in Anspruch, der Sieg wurde aber demjenigen zu Theil, welchem die meisten Stimmen der Anerkennung zufielen. Gustav zeichnete sich hierbei durch seinen Ehrgeiz aus, allein auch in seinem Eifer blieb er gleichwohl ernst und gemessen. Vor Beginn der Schule ging er gern ganz allein in den alten Hallen und Straßen von Bayonne umher und sah alsdann, die beiden Hände in den Taschen seines kleinen nach der Mode der damaligen Zeit gefertigten Ueberrocks, in der That wie ein Mann aus.

Inzwischen kam der Tag heran, an welchem Gustav die Elementarschule mit dem Collegium vertauschen mußte, und er sollte nun zum Erstenmal den Schmerz der

Trennung von den Seinigen kosten. Und wie viel Thränen vergoß er bei diesem Erstlingsopfer des Lebens! Herr von Ravignan selbst brachte seinen „kleinen Gefährten“ nach Paris und blieb einige Monate dort, um das Kind einzugewöhnen, und um sich selbst auf eine Trennung vorzubereiten, deren lange Dauer er voraussah. Ach! — die Trennung sollte noch länger währen, als er geglaubt hatte; der alte Vater sollte seinen jungen Sohn verlassen, um ihn niemals wiederzusehen! Gleichwohl entbehrte der Letztere, wenn auch weit entfernt von dem elterlichen Hause, dennoch nicht ganz des Umganges seiner Angehörigen; denn er traf in der Pension mit seinem älteren Bruder wieder zusammen und beide, der Pathe und sein Täufling erfreuten sich des Schutzes der Frau von Mel Saint-Ceran, ihrer frommen und zärtlichen Großmutter mütterlicher Seits.

Die Pension, in welcher die beiden Brüder untergebracht waren, wurde geleitet von Abbe Hunot, der später Pfarrer einer Kirche von Paris und Canonicus an der Domkirche wurde. Es waren in dem Institute nur einige zwanzig Zöglinge, allein unter denselben befanden sich mehrere, die später Berühmtheit erlangten. Seltsames Zusammentreffen! Neben dem Namen Ravignan stand der von Fentrier; wer konnte damals die Wechselfälle in der Politik und die Gegenwirkung von Seite der Vorsehung voraussehen!

Uebrigens wußte Gustav unter seinen Mitschülern sich passende Freunde zu wählen; sein richtiger Tact ersetzte ihm dabei die Erfahrung. Namentlich schloß er bald innige Freundschaft mit einem Knaben, dessen Familie mit der seinigen seit langer Zeit enge befreundet war, mit dem jungen Marquis Dampierre, und es war dessen Sohn, der als Erbe dieser innigen Freundschaft später die ersten Notizen über den alten Freund seines Vaters schreiben und drucken lassen sollte. Ueberhaupt fehlte es dem P. von Ravignan während seines ganzen Lebens nicht an treuen Freunden; denn man schloß sich in dem Maße an ihn an, wie er sich den Anderen anschloß; er aber liebte seine Freunde mit stets gleicher Treue und gab sich ihnen hin

ohne Vorbehalt. Darum sah man in der Folge fast alle Gespielen seiner Kindheit zum zweiten Male seine Freunde werden, indem sie sich zu seinen geistlichen Söhnen machten, und ihn, ohne die ehemalige Vertraulichkeit aufzugeben, bis zuletzt mit ihrer dankbaren Verehrung umgaben. Wenn die Freundschaft von der Religion geheiligt wird, ist sie unsterblich wie die Liebe.

Bei seinem Eintritte in die Pension wurde der jüngere Bruder natürlich unter den besondern Schutz des älteren gestellt. Alle Zöglinge lernten die Anfangsgründe des Lateinischen zusammen, ohne in verschiedene, niedrigere und höhere Klassen eingetheilt zu sein. Sehr bald war der neue Schüler vermöge seines Eifers seinen Altersgenossen voran, und an Jahren der jüngste wurde er in seinen Leistungen der erste. Dieser ungestüme Fortschritt paßte keineswegs in den Studienplan des Lehrers, der davon wenig erbaut, denselben lediglich einer allzu großen Einwirkung und Aufmunterung des Bruders zuschreiben zu müssen glaubte und dem letzteren, der doch ebenso unschuldig war wie Gustav, darüber Vorwürfe machte.

Denselben Eifer, den er im Lernen hatte, zeigte Gustav auch beim Spiele. An einem Sonntage war er mit seinem Bruder bei der berühmten Frau Rucamier, einer Freundin seiner Familie, eingeladen. Da die Stunde zum Essen noch nicht gekommen war, lief er mit solchem Eifer in den Gärten umher, daß er dabei in einen kleinen Teich stürzte, und ein Bedienter in aller Eile seinen Anzug wieder in Ordnung bringen mußte.

Die Vorsehung hatte in Paris für das Kind von Bayonne eine schützende Zufluchtsstätte in dem Hause seiner Großmutter bereitet. Frau von Mel Saint-Ceran, würdig, wegen ihrer Werke gelobt zu werden, war eine von den Seelen, die für die Tage der Prüfung gleichsam geschaffen sind, die durch Verfolgung treuer und hingebender werden, die der Kirche zur Zeit der Noth zum Troste sind, und bei dem Grabe, worin der Herr schläft, bis zur Morgenröthe der Auferstehung ausharren. Unser französisches Land ist bekanntlich reich an sühnenden Frauen,

wie an Männern von apostolischem Eifer; und in der That wir bedürfen ihrer, um unsere Frevel zu sühnen, unsere Schäden wieder herzustellen, das Böse durch Gutes zu ersetzen und es endlich sogar auf der Wage Gottes hoch empor zu schnellen. So war es Frau von Saint-Ceran, die, unterstützt von einigen gleichgesinnten Freundinnen, den ehrwürdigen Herrn Landrieux erziehen ließ, dessen Name noch heute in Paris populair ist. Und verdanken wir nicht ihrem Schutze zum Theil auch den P. von Ravignan? Dies Werk allein würde hinreichen, ihr die Krone zu erwerben. Jeden Sonntag kamen die beiden Brüder aus ihrem Pensionat, um diesen freien Tag bei ihrer Großmutter in frommer Weise zu verleben. Diese Erholung war ihnen um so wohlthuender, weil sie heilig war. Die fromme Großmutter führte ihre Enkel selbst in die Messe und den Segen ihrer Pfarrkirche. Und als der ältere der beiden Brüder in die Militairschule zu St. Germain en Laye eintreten mußte, übergab sie ihm ein kleines Buch von der Nachfolge Christi, welches der junge Offizier als ein theures Andenken in den großen Feldzügen des Kaiserreichs bewahrte, und das er an den Tagen der Schlacht, wie einen Schutzbrief bei sich trug.

Um diese Zeit war es auch, wo der Abbé Frayssinous die berühmten Conferenzen von St. Sulpice in der sogen. Capelle der Deutschen vorbereitete. Gustav besuchte diese Zusammenkünfte der Jugend mit seinen Cameraden und mußte, wie diese, auf Geheiß seines Lehrers den kurzen Inhalt der Vorträge jedesmal aufschreiben. Wir bedauern, beim Durchsehen der schriftlichen Arbeiten unsers jungen Zöglings keinen einzigen dieser Erstlingsentwürfe aufgefunden zu haben, die der Redner von Notre-Dame in der Schule des Redners von St. Sulpice niedergeschrieben hat.

Indessen wollen wir wenigstens einige Briefe aus dieser seiner ersten Lebensepoche mittheilen, die eben so kindlich, als zart sind und theilweise sogar benetzt von Thränen. Gleichwohl bekunden diese flüchtigen Zeilen, die nur für ein einmaliges Lesen bestimmt waren, bereits eine feste Willenskraft verbunden mit einer großen Zartheit des Gefühls.

„Mein lieber Papa! Ich will mich bemühen, Deine Zufriedenheit zu erwerben, um Dich nur ein wenig für Deine Sorgen und Opfer zu entschädigen. Ich kann mich nicht enthalten Thränen zu vergießen, wenn ich an die Zeit denke, wo ich Dein kleiner Gefährte auf dem Lande war, wo Du mich nun vermissest, und wo ich von Dir und der lieben Mama nicht so weit entfernt war. Doch ich will davon nicht weiter reden; denn das macht mich allzu traurig. Adieu, lieber, guter Papa; ich kann dir versichern, daß ich Dich innig liebe von Grund meines Herzens."

„Ach, lieber und allzu guter Papa, wie sehr möchte ich, daß du mich noch immer deinen Gefährten nennen könntest, wie damals, wo wir in dem Gehölze spazieren gingen, welches die Gurgue umgibt! Wie glücklich war ich damals! — ach! diese Zeit ist dahin! doch will ich hoffen, daß ich eines Tages diese Gegend wieder sehen werde, die mir so theuer ist, und die mich hat zur Welt kommen sehen. Könnte ich doch jetzt dorthin reisen! Bis dahin, lieber Papa, muß ich mich trösten, indem ich Dir Briefe schreibe, worin ich Dir meine innersten Gefühle ausspreche. Dein kleiner Gefährte, der Dich liebt von Grund seines Herzens."

„Ich erinnere mich, ach! als wenn ich dort wäre, meines Zimmers, des Gartens und der ganzen Umgebung. Ich weiß nicht, was mich zu diesem stillen Orte so hinzieht; es würde mir dort immer gefallen. Mein Character liebt die Einsamkeit. Was würde ich für Freude haben, wenn ich wieder Dein kleiner Gefährte werden könnte! Ich hoffe, Du wirst mir meine kleinen Fehler verzeihen."

Ist es nicht schon der reine und gefühlvolle Geist des P. von Ravignan, der sich in diesen Briefen eines zehnjährigen Kindes ausspricht?

Frau von Ravignan kam im Sommer 1806 nach Paris, um während der Ferien ihrer Söhne bei diesen zu bleiben. Beim Wiederbeginn der Klassen im Monat November nahm sie die Kinder aus dem kleinen Pensionat von Estrapade heraus, um sie in ein weit größeres zu bringen, das in der Straße Matignon, in der Nähe der Champs-Elysées

lag. Gustav schrieb darüber in seiner besonnenen Weise seinem Vater nur die folgenden Worte: „Mama hat uns in ein anderes Pensionat gebracht, in dem es uns ganz gut geht.“ —

Damals gab es noch bei weitem nicht so viele Erziehungshäuser solcher Art, wie heute; dasjenige, in welches die beiden Knaben jetzt gebracht worden, war eins der berühmtesten und besuchtesten; es zählte mehr als dreihundert Zöglinge. In dieser Zeit der Reorganisation herrschte in den Schulen noch große Verwirrung. Man sah mehr auf die Form, als auf das Wesen der Sache, und die Religion schien nur nothwendig, in so weit sie geboten war. Der Director der Anstalt gab Bälle in seinem Hause, an denen seine Zöglinge Theil nahmen, er führte sie ins Theater, wie zu einer wissenschaftlichen Uebung und kümmerte sich wenig um die schlechten Bücher, die in der Anstalt von Hand zu Hand gingen. Ohne Verwegenheit wird man behaupten dürfen, daß die Moralität nicht die glänzendste Seite dieses dem Zeitgeist entsprechenden Pensionats gewesen ist. Wenn aber gleichwohl ein Kind im Alter von elf Jahren es verstand, in einer so gefahrvollen Umgebung sich aufrecht und rein zu erhalten, den Verführungen der Einen, den Aufreizungen der Andern und dem schlechten Beispiele fast Aller zu widerstehen und dabei den Geist des Glaubens und der Pflichttreue zu bewahren, so mußte dieser Gegensatz dazu dienen, die Stärke seines Characters nur noch mehr hervorzuheben.

Wiederum knüpfte er hier nach freier Wahl Freundschaften an, die nie gelöst werden sollten. Allein für das Kind, wie für den Mann ist es immer und überall nur Arbeit und Gebet, was gegen das Böse schützt. Gustav absolvirte gleich im ersten Jahre vier Klassen: die Septima, Sexta, Quinta und Quarta und trotzdem gelang es ihm mehrere Male der Erste zu werden. Am Ende des Jahres, in welchem er so Viel geleistet, wagte Niemand ihm den ersten Preis des Fleißes streitig zu machen. Das arbeitsame Kind mußte nach der encyclopädischen Methode fast Alles auf einmal lernen und brachte doch zu Allem In-

teresse, oder wenigstens Eifer mit: zum Englischen, Deutschen, Zeichnen, zur Musik, zum Tanzen, Fechten, Schwimmen und Reiten. Auch gab er gern seinen Eltern von den kleinsten Fortschritten in den unbedeutendsten Nebensachen Rechenschaft; „ich fange an", — so schrieb er einmal — „fast allein schwimmen zu können." Allein er that dies nur, um seinen Eltern Freude zu machen, nicht um zu prahlen. Seine Mittheilungen pflegte er in der Regel in seiner bescheidenen Offenheit mit dem nichts weniger als übertriebenen Satze zu schließen: „Ich glaube, daß meine Lehrer mit mir ziemlich zufrieden sind."

Während das Kind in dieser Weise seine Zeit gut benutzte, blieb auch sein Herz vor allem Bösen bewahrt. Die Religion hatte schon von seiner ganzen Seele Besitz genommen und beherrschte alle seine Gefühle. Seine erste heil. Communion sollte ihm das Jahr 1809 für immer denkwürdig machen; mit dem ganzen Ernste seines Glaubens begann er schon lange vorher sich zu einer so wichtigen Handlung vorzubereiten. Schon bei Beginn des Jahres schrieb er an seinen Vater: „Ich will nicht mehr in's Theater gehen, weil mein Beichtvater mir dies für die Folge verboten hat, und ich sonst nicht zur ersten heiligen Communion zugelassen würde. Bitte Frau von Lucay nur Hippolyt dorthin mitzunehmen; ich will vorsichtig und gesammelt sein, damit ich würdig zum Tische des Herrn gehen könne."

Es scheint, als sei dieser Auftrag nicht bestellt worden. Wenigstens erhielt Gustav kurze Zeit nachher eine neue Einladung zum Theaterbesuch; sofort ergriff er die Feder und schrieb diesmal seiner Mutter mit einer bei einem so gehorsamen Kinde doppelt liebenswürdigen Festigkeit: „Frau von Lucay hat die Güte gehabt, einen Bedienten zu schicken, der uns zum Theater abholen sollte. Du weißt, daß ich darauf verzichtet habe, dorthin zu gehen, und ich bitte dich deshalb, ihr in meinem Namen so bald als möglich recht sehr zu danken, weil ich dies selbst zu thun nicht den Muth habe. Es würde mich betrüben, wenn Dir meine Handlungsweise mißfiele, aber ich will und

werde nie mehr ins Theater gehen. Verzeihe mir, geliebte Mutter, daß ich so frei zu Dir rede, allein ich halte mich nach dem, was mein Beichtvater mir von der Religion gesagt, dazu für verpflichtet; — und ich sage nur, was ich denke."

Mit diesen religiösen Gedanken war er so sehr beschäftigt, daß sie nun den gewöhnlichen Inhalt seiner Briefe nach Hause bildeten. „Ich verdoppele meine Anstrengungen, schreibt er, um dem lieben Gott bei meiner ersten heil. Communion wohl zu gefallen. Ich strebe danach, zu dieser h. Handlung mich so vorzubereiten, daß ich sie würdig begehe."

Im Laufe des Monats Mai schrieb das Kind weiter: „Der Tag meiner ersten heil. Communion naht heran; ich suche deshalb meine freie Zeit zu benutzen, um mehr gute Bücher zu lesen, die mich zu der großen Handlung vorbereiten, welche ich am 1. Juni, dem Tage des Frohnleichnamfestes, begehen soll. Sicherlich wird das ein Tag großen Glücks für mich werden! Doch Ihr werdet nicht dabei sein! Allein Ihr werdet mir wenigstens im Geiste gegenwärtig sein, und möge Gott alsdann die Gebete eines schwachen Kindes für einen geliebten Vater und eine theure Mutter erhören."

Die Feierlichkeit, welche zuerst auf den 1. Juni festgesetzt war, wurde auf den 8. verschoben. „Das betrübt mich nicht, sagte Gustav, weil ich nun wenigstens etwas mehr Zeit habe, mich vorzubereiten . . . bis dahin werde ich nicht mehr schreiben, weil ich, je näher der Tag meines Festes heranrückt, um so weniger Zeit habe." In der That schrieb er seinen Eltern nur noch einmal, um ihnen seine kindliche Abbitte vorzutragen und dadurch auf Erden, wie im Himmel Verzeihung zu erhalten: „Ich schreibe Euch, meine geliebten Eltern, um mir vor allen Dingen Euren Segen und Eure Verzeihung zu erbitten für all das Unrecht, das ich gegen Euch begangen und für all den Verdruß, den ich Euch vielleicht bereitet habe. Für die Zukunft verspreche ich, Euch nie mehr zu betrüben. Betet für Euren kleinen Gustav, geliebte Eltern, damit er seine erste Communion würdig verrichte."

Und gewiß hat das glückliche Kind seine erste Communion würdig verrichtet. Gleich am Tage darauf schrieb er über die heilige Handlung, welche in der Kirche St. Philipp du Roule Statt hatte, Folgendes: „Gestern, Donnerstag den 8. Juni, habe ich die erste heil. Communion und die heil. Firmung empfangen. Die Anrede, welche der Priester vor der heil. Communion an uns hielt, hat mich bis zu Thränen gerührt, und als ich die Gebete ablesen sollte, konnte ich nur die beiden ersten Linien sprechen, weil meine Beklemmung zu groß war. Ein anderer hat es an meiner Statt gethan, und ich habe mich wieder auf meinen Platz zurückbegeben. Und Euch, meine lieben Eltern, ach! ich habe Euch nicht vergessen!"

Tragen wir hier noch einiges Bemerkenswerthe aus seiner Jugendzeit nach. — Gustav war immer wahr; die Eigenliebe, die Mutter der Lüge, hatte ihn nicht berückt. Selbst Tadel wußte er hinzunehmen. „Deine zärtlichen Vorwürfe, schrieb er an seinen Vater, haben auf mich einen Eindruck gemacht, den ich nicht beschreiben kann. Ich muß es bekennen, daß ich gerne Geld ausgebe, aber doch nicht zu viel, da ich mein Geld immer gut anzuwenden bemüht bin. Von nun an werde ich sparen, so viel ich kann, denn was würde ich nicht für einen so guten Vater thun, der sich selbst Alles für seine Kinder entzieht?" — Ebenso verstand er es auch Widerwärtigkeiten zu ertragen, und ein Fehlschlagen verdoppelte nur seinen Muth. „Ich weiß nicht, äußerte er nach einer Composition, warum ich so sehr zurückversetzt worden bin; das ist sicherlich die Strafe für irgend eine Unbesonnenheit. Aber das soll mir ein neuer Sporn sein, meine Anstrengungen zu verdoppeln, um meine Laufbahn gut zurückzulegen."

Gustav sollte jedoch bald lernen, sich auch in die schmerzlichste Prüfung zu ergeben. Ach! man lebt ja niemals lange auf dieser Welt, ohne über einem Grabe weinen zu müssen. Er aber lernte diesen Schmerz gar früh kennen, denn noch als Kind verlor er seinen Vater. Unter dem ersten Eindrucke dieses harten Schlages schüttete er seine ganze Traurigkeit in das Herz seiner Mutter aus,

indem er ihr folgenden Brief schrieb: „Ich schicke Dir einen Brief voll von Thränen. Gestern hat man mir den Tod von Papa mitgetheilt. Obgleich ich ein wenig darauf vorbereitet war, hat diese Nachricht mich doch tief ergriffen. Ach! Nichts kann ihn zurückrufen, und wir müssen uns fügen, so schmerzlich es auch sein mag. Gott hat es so gewollt! ich fürchte nur, Deine Betrübniß zu vermehren, und du hast sicherlich des Kummers genug. Eine gute und zärtliche Mutter ist uns noch geblieben: o mein Gott! erhalte sie uns noch lange, diese geliebte Mutter, laß sie in der Mitte ihrer Kinder noch viele und glückliche Tage erleben! Theile mir doch, bitte, in Deinem nächsten Briefe Alles bis ins Kleinste von der Krankheit und dem Tode des so heiß geliebten Vaters mit. Man wird doch Zeit gehabt haben, ihm die heil. Sterbesakramente zu spenden; das würde ein großer Trost für uns sein, und ich hoffe zuversichtlich, daß man darin Nichts versäumt hat. Ach! mein theurer Vater, du wirst nicht vergessen werden am Fuße der Altäre; da werde ich heiße Gebete zu Gott senden für dich und für meine Mutter, und Gott wird sie hören und erhören!"

Wir können aus der späteren Zeit die Beharrlichkeit dieser kindlichen Pietät bestätigen; als Priester hat er oft das heil. Meßopfer für seine verstorbenen Eltern dargebracht, und wenn er die Stufen des Altars hinaufging, hörte man ihn beten für seinen Vater und seine Mutter.

Frau von Ravignan stand nunmehr allein an der Spitze ihrer schwierigen Geschäfte und einer zahlreichen Familie; die Trauer um ihren verstorbenen Gatten war eine tiefe und unaufhörliche. Gustav machte es sich zur Herzenspflicht, sie zu trösten; er stellte ihr alle die Gründe vor, die ein Kind zu finden weiß, um sie zu überzeugen, daß sie ihr Glück noch finden könne in dem Glücke der Ihrigen; weiter fügte er mit kindlicher Zartheit hinzu: „Verzeihe mir meine Offenherzigkeit; wenn ich die Grenzen des Respectes überschritten haben sollte, so bekenne ich mich schuldig; allein ich suche eilig Schutz an Deinem Herzen, dort wirst Du mich entschuldigen."

Dieser Respect, der die Zärtlichkeit in gehörigen Grenzen hält und in der guten alten Zeit herkömmlich war, bestand bei Gustav keineswegs bloß in gehorsamen Formeln; nein, er war aufrichtig gemeint und ging in die That über, er kam von Herzen und machte ihn in Wahrheit zum gehorsamsten und liebenswürdigsten der Söhne.

Marie Amalie, seine älteste Schwester und Pathin, war an den General Exelmans verheirathet und hatte Paris eben verlassen, um sich als Hofdame der Königin Caroline, Schwester des Kaisers Napoleon, nach Neapel zu begeben. „Amaliens Abreise", schreibt Gustav, „bereitet mir einen Kummer, den ich nicht zu beschreiben vermag. Der Gedanke, mich von einer so guten Schwester trennen zu müssen, zerreißt mir das Herz; — ich kann nur noch seufzen und weinen, mich auszusprechen, bin ich nicht mehr im Stande." — Einige Zeit nachher reiste General Exelmans seiner Frau nach und schlug seinem jungen Schwager vor, ihn zu begleiten. Ein solcher Vorschlag hatte große Reize für den Zögling auf der Straße Matignon; er war davon begeistert, allein bevor er annahm, befragte er seine Mutter in folgenden Worten: „Ich wünsche dringend, mitreisen zu dürfen; Reisen haben für mich sehr viel Anziehendes, namentlich die nach Italien ist eine der angenehmsten und lehrreichsten zugleich. Ich bitte und beschwöre dich, schlage mir meine Bitte nicht ab, es sei denn, daß du dieselbe für meine Erziehung nachtheilig erachten solltest. Denn so groß auch mein Verlangen ist, Du allein hast zu entscheiden und auch hierin zu bestimmen, was das Beste für mich ist, denn ich könnte Nichts thun ohne Deine Weisung und Deine Billigung. Das meine ich auch als wohlerzogenes Kind meiner lieben und guten Mutter schuldig zu sein." Die Mutter gewährte seine Bitte nicht, und ohne Zaudern schlug sich Gustav seine Wünsche aus dem Sinn.

Um dieselbe Zeit trat eine andere noch größere Verlockung an Gustav heran; man drängte ihn, als Page in den Hofstaat des Kaisers einzutreten. Der Weg des Glückes wäre ihm damit geöffnet worden; allein das kluge Kind betrachtete die Sache von einem ganz andern Gesichtspunkte,

und gab nach sorgsamer Ueberlegung die bestimmte Antwort: „Ich bin entschlossen, nicht in die Reihe der Pagen einzutreten, weil man diesen Dienst nur verlassen kann, um Soldat zu werden, die Militair-Carriere mir aber in keiner Weise zusagt. Ich bin von Natur stille, das Studium sagt mir zu, und ich fühle starke Neigung zur Diplomatie.“ Damals hatte er noch nicht, wie der h. Franz Xaver, das Wort des Evangeliums vernommen: Quid prodest? [1]) Aber wenn ihn Gott auch noch nicht innerlich berufen hatte durch seine Gnade, so leitete Er ihn doch schon durch seine Vorsehung.

Während dieser ersten Jahre seiner Erziehung war Gustav nicht ein einziges Mal zu den Seinigen nach Hause gekommen. Man konnte damals noch nicht so bequem, wie heute, eine Reise von Paris nach Bayonne machen. So verflossen denn die Ferien des jungen Zöglings in Paris zwar nicht ohne Freuden, aber doch ein wenig einförmig; er verbrachte sie eben bei seiner Großmutter. Nur hin und wieder brachte der ehrwürdige Abbé Rauzan, ein Freund der Frau von Mel de Saint-Ceran, eine kleine Abwechslung hinein, indem er das Kind nach St. Germain en Laye mitnahm. Dort besuchte Gustav dann zuerst seinen Bruder Hippolyt in dem alten königlichen Schlosse, das in eine Militairschule verwandelt war; und holte alsdann wieder seinen wohlwollenden Führer ab, der ihn bei einem seiner Brüder, einem Arzte der Umgegend, einem liebenswürdigen und heitern Manne, erwartete.

Indem wir nunmehr mit Gustav die Straße Matignon verlassen, wollen wir, damit wir nicht mehr dahin zurückzukehren brauchen, der Zeit vorauseilend noch ein letztes Wort über das spätere Verhältniß unseres Zöglings zu seinem Lehrer sagen. Die Zeit ändert Verhältnisse und Stellungen. Nachdem der Director des Pensionats in der Straße Matignon eine Zeit lang sehr gute Geschäfte gemacht hatte, ging es ihm später recht schlecht; er mußte sich, alt geworden, nach Neuilly zurückziehen, wo er arm und

[1]) „Was nutzt es?“

verlassen Niemanden um sich hatte, als eine seiner Töchter, die ihn in seinem Elende pflegte und tröstete. Eines Tages hört diese von dem P. von Ravignan sprechen, der inzwischen Apostel von Paris geworden; von kindlicher Liebe getrieben, eilt sie zu ihm und fragt ihn, ob er sich noch seines alten Lehrers erinnere. „Ich werde ihn nie vergessen", war die Antwort, „und ich wünschte, daß ich ihm meine Dankbarkeit beweisen könnte." — Das können Sie, entgegnete das Mädchen; ich bin seine Tochter, er ist unglücklich und krank, und Sie allein vermögen es, ihm von Gott zu sprechen, indem Sie Sich an sein Herz wenden. P. von Ravignan eilt sofort zu dem achtzigjährigen Greise, der zuerst von dem Anblicke eines Priesters sichtlich betroffen ist. Allein, kaum hatte er seine Stimme vernommen, als er ausrief: „Wie! Du bist es, Gustav?" Er weint und bekehrt sich, und von diesem Tage an war der Zögling sein Lehrer geworden.

Zweites Kapitel.

Die militairische und juristische Laufbahn.

---

von Ravignan als Lieutenant der Cavallerie, als Rath am Königlichen Gerichtshofe zu Paris, als Substitut des Staatsprocurators. — Sein Beruf, seine geheimnißvolle Abreise.

Gustav von Ravignan sollte sich nun für einen Lebensberuf entscheiden. Abgesehen von einigen leichten Anwandlungen der Neigung zur Diplomatie zogen ihn alle seine Wünsche zur juristischen Laufbahn hin, die er denn auch ergriff. Sollte nicht auch dies von Seite der Vorsehung ein vorbereitender Schritt zu seinem späteren eigentlichen Lebensberufe gewesen sein, den er jetzt noch nicht einmal ahnte? Im November 1813 trat er bei Herrn Goujon, einem alten Rechtsgelehrten, welchen seiner Mutter der als Vertheidiger des Königs berühmt gewordene von Séze empfohlen hatte, ein. Gleichzeitig wählte er zu seinem Beichtvater und Seelenführer den Abbé Frayssinous, dem er von da ab ein Sohn war und blieb. So führte der Himmel diese beiden schon jetzt zusammen, ehe er ihre Thätigkeit in seinem Dienste vereinigte.

Allein sehr bald mußte der junge Jurist seine Studien auf günstigere Zeiten vertagen. Nicht allein, daß er im Januar 1814 in Folge des bis dahin zurückgebliebenen nun auf einmal allzu sehr beschleunigten Wachsens krank wurde, — es löste sich auch aus Veranlassung der politischen Krisis, in welcher sich das Kaiserreich Napoleons befand, die Rechts-

schule, in die er eingetreten war, auf. So hatte er Zeit, eine Reise nach dem Süden zu unternehmen. In Bordeaux wohnte er dem feierlichen Einzuge des Herzogs von Angoulème am 11. März bei und nahm lebhaften Antheil an dem Enthusiasmus der royalistischen Reaction. — Nachdem sodann die Restauration zur Thatsache geworden, kehrte er mit seiner Mutter nach Paris zurück, um seine Studien wieder aufzunehmen.

Allein ein neuer Zwischenfall entzog ihn bald wieder seinem Studierzimmer, das er diesmal verließ, um sich freiwillig mitten in den Kampf zu stürzen. Bei dem ersten Gerüchte nämlich von der Landung Napoleons an den Küsten der Provence entschloß sich der feurige Jüngling sofort, trotz seiner schwachen Gesundheit und trotz seinem Widerwillen gegen Lärm und Abenteuer unter die Königlichen Freiwilligen einzutreten. Seine ritterliche Gesinnung und sein alter Glaube lehrten ihn, daß die Ehre zur Treue, das Gewissen zur Hingebung verpflichte, daß man sein persönliches Interesse der öffentlichen Wohlfahrt aufopfern müsse, und daß bei Alledem für seine Pflicht sterben nichts anderes sei, als für Gott sterben. Er wurde also Soldat. Auch viele Andere noch hatten ihr Wort gegeben, einzutreten, indem sie ihre Namen in die bezüglichen Listen eingetragen hatten. Allein für viele Leute ist das Versprechen etwas ganz anderes, als das Halten, und wenn der Augenblick zum Handeln gekommen ist, fehlt es dem halben Willen der Furchtsamkeit nie an Entschuldigungen. Die Zusammenkunft der Freiwilligen war auf die Morgenstunden des 19. März anberaumt, allein es erschienen ihrer nur Wenige; Gustav war einer der ersten auf dem Platze; er war entrüstet, nur so Wenige sich einstellen zu sehen; aber er ließ den Muth nicht sinken, und wäre er allein gekommen, er würde doch gegangen sein. Zu seiner Mutter zurückkehrend und voller Begeisterung war er mehr entschlossen als je, der Sache des Königs zu dienen und ihr wenigstens sein Leben zu weihen. Die Zeit drängte; er traf seine Vorbereitungen und empfing am Ostertage die h. Communion; gestärkt mit dieser göttlichen Wegzehrung und begleitet von

dem Segen seiner Mutter verließ er Paris und eilte nach Spanien.

Der Feldzug war kein glücklicher; in dem verhängnißvollen Gefechte von Hélette wäre der junge Freiwillige beinahe ein Opfer seines Heldenmuthes geworden. Die königlichen Truppen, in einem Hinterhalte überrascht, wurden fast erdrückt von der Ueberzahl ihrer Gegner. Der unglückselige Barbarin, der sie befehligte, wurde getroffen und war einen Augenblick in Gefahr gefangen und getödtet zu werden. Gustav hat dies kaum wahrgenommen, als er mitten im Feuer vorwärts dringt und einem Regen von Kugeln sich aussetzt, um seinen Chef zu decken; endlich gelingt es ihm, ihn in seine Arme zu schließen, und er versucht, ihn entweder dem Gedränge zu entreißen, oder mit ihm zu fallen. Allein der unglückliche Commandant, durch ein Gefühl der Großmuth zu einem Acte der Verzweiflung gedrängt, macht einen seiner Arme von den Händen seines Befreiers los und jagt sich selbst eine Kugel durch den Kopf, damit so nur seine Leiche in die Hände des Feindes falle. Gustav, mit Blut bedeckt, läßt nun seine traurige Beute fahren, und auf einen unnützen Tod verzichtend, sucht auch er sein Heil in der Flucht.

Allein, zu Fuß, umgeben von tausend Gefahren durcheilt er das baskische Land, überschreitet die Grenze und gelangt glücklich nach Saint-Laurent, dem geliebten Aufenthaltsorte der glücklichen Jahre seiner Kindheit. Das Haus stand leer, weßhalb er, von Müdigkeit entkräftet, bei dem braven Dumaine abstieg, einem alten und vertrauten Diener und Freunde seiner Familie, der glücklich war, den Sohn seines alten Herrn beherbergen zu dürfen. Dieser aber, weit entfernt, durch diesen ersten mißlungenen Versuch entmuthigt zu sein, sehnte sich nur nach neuen Kämpfen; nach dreitägiger Ruhe in der gastlichen Hütte und nach einer geheimen Unterredung mit dem alten Pfarrer reiste er an einem Sonntage um 10 Uhr Abends als Bauer verkleidet und von den beiden Töchtern seines Wirths und einer alten Magd begleitet von Neuem ab. In einem Walde an einer vorher verabredeten Stelle traf er mit einem treuen und

zuverlässigen Manne aus der Gegend zusammen, der es übernommen hatte, ihm den Weg über die spanische Grenze zu zeigen. Vor seiner Abreise hatte er folgendes Billet geschrieben, das auch seine Adresse richtig erreichte: „Morgen verlasse ich Saint-Laurent. Adieu, beste aller Mütter! ich fühle mich in meinem Herzen zwar etwas gedrückt, allein die Religion richtet mich auf. Die heil. Messe werde ich bei meinem Nachbar hören, wo ich bei Tagesanbruch anzukommen gedenke. Ich fühle das Bedürfniß zur Ruhe zu gehen, hier vielleicht für lange Zeit, wenn nicht für immer, zum letzten Male Adieu! Ich liebe dich mehr, als mein Leben."

Gustav von Ravignan fand endlich seine Fahne wieder und schloß sich dem Corps der Königlichen Freiwilligen an, welches vom Grafen Etienne de Damas befehligt wurde. Zu gleicher Zeit empfing er vom Herzog von Angoulème seine Ernennung als Lieutenant der Cavallerie. — Auch später sollte er noch Soldat sein, nur in einer andern Armee.

Indessen dieser militairische Versuch fand bald sein Ende. Am 17. Juli schrieb der junge Offizier die folgenden Zeilen von Saint-Jean-de-Luz: „Ich kehre zurück; ich befinde mich wieder in Frankreich; es geht mir sehr gut; wir haben nur wenig Unfälle erlebt. Ich hoffe bald meine alte Laufbahn wieder aufnehmen zu können, meine jetzige Aufgabe ist erledigt. Ich werde dich wieder sehen, und zwar nach treu erfüllter Pflicht. Thut es mir auch leid, so lange von Dir getrennt gewesen zu sein, so gereicht es mir doch zum Troste, meiner Gewissenspflicht genügt zu haben." Es ist unmöglich, mit mehr Würde und Bescheidenheit zu schreiben.

Am 19. Juli datirte Gustav von Bordeaux aus das nachstehende Billet ebenfalls an seine Mutter: „So eben bin ich als Courier hier angekommen, von meinem General dem Grafen von Damas vorausgeschickt, um seine Ankunft anzusagen. Es geht mir vortrefflich und meine größte Freude ist, daß ich schon so bald bei Dir sein soll. Ich bin Lieutenant der Cavallerie und Ordonnanzoffizier; allein ich denke nicht, meinen Dienst fortzusetzen." Er unterläßt es, eines Zwischenfalls zu erwähnen. Nachdem er nämlich im Gefolge des Herzogs von Bourbon in Frankreich angekommen

war, erhielt er alsbald eine vertrauliche Mission nach Bordeaux, zu deren Erledigung er reiten mußte, was die Kräfte des Pferdes nur vermochten. Um ein wenig aufzuathmen, stieg er in Mont-de-Marsan bei einer alten Freundin seiner Mutter ab. Kaum eingetreten sinkt er ohnmächtig zusammen; nach kurzer Rast aber steigt er wieder zu Pferde und erreicht Bordeaux, wenn auch nicht mit Lorbeern geschmückt, so doch überhäuft von Ehrenbezeugungen.

Ein letzter Brief aus Bordeaux vom 7. August schließt die militairische Periode in unserer Erzählung ab und bezeichnet den Beginn der richterlichen Laufbahn: „Ich reise morgen nach Paris, schreibt er. Welche Freude! Ich konnte Dir nicht eher schreiben, weil mein Dienst mich hinderte; derselbe bestand zwar im Nichtsthun, allein vom Morgen bis zum Abend kamen Leute, die ich empfangen mußte. Obwohl ich eben erst meine Bestallung als Lieutenant erhalten habe, werde ich doch nicht eher wieder zufrieden sein, als bis ich in meiner Studierstube für den Dienst des Königs am Arbeiten bin.“ —

Nach Paris zurückgekehrt wollte man ihn bewegen, die militairische Carriere, welche die Gunst der Umstände ihm geöffnet hatte, weiter zu verfolgen; in der That schien, da man ihn mit Lieutenantsrang, den er in Spanien sich erworben, in die französische Armee übernehmen wollte, seine Stellung gemacht und seine Zukunft gesichert. Allein er betete um die Erleuchtung von Oben, prüfte sich ernstlich selbst, und wurde in seiner Vorliebe für die richterliche Laufbahn immer von Neuem befestigt. Als der Herzog von Angoulème von diesem Entschlusse des jungen Lieutenants hörte, sagte er ihm voll Wohlwollen: „Ich freue mich, Herr von Ravignan, Sie wiederzusehen. Ich weiß, daß Sie dem Vaterlande ebenso gut durch das Wort dienen werden, wie Sie es mit dem Degen gethan.“

So entsagte denn Gustav definitiv seiner Stellung als Offizier, um sich zum Berufe eines Richters vorzubereiten. Sein thatkräftiger Wille im Verein mit ausgezeichneten Anlagen machten es ihm leicht, jede Stelle auszufüllen. So begann er seine Stage und machte sich, als sei nichts da-

zwischen gekommen, mit neuem Eifer an seine Aufgabe. Um sich weiter auszubilden, betrieb er neben dem Studium der Gesetze auch Sprachstudien. Er lernte das Deutsche und nahm bei einem Freunde, der in England als Gefangener gelebt, Unterricht im Englischen, während er selbst diesen in der lateinischen Sprache unterrichtete. Zeichnen und Musik boten ihm bei diesen ernsten Studien Zerstreuung und Erholung.

Ob das Maß der Arbeiten seine Kräfte überstieg, oder ob von Zeit zu Zeit eine Krankheit über ihn kommen sollte, damit sein ganzes Leben eine Kette von Schmerzen und Mühseligkeiten sei, — genug, gerade der Theil seines Körpers war besonders schwach, der die Hauptlast seiner zukünftigen Arbeiten tragen mußte. Im Winter 1816 erkrankte er schwer an einem Brustleiden. Die Jahreszeit war ungünstig, sein Alter machte die Krankheit doppelt gefährlich, und man hegte die ernstlichsten Besorgnisse. Der Arzt verordnete ihm eine Kur in Eaux-Bonnes, wohin er sich alsbald begab, um hier im Süden das Frühjahr zu verleben und den Sommer abzuwarten.

Seine Krankheit brachte den jungen Juristen zum Nachdenken, und seine Gedanken führten ihn immer wieder auf Gott hin. Am 10. Mai schrieb er vom Schlosse zu Ravignan: „Ich lebe hier in völliger Einsamkeit, was mir sehr wohl thut; wenn es meine Gesundheit erlaubte, würde ich arbeiten. Ich bin mit meinem jetzigen Zustand nicht zufrieden, denn es fehlt mir an physischer Kraft, und in Folge dessen auch an moralischem Muth. Das ist eine Prüfung, die Gott mir gesendet, und die ich so gut tragen will, wie ich kann, nicht allzugut indessen, weil viel Trägheit dabei ist. Doch glaube deßwegen nicht, daß ich es mir sehr zu Herzen nehme; nein, ich war im Allgemeinen mit der Stimmung unserer Landleute zufrieden; die Religion wohnt so gerne in ihren Hütten, sie ist für sie, wie für alle gläubigen Seelen, der größte Schatz. Mir scheint es sehr thöricht, von Politik zu sprechen: O fortunatos nimium! . . . . Doch ich schlafe jetzt, aber mein Erwachen wird das Erwachen eines Löwen sein."

Man empfahl dem Kranken, auf die Jagd zu gehen; und da er dies für seine Pflicht ansah, so that er es mit Freuden; von seinem ersten Erfolg dabei konnte man ihn sogar mit kindlicher Freude sprechen hören. Es ist immer erfreulich, die Natur eines Menschen in solchen Aeußerungen zu erkennen, und das Aufjauchzen der Jugend in einem schon männlichen Wesen wiederzufinden. Nachdem er sich sodann im Monat Juli einige Wochen in den Pyrenäen aufgehalten, begann er sich zu erholen, und seine Jugend, neu gestärkt durch die Bergluft, ersetzte bald die verlorenen Kräfte. Den Rest des Sommers endlich verbrachte Gustav in Saint-Laurent, am Grabe seines Vaters. Am 11. September, dem Todestag desselben, schrieb er an seinen Bruder: „Unsere theuersten Erinnerungen sind mir an dem traurigen Jahrestage, den ich heute Morgen allein an dem Grabe meines Vaters begangen, vor die Seele getreten, und ich meine den heutigen Abend nicht besser verwenden zu können, als wenn ich die betrübten, aber süßen Gedanken vor Dir ausschütte, die mich den ganzen Tag beschäftigt haben. O! gerade dann, wenn die Seele von einer tiefgefühlten Empfindung ergriffen ist, legen sich die religiösen Gedanken ihr wunderbar nahe. Du, geliebter Bruder, warst heute den Gefühlen, die mich bewegten, gewiß nicht fremd, — das weiß ich — aber der Umstand, daß ich an dem Orte anwesend war, wo mein Vater mich als Kind erzog, wo er starb, und wo seine theuren Gebeine ruhen, hat meine Gefühle unmittelbarer gemacht. Ich habe eine Messe lesen lassen, um den Himmel für seine theure Seele anzuflehen, und habe mit neuen Vorsätzen die Kirche verlassen. Sind es doch schon zehn Jahre, daß wir unsern Vater verloren, und heute ist es das erste Mal, daß mich der 11. September in der Heimath sieht, wo ich geboren bin, und wo er gestorben ist. Ich habe dem Himmel gedankt für die Uebereinstimmung seiner Ansichten mit meinen Wünschen, und habe den Vorsatz erneuert, seine Wohlthaten durch eine Lebensweise zu vergelten, welche meiner Liebe und meines Schmerzes würdig ist. Auf den Flügeln der Zeit entflieht die Traurigkeit, ach! und das ganze Jahr hindurch sah ich und sehe

es noch heute, daß man lebt, ohne an die Vergangenheit zu denken. So sind die Menschen! —"

Als im Jahr 1817 eine Rathsstelle bei dem Königlichen Gerichtshofe in Paris vakant geworden, bewarb sich Gustav um dieselbe, obwohl er kaum das Alter der Großjährigkeit erreicht hatte. Man hatte bei der eben beendigten Reorganisation des Gerichtswesens dergleichen Stellen für die ausgezeichnetesten jungen Leute, die sich zur richterlichen Laufbahn vorbereiteten, reservirt, und zwar sollte nach der bestehenden Gesetzgebung der Gerichtshof, welcher zu diesem Zwecke zu einer Plenarsitzung zusammentrat, das Recht der Präsentation von drei Candidaten haben, aus denen der König einen ernannte. Wer also auf die Candidatenliste gebracht sein wollte, mußte die Majorität der Stimmen aus dem mehr als fünfzig Mitglieder zählenden Gerichtshofe für sich gewinnen.

Wer war nun dieser junge Mann, bis dahin allen Mitgliedern des Gerichtshofes fremd, der jetzt um ihre Stimmen bat? Wie war seine Vergangenheit, welche Garantien konnte er bieten, welche Ansprüche hatte er zu machen? Das waren die Fragen, die sich jeder stellte. Da erfuhr man denn, daß Gustav von Ravignan, jüngerer Sohn einer adeligen Familie und Schwager des General Exelmans, aber von diesem sehr verschieden in seiner politischen Gesinnung, nachdem er kaum das Colleg verlassen, als Freiwilliger in die Reihen der Anhänger des Königs eingetreten sei und während der hundert Tage in Spanien den Feldzug unter dem Herzog von Angoulême mitgemacht habe; man hörte weiter, daß der Prinz, welcher seine seltene Einsicht und seinen hingebenden Muth zu würdigen verstehe, ihm nach seiner Rückkehr seine besondere Gunst für jede Laufbahn, die er wählen werde, zugesichert habe; man sah endlich, daß der junge Mann die richterliche Laufbahn der militairischen vorgezogen habe, und daß der Prinz seine Candidatur begünstige.

Das war es, was man für ihn zu sagen wußte. Allein es fehlte ihm auch nicht an Gegnern, die ihre Ansicht mit Lebhaftigkeit vertheidigten. Bei aller Anerkennung der von

ihm bewiesenen Hingebung für die Sache des Königs und der vortrefflichen Eigenschaften seines Characters meinten sie doch, daß der Krieg eine schlechte Schule für den Justizdienst sei, und daß es richtiger gewesen, wenn der junge Mann seine militairische Laufbahn verfolgt hätte, als daß er nunmehr ihnen aufgedrungen werden sollte. Zu dem Interesse für die Würde des Richteramtes kam bei vielen Mitgliedern des Gerichtshofes noch das in diesen so leicht erregte Gefühl der Unabhängigkeit als ein Motiv hinzu, um sich gegen den durch die Regierung begünstigten Candidaten zu erklären. Trotz alledem stimmte die Majorität im Sinne des Prinzen und Gustav von Ravignan kam, wenn auch nicht an erster Stelle, auf die Liste der Candidaten. Eine Königliche Ordonnanz berief ihn fast unmittelbar nachher in die Reihen der Richter. Sehr kalt von den alten Räthen empfangen wurde der neu Gewählte als beisitzender Rath ohne Stimmrecht der ersten Kammer des Gerichtshofes, in welcher der erste Präsident Séguier den Vorsitz führte, zugewiesen. Allein die ungünstige Stimmung, die ihn umgab, konnte ihn nicht aus der Fassung bringen; ruhig wollte er eine Gelegenheit abwarten, die ihn aus dem Dunkel hervorziehen könnte; inzwischen aber ließ er es nicht an sich fehlen, sondern bereitete sich zur Erfüllung der Pflichten seines neuen Berufs mit der Ruhe und Energie vor, die mehr aus dem Bewußtsein seiner Pflicht, als aus dem Ehrgeize des Erfolgs hervorging. Bald sollte er seinen Weg sich bahnen, und wenn er erst einmal öffentlich aufgetreten, wird er schon die Blicke aller auf sich ziehen.

Der junge Rath begann damit, sich einen Studienplan und eine Tagesordnung zu entwerfen. In beiden erkennt man deutlich den positiven und soliden Fonds seiner großen und reichen Natur, in welcher der Wille vorherrschte und seine Anlagen leitete. Wir lassen deren wesentlichen Inhalt hier folgen; möchte ein solches Beispiel der studirenden Jugend zum Vorbilde dienen!

Sein Studienplan hatte zur Aufschrift das alte Sprüchwort: »Non multa, sed multum;«[1]) seine Tagesordnung

---

[1]) Nicht Vielerlei, sondern Vieles.

trug die christliche Devise: Cum Deo. [1]) Ersterer zerfiel in zwei Haupttheile: einen theoretischen und einen praktischen; der theoretische behandelte wiederum zwei verschiedene Gegenstände: den „Inhalt“ und die „Form“, die Wissenschaft und die Methode, die Jurisprudenz und die Literatur.

„1. Vom Inhalte der Gesetze und des Code, seine Quellen und seine Interpretion. Man fängt mit der Lehre von den Obligationen und Contracten an, reiht daran diejenige der Restitutionen; darauf folgt die Lehre von den Erbschaften und Testamenten. Man muß mit Aufmerksamkeit die einzelnen Titel des Code, sei es im Gesetze selbst, sei es im Delvincourt, und die entsprechenden Titel im Domat [2]) lesen und sich die einleitenden Bemerkungen aneignen, die er an die Spitze eines jeden Titels gesetzt hat. Alsdann ist es an der Zeit, die Lectüre derjenigen Stellen der Digesten und des Codex des Justinian folgen zu lassen, die den einzelnen Titeln im Code entsprechen, und hierbei muß man vor allem die Bestimmungen des Code Civil sich gegenwärtig halten. Auf die letzteren muß man Alles beziehen, mit ihnen Alles vergleichen, nach ihnen urtheilen und an ihrer Hand den Domat berichtigen oder ergänzen.

Hat man die gesetzlichen Bestimmungen in solcher Weise sich zurecht gelegt und durchgearbeitet, so gilt es, sie weiter zu verfolgen, in ihr Verständniß tiefer einzudringen und sie unter Zurhandnahme der entsprechenden Abhandlung von Pothier [3]) zu zergliedern. Man muß beim Studiren vor

---

[1]) Mit Gott.

[2]) Die Schriften von Delvincourt (cours de droit civil) und Domat — sein vorzüglichstes Werk führt den Titel »lois civiles dans leur ordre naturel« — enthalten sehr geschätzte Erläuterungen des Code Civil. — A. d. Ü.

[3]) Die Werke von Pothier, eines der angesehensten Rechtsgelehrten seiner Zeit, gestorben 1772 zu Orleans, wo er Professor des französischen Rechtes an der dortigen Universität war, haben dadurch eine besondere Bedeutung und ein hervorragendes Ansehen erlangt, daß sie von den Redactoren des Code civil ihrer Arbeit in den meisten Abschnitten zu Grunde gelegt und oft wörtlich in den Code übernommen worden sind. Seine zahlreichen Werke erstrecken sich über alle Theile des Civilrechts. A. d. Ü.

allen Dingen sich das merken, was als Grundsatz oder als allgemeine Rechtsregel, sei es für die Entscheidung selbst oder für die Gründe der Entscheidung gelten kann; solche Regeln muß man sich in möglichst bestimmten und kurzen Worten sofort aufschreiben und sie demnächst nach Materien geordnet sammeln und zusammenstellen.

In solcher Weise wird man vergleichende Studien im Französischen und Römischen Rechte rasch und gründlich machen und die Hauptprincipien sich leicht einprägen; es wird demnächst nicht schwer sein, in die Einzelheiten einzudringen und diesen bis zu den entferntesten Consequenzen zu folgen.

2. Gegenstand der literarischen Studien ist: die Kunst, zu beweisen und beim Beweisen zu gefallen. Die Kunst zu beweisen man muß die Regeln der Rhetorik sich aneignen und dieselben durch Beispiele sich geläufig machen. Die Kunst zu gefallen erlernt man auf demselben Wege. Die Lectüre der besten alten und neuen Redner und Dichter führt ebenso angenehm, als sicher zu diesem Ziele. Vor allen Dingen erleichtert ein gründliches Studium der Reden des Cicero die Kenntniß der Geheimnisse der Redekunst.

Der praktische Theil muß sich mit folgenden drei Gegenständen befassen: mit den Sitzungen, den Berathungen und der Uebersetzung. Bei allen dreien finden die beiden Gegenstände des Studiums: die Rechtskenntnisse selbst und die Redekunst ihre Anwendung.

In den Sitzungen kommt es vor allen Dingen darauf an, den Gang der Processe und ihre formelle Behandlung zu beachten. Den Sitzungen der ersten Kammer in erster Instanz muß man mit Achtsamkeit beiwohnen und sich sowohl während der Sitzung selbst, wie zu Hause Notizen über deren Gang machen. Auch der Besuch der Référésitzungen ist sehr nützlich: man muß denselben von Zeit zu Zeit beiwohnen, daraus namentlich die Formen des Verfahrens kennen lernen und sich demnächst einige Proceßacten verschaffen, um dieselben sorgfältig zu analysiren.

Außer den Berathungen, welche im Justizgebäude Statt finden, muß man sich auch derartigen Conferenzen unter

jungen Leuten anschließen; sich auf die zur Berathung kommenden Gegenstände wohl vorbereiten und sich einen Auszug aus dem Plaidoyer machen, im Uebrigen aber sich bezüglich der Erörterung selbst auf seine natürliche Geläufigkeit verlassen. Habe ich die Functionen des Kronanwaltes wahrzunehmen, so muß ich anfänglich meine Reden niederschreiben, sie bearbeiten und mehrmals überarbeiten. Auch wird es von Nutzen sein, sich selbst noch besondere Arbeiten aufzulegen, indem man die Rolle eines Secretairs in der Conferenz übernimmt.

Was endlich die Uebersetzung betrifft, so muß ich eine solche vornehmen, wenn mir in lateinischen oder sonst in fremder Sprache geschriebenen Werken irgend Bemerkenswerthes begegnet; allein die Uebersetzung muß eine etwas freie sein."

In seiner Tagesordnung hatte unser junger Richter Alles vorgesehen, Alles im Voraus geregelt und Alles mit derjenigen Genauigkeit bemessen, die ihm von da ab stets eigen war. Wir wollen nicht in die Einzelheiten dieser Tagesordnung eingehen; es genüge hervorzuheben, daß er nach und nach versuchte, später zu Bett zu gehen und früher aufzustehen, um für seine Studien die Zeit der Stille und Ruhe zu gewinnen. Am frühen Morgen zu arbeiten schien ihm besser und zugleich leichter und nützlicher; er bestimmte deshalb die Stunde seines Aufstehens auf vier Uhr Morgens, und dies blieb von da ab die Regel für sein ganzes Leben. Dieses frühzeitige Aufstehen gestattete ihm, täglich die h. Messe zu hören und noch verschiedene Stunden zu arbeiten, ehe er zum Justizgebäude ging.

Während Gustav von Ravignan in solcher Weise sich auf die Aufgaben seines Berufes vorzubereiten bemüht war, kam endlich die Gelegenheit, von seiner Tüchtigkeit Zeugniß abzulegen. Als nämlich eines Tages in Abwesenheit der Advocaten ganz unerwartet ein sehr schwieriger Civilproceß zur Verhandlung kam, stellte der Präsident Seguier die Frage, wer die Berichterstattung desselben übernehmen wolle, und wandte sich dabei nicht ohne Arglist an den Jüngsten im Collegium, mit den Worten: „Nun gut, wir

wollen einmal sehen, was denn dieser junge Mann vermag, den wir noch nicht kennen." Die Acten wurden ihm sofort übergeben und am festgesetzten Tage erstattete er seinen Bericht und trug denselben mit solcher Schärfe und Klarheit, mit einer solchen Leichtigkeit der Rede, Volltönigkeit der Stimme und Festigkeit im Ausdruck, und dabei mit solchem Ernst und so großer Würde vor, daß dieses erste Auftreten sofort den Redner in ihm erkennen ließ, und alle seine Collegen sich mit Erstaunen betrachteten. Sie hatten ihren Mann nun kennen gelernt. Nach dieser ersten glücklich bestandenen Probe war ihm der Weg für seine Zukunft eröffnet, und mit einem Schlage der Ruf des jungen Mannes begründet, weil man darin weniger einen glücklichen Zufall, als vielmehr die Ueberlegenheit des Talents und das Unterpfand einer ungewöhnlichen Zukunft erkannte.

Von nun an wurden ihm die Gelegenheiten, sich auszuzeichnen, häufig zu Theil, und mit ihnen wuchsen die Erwartungen, zu denen er Anlaß gab; die wichtigsten und schwierigsten Berichtserstattungen fielen ihm zu, als verstehe sich dies von selbst, und die Zeit war sogar nicht fern, wo man für dies junge Talent die richterliche Stellung fast zu glänzend fand. Uebrigens hatte auch zugleich seine ebenso einfache als edle Haltung beim Reden, sein freier Blick, sein wohlwollender Character, sein gerechter und gerader Sinn, verbunden mit der Erhabenheit seiner Ideen und Gefühle ihm die Achtung und Zuneigung aller seiner Collegen erworben. Der General-Procurator Bellart trug kein Bedenken, ihm den für sein Alter sicherlich seltenen Auftrag zu ertheilen, die Generaladvokaten [1]) in Civil- und Criminalsachen zu vertreten. Und er rechtfertigte dieses Vertrauen vollkommen. Die Würde, womit er sprach, der Ernst seiner Haltung in der Gerichtssitzung, die Klarheit und Kraft seiner Erörterungen, das Gewicht seiner Behauptungen, — dies Alles zusammen ließ in ihm den künftigen

---

[1]) Den Titel General-Advocat führen die Beamten, welche als Stellvertreter und Gehülfen des General-Procurators (Kronanwaltes) angestellt sind.

Meister der öffentlichen Beredsamkeit ahnen. Die Anträge, die er als Vertreter des öffentlichen Ministeriums nahm, galten geradezu als Muster; — „aber das ist ja, wie von Aguesseau", pflegte man zu sagen. [1]) Auch als er demnächst berufen wurde, die wichtigen Functionen eines General-Advocaten bei den Assisenhöfen wahrzunehmen, zeigte er in allen Sitzungen und in den schwierigsten Angelegenheiten, daß er stets Herr seiner Stellung war. Durch Herzlichkeit zog er an, durch seine Gewissenhaftigkeit imponirte er. Später bildete beides den doppelten Character seiner apostolischen Beredsamkeit.

Es gab aber noch ein anderes höheres Gebiet, auf welchem sich Gustav inmitten dieser Thätigkeit und ihrer Erfolge heimisch zu machen bemüht war. Seine eigene Seele war es, der seine geheime Arbeit galt, so daß er damals der Mann zu werden begann, den er später in seinem Apostolate wirklich darstellte. Die Religion errang sich jetzt in seinem Herzen die erste Stelle, um diesen Platz nie wieder zu räumen; ihr segensreicher Einfluß war es, der die Entwicklung seiner ausgezeichneten natürlichen Anlagen reifte und seinem ehrenhaften Charakter wie seinem richtigen Urtheile, der Kraft seines Willens wie seiner Herzensgüte eine so bewunderungswürdige Vollendung gab.

Es bestand damals in Paris ein frommer Verein von jungen Leuten, die sich in brüderlicher Eintracht an gewissen Tagen in der Kirche versammelten, um zur Mutter Gottes, die zugleich die süße Mutter der Kinder der Kirche ist, gemeinsam zu beten und sich in den christlichen Tugenden zu vervollkommnen. Dieser bescheidene und durchaus friedliche Verein war Gegenstand vielfältiger Verkleinerungen im Publikum und ebenso häufiger Verläumdungen bei den Behörden geworden und hatte dadurch eine gewisse Berühmtheit erlangt. Unzweifelhaft that er viel Gutes, weil ihm so viel Böses nachgesagt wurde; auch sollten die Anfeindungen, denen er ausgesetzt war, sich bald als unbegründet

---

[1]) Die Reden des Kanzlers d'Aguesseau werden noch immer und mit Recht als Muster gerichtlicher Vorträge geschätzt. A. d. Ü.

und lächerlich erweisen. Gustav von Ravignan, der in einer Zeit, in welcher Menschenfurcht so viele Seelen gefesselt hielt, Feigheit und Furcht nicht kannte, und der das Unrecht der Leidenschaft ebenso sehr verachtete, wie die Erbärmlichkeit der Schwäche, wurde durch die öffentliche Unliebsamkeit angezogen. Er beeilte sich deshalb, seinem amtlichen Titel denjenigen eines Mitgliedes jenes Vereins beizufügen. Sollte er doch bald einen noch weit mehr verachteten Namen annehmen, der ihm Antheil an der Schmach des Erlösers selbst verschaffte! Inzwischen fühlte er das Bedürfniß, nach dem Beispiele jenes französischen Königs, den man den demüthigsten der Menschen und zugleich den stolzesten der Christen genannt hat, sich selbst zu mißtrauen und im Bewußtsein seiner Schwäche sich nach Schutz und Hülfe umzusehen. Jener fromme Verein aber gewährte ihm diese, indem er ihm eine Mutter im Himmel und Brüder auf Erden gab. —

Um sich aber noch mehr jeder Berührung des Bösen zu entziehen, suchte er das Gute in Wirksamkeit zu setzen, und bestrebte sich zu dem Ende, Andere zu bekehren; und von dieser Zeit an erkannte er, daß nur Eins wichtig ist auf dieser Welt: Gott dienen; und daß nur Eins glücklich macht: seine Brüder retten. Auch wurden seine Bekehrungsversuche vom Himmel gesegnet, so daß er, obgleich noch Richter, doch schon ein wirklicher Apostel war.

Ein junger Mann Namens Clement, der seine Eltern verloren hatte und in Folge von Unglücksfällen in der Familie seine Studien nicht fortsetzen konnte, fand in ihm mehr, als einen Lehrer. Gustav hatte ihn kaum kennen gelernt, als er sich auch zu ihm hingezogen fühlte, ihm sein Herz und seine Zeit widmete, ihm selbst Unterrichtsstunden gab und während derselben ihm Liebe zur Religion einzuflößen suchte. Der arme Waise sollte auch bald der Frömmigkeit mehr bedürfen, als der Gelehrsamkeit. Er wurde von einer Abnehmungskrankheit befallen, und mußte sich gefaßt machen, zu sterben. Gustav blieb als treuer Freund ihm zur Seite bis an sein Ende, tröstete ihn in seiner Betrübniß, stand ihm bei in seiner Todesnoth und schloß ihm die Augen.

Während dieser Krankheit schrieb er: „Ich glaube, daß dieser vortreffliche junge Mann sterben wird; ein Glück für ihn; ich habe ihm gesagt, wie ich es auch denke, daß ich ihn zu sehr liebe, um ihm die Gesundheit zu wünschen. Wir sprechen vom Tode und von dem, was dann folgt. Bete für ihn, damit er demnächst für uns bittet. Wenn man in Gott lebt, muß man sich nicht betrüben. Halte fest an der Religion, denn außer ihr gibt es Nichts in der Welt."

Der Graf von X., ein alter Emigrant und eine Art von Kind mit weißen Haaren, war trotz der bittern Lehren der Vorsehung dem Unglauben des Voltaire'schen Jahrhunderts treu geblieben. Gustav von Ravignan lernt ihn kennen, und ohne sich durch all seine Lächerlichkeiten abschrecken zu lassen, schließt er sich enge ihm an, um ihn für Gott zu gewinnen, führt ihn zunächst zum gesunden Menschenverstand zurück, alsdann zum Glauben und verläßt ihn nicht, bis er ihn christlich hatte sterben sehen. Der Greis, einmal aus seinen Träumen aufgewacht, konnte nicht aufhören, in der „Nachfolge Christi", welche ihm sein junger Freund geschenkt hatte, zu lesen und wiederholte immer wieder: „Ach! wie schön ist das! Eine neue Welt erschließt sich mir! O, hätte ich sie doch früher gekannt!"

Im Juni 1818 verlor Gustav den Schutzengel seiner Kindheit, die Frau von Saint-Céran, die er wie eine Mutter liebte und wie eine Heilige verehrte. Es war ihm vergönnt, derselben in ihrer letzten Lebenszeit beizustehen, wie sie seine ersten Schritte ins Leben beschützt hatte. Leiden führen zu Gott hin, und so stählte sich ihre Frömmigkeit in den Schmerzen der Krankheit. — Auf den Knieen neben der frommen Sterbenden liegend flößte er ihr Gedanken des Glaubens und Gefühle der Hoffnung ein und übte in solcher Weise schon damals das schwere Amt des Priesters, worin er sich nachmals so sehr auszeichnen sollte.

Gleich am Tage nach diesem Todesfall erhielt er eine neue Trauerbotschaft. Seine älteste Schwester, die das Exil ihres Mannes, des Generals Exelmans, theilte, war gefährlich erkrankt, und Gustav eilte sofort von einem Bette

an das andere, um sie in Deutschland abzuholen und nach Frankreich zurückzubringen.

Doch die Vorsehung sandte neue Leiden; sie hatte dabei ihre weisen Absichten, und unschwer läßt sich der Gedanke Gottes bei diesen Prüfungen erkennen. Gegen Ende der Fastenzeit des Jahres 1819, in welcher Gustav trotz des Verbotes seines Arztes den Unterschied der Speisen gehalten hatte, wurde er von einem nervösen Fieber ergriffen, welches zwar nicht gefährlich war, ihm aber viele Schmerzen verursachte; und merkwürdiger Weise konnte er während dieser Krankheit nur mehr in lateinischer Sprache seine Gedanken ausdrücken. Nochmals mußte er daher zu Bayonne die in Paris verlorene Gesundheit wiedersuchen. Hier war es, wo er während dieser unfreiwilligen Ferien gegen Ende September seiner Mutter zum ersten Male offene Mittheilungen über seine Wünsche und Absichten für die Zukunft machte: er glaubte nämlich von Gott zum geistlichen Stande berufen zu sein. Frau von Ravignan, ebenso überrascht wie trostlos über diese Eröffnung, ließ keinen Augenblick unbenutzt, um ihrem Sohne noch vor seiner Rückkehr nach Paris einen Beruf auszureden, an den sie weder glauben konnte noch wollte. Sie erlangte wenigstens das Versprechen, damit noch warten zu wollen. Allein gleichzeitig erklärte ihr der Sohn, daß, wenn er auch die Ausführung seines Entschlusses hinausgeschoben habe, er doch keineswegs ganz darauf verzichte, daß er im Gegentheil, wenn Gott sich würdige, ihn wirklich zu Seinem Dienste zu berufen, alsbald Alles verlassen werde, ohne Jemanden vorher etwas davon zu sagen.

In ebenso bestimmter Weise spricht er sich im folgenden Monat Oktober in einem vom Schlosse zu Ravignan an seinen Bruder gerichteten Briefe aus: „Ich bin beinahe fest entschlossen, ins Seminar einzutreten. Seit sechs Monaten, wo diese Idee in mir klar und lebendig geworden, habe ich sie ernstlich überdacht, ohne bis heute mich definitiv entschieden zu haben. Meine Mutter quält sich und mich. Du weißt, daß wenn einmal mein Entschluß feststeht, Nichts in der Welt mich von dessen Ausführung abhalten kann.

Ich habe meinen Plan nach allen Seiten hin überlegt; wenn Gott mich ruft, werde ich gehorsam ihm folgen".

Trotzdem nahm Gustav seine richterlichen Berufsgeschäfte und seine gesellschaftlichen Beziehungen mit solchem Eifer und so sichtlicher Freude wieder auf, daß seine arme Mutter, die gerne glauben mochte, was sie wünschte, sich überzeugt hielt, daß er die Gedanken an eine andere Zukunft ganz aufgegeben habe. Sie kannte ihren Sohn nicht genug; sie wußte nicht, wie tief begründet seine Festigkeit, wie unerschütterlich sein Wille war; sie ahnte nicht, wie sehr er fähig war, nach Außen sich hinzugeben und zugleich nach Innen sich selbst zu besitzen, dem Anscheine nach ganz und für immer der Welt anzugehören, und doch in Wirklichkeit die geheime Absicht zu hegen, sie morgen schon zu verlassen. Ein Mann der treuesten Pflichterfüllung, war er nicht minder ein Mann der Geselligkeit und selbst der Salons im besten Sinne des Wortes; Ernst und Gewissenhaftigkeit waren bei ihm verbunden mit Heiterkeit und Liebenswürdigkeit.

Die Tiefe seiner Gedanken und Studien in dieser Zeit seines Lebens wird durch Bruchstücke eines Werkes bezeugt, welches er über die Moral der Gesetze schreiben wollte. Aus kritisirenden Bemerkungen, welche mit Bleifeder und von einer andern Hand auf den Rand seines Manuscripts niedergeschrieben sind, ersieht man, daß er seine Arbeit dem strengen Urtheile eines Sachkenners unterworfen hatte. Die Folge dieser Beurtheilung war, daß der bescheidene junge Mann von der Fortführung und Vollendung seines Werkes Abstand nahm, und dasselbe mit dem eigenhändig geschriebenen Verdammungsurtheile schloß: „Ich bin zum Schreiben nicht gemacht". —

Mit diesen ernsten Arbeiten gingen schriftstellerische Versuche heitern Inhalts Hand in Hand. Der ernste Jurist verschmähte es nicht, wenigstens Gelegenheitsdichter zu sein und brachte seine Glückwünsche zu Familienfesten gewöhnlich in Versen dar. In einem Hefte, dem er die Aufschrift gegeben: Litteraria in saeculo, haben sich verschiedene poetische Versuche vorgefunden, zum Theil lyrische, zum Theil elegische. Aber auch hier enthält die leichte Form immer einen ernsten

Gedanken, und stets waren es die Verachtung der Welt, die Vaterlandsliebe, die Begeisterung für die Religion, welchen er den Stoff zu seinen dichterischen Versuchen zu entnehmen pflegte. „Alles, was den Character der Religion und der Freundschaft trägt, sagte er zu seinem Bruder, wird nie verfehlen, auf mich den tiefsten Eindruck zu machen; meine jugendliche Wärme halte ich zwar ganz in mich selbst verschlossen; allein die Religion besitzt so viel Stärke, Wärme und Schönheit, daß sie erhebend und anregend wirkt, indem sie gleichzeitig die Leere des Herzens ausfüllt und dasselbe befriedigt; denn wer sie einmal recht erfaßt hat und besitzt, der kennt keine Sorge und keine Gewissensbisse mehr, sondern nur tiefen Frieden und Ruhe". —

Inzwischen bewegte sich Gustav mit froher Miene in den gesellschaftlichen Kreisen von Paris und war darin eine gern gesehene Erscheinung. Ohne Schmeichelei durfte er sich sagen, daß ihm Erfolg nicht fehlen könne, da er noch so jung sich schon einen Namen gemacht und mit den Vorzügen seiner Geburt die glänzendsten persönlichen Eigenschaften verband. Sein Aeußeres harmonirte vollständig mit seinem Innern, und man hätte sich das Ideal eines jungen Mannes nicht schöner ausdenken können: sein Gesicht war von bewunderungswürdigem Ausdruck, seine Stirne hoch und voll Adel, seine Züge fein und ausdrucksvoll, seine Augen blau und tief, bald voll Feuer, bald voller Herzlichkeit, seine Figur schlank und anmuthig. Dazu kam eine Nettigkeit und Eleganz ohne Tadel, eine vollendete Feinheit im Benehmen und ein gewisses Etwas in seiner ganzen Haltung, welches einen großartigen Character, eine hohe Intelligenz und ein liebevolles und reines Herz abspiegelte. Dies Alles zusammen gab das, was man eine vornehme Erscheinung nennt. Ging Gustav mit seinem Bruder zusammen in eine Gesellschaft, so sagte er wohl zuweilen: „Wohlan, mein Lieber, zeigen wir uns vornehm!" — Wohl war er seiner ganzen Gesinnung nach ein Edelmann, doch die Religion sollte seiner Seele noch weit mehr verleihen. Wenngleich die Welt ihm in gewisser Beziehung mißfiel, so kann man sich doch leicht denken, wie er in anderer Hinsicht wieder ein wenig Ge-

fallen an ihr fand. So schien er auf die Abendgesellschaften, die seine Mutter gab, etwas zu halten; denn war eine solche vorbei, so bat er sie sofort, den Tag zu einer neuen anzuberaumen. Einige Male hörte man ihn sogar, vom Balle zurückgekehrt, ausrufen: „Wie bin ich betrübt, daß ich mich amüsirt habe!“ Traurige Feste, die nur Bedauern und Gewissensbisse zurücklassen! Indessen wankte doch inmitten der Zerstreuungen und Nichtigkeiten der Welt die Tugend des jungen Mannes nie. Indem er sich selbst eine weise Zurückhaltung auferlegte, hielt er auch Andre streng in den Grenzen des Anstandes und wehrte allzu große Freiheit von sich ab. Selbst mit Strenge bewahrte er seine Schamhaftigkeit und gestattete sich nie, aus Rücksichten der Höflichkeit sein Gewissen zu verletzen. Eines Tages, als er einem großen Diner beiwohnte, kam eine Dame neben ihn zu sitzen, die allzu elegant und allzu wenig bekleidet war. Sofort hüllte er sich in seinen Ernst ein und verhielt sich mürrisch und schweigsam. Das arme Mädchen wagte endlich die Frage: „Aber, Herr von Ravignan, haben Sie denn keinen Appetit?“ Die Frage mußte beantwortet werden, und Gustav, ohne sich seiner Nachbarin zuzuwenden, beugt sich tief und sagt mit leiser Stimme: „Aber Sie, mein Fräulein, haben Sie denn keine Schamhaftigkeit?“ Sie fragte nicht weiter, aber die Reihe keinen Appetit zu haben, war nun an ihr. So sehr war sie durch dieses Wort niedergeschmettert, daß sie noch nach mehr als zwanzig Jahren an dasselbe dachte.

Dank seiner Tagesordnung hatte Gustav im Uebrigen den Weg der richtigen Mitte nirgends verfehlt; Arbeit und Gebet dienten ihm als ein Gegengewicht, welches durch Frivolität nie aufgewogen wurde.

Auch Menschenfurcht war nicht im Stande, wie wir bereits oben erwähnt, bis an sein Herz zu gelangen. Als einst in einer Gesellschaft Jemand die Ordensleute und namentlich die Jesuiten heftig angriff, nahm der junge Ravignan sofort ihre Partei und im Eifer der Discussion rief er laut: „Ich selbst werde Jesuit werden. — Gut, antwortete sein Gegner, dann wirst auch du fortgejagt werden,

wie sie. — Mag sein, entgegnete er, daß ich weggejagt werde; allein ich werde als Jesuit sterben.“ Und er hat später gehandelt, wie er damals gesprochen.

In den Ferien von 1820 begab er sich allein nach dem Süden. Dort fand er einen seiner Freunde aus der Kindheit sterbend, und es blieb ihm beschieden, demselben im Todeskampfe beizustehen. Während die ganze in Thränen zerfließende Familie des Kranken so lebendigen Glauben und so hingebende Liebe, wie sie dieser junge trostbringende Freund bethätigte, nicht genug bewundern konnte, bedauerte und beglückwünschte dieser den Kranken zugleich, und schon damals voll Sehnsucht nach dem Tode, rief er aus: „Ach! wäre ich doch an seiner Stelle!“

In derselben Zeit schrieb er folgenden Brief, den letzten, der von Saint-Laurent datirt ist: „Die Zeit vergeht rasch, während ich hier raste und Nichts thue; man muß das Joch immer von Neuem auf sich nehmen und es tragen bis zum Tode. Das ist unsere Bestimmung, und der Tod kommt sicher. Die Einsamkeit belehrt und erfrischt. Du beklagst dich, mein lieber Freund, daß du nicht genug Zeit und Muße findest, um nachzudenken; wir sind, glaube ich, alle in der Lage, in diese Klage einzustimmen, ich mehr, als ein anderer. Die kleinen Leiden des Lebens, unser Beruf, unsere Neigungen, unsere Familiensorgen, das Alles sind Hindernisse, wenn man guten Gedanken nachhängen will! Zu Saint-Laurent ist man etwas besser, doch der Glaube folgt überall hin und ersetzt Alles. Er ist der Anker der Beständigkeit. Ich habe meine Gebete an dem Grabe unseres verehrten Vaters wiederum dargebracht. Gebe der Himmel, daß wir eines Tages zu neuer nie endender Vereinigung uns wiederfinden!“

Nach Paris zurückgekehrt, schien der junge Jurist seinen Eifer zu verdoppeln; er hatte nämlich nunmehr sein Ziel in naher Aussicht, — aber er schwieg und Niemand auf der Welt, am wenigsten seine Mutter, hatte eine Ahnung von seinen geheimen Absichten. Man konnte zwar wahrnehmen, daß er in einzelnen Stunden und selbst während ganzer Tage nachdenklich und traurig schien; man scherzte

selbst im Kreise der Familie über diese „seine schwarzen Stunden", wie man sie nannte, und er war der erste, der über diese anscheinende Traurigkeit mitlachte. Allein seine zarte Zuneigung zu den Seinigen wurde dadurch nicht geändert, nicht einmal seine innere Ruhe getrübt; er suchte sich nur zu sammeln, weil der Augenblick zum Handeln nahte.

Nachdem Gustav von Ravignan im Sommer 1821 die Funktionen eines General-Advocaten in dem berühmten Processe Couchois-Lemaire wahrgenommen hatte, wurde er zum Substitut des Kronanwaltes bei dem Gerichte erster Instanz in Paris ernannt. Diese Beförderung mußte ihn in kürzester Frist zur Stellung eines General-Advocaten führen. „Laßt ihn nur kommen, diesen jungen Mann, äußerte bei dieser Gelegenheit der erste Präsident Seguier, mein Fauteuil streckt bereits die Arme nach ihm aus." Ebenso betrachtete ihn Bellart als zu den höchsten richterlichen Stellen berufen. Er würde — darin war Alles einverstanden — einer unserer großen Redner bei dem höchsten Gerichtshofe und in den Kammern, einer unser ausgezeichnetesten Rechtsgelehrten, erster Präsident und Großsiegelbewahrer geworden sein! Was noch mehr? Ach! was würde ihm heute von all dem noch übrig sein? Er ist mehr als dies geworden, indem er nichts von alledem wurde.

Der neuernannte Substitut selbst hielt wenig von seiner Stellung, die er so bald zu verlassen gedachte; allein da seine Beförderung die Seinigen beglückte, so gab er sich den Anschein, als ob auch er darüber erfreut sei.

„Ich beeile mich, schrieb er seiner Mutter, Dir meine definitive Ernennung zu der gewünschten Stelle anzuzeigen, und freue mich, dir diesen Trost bieten zu können. Meine Befriedigung besteht vor Allem darin, daß Du befriedigt bist; denn der Mutter Glück zu bereiten, ist die Freude des Sohnes. Wolle mir deshalb gestatten, Dir stets Alles zu widmen, was Gott mir an Wohlthaten oder Erfolgen nur immer verleihen wird."

Während des Winters von 1822 fuhr er fort, in der

Gesellschaft zu erscheinen; allein er wohnte den Bällen nur bei, ohne zu tanzen, indem er nur Anstands halber sie besuchte. Seine Gedanken waren anderwärts! „So sind die Menschen, sagte er, man tanzt, man singt, man fährt Schlittschuhe, man schläft, man ißt. Wir Armselige, worauf sind wir denn so stolz? — Gibt es doch nur Eins, was wahrhaft beachtenswerth ist, und dieses Eine ist weder das Leben, noch Vermögen, noch Wissenschaft; es ist der Tod und die Ewigkeit. Der Gedanke hieran verleidet Vergnügen und Glück und öffnet eine andere Glückseligkeit, die weit heilsamer und wohlthuender ist. Ich bin Christ, darum bin ich glücklich. Ich weiß, worauf alle unsere Bestrebungen und Wünsche gerichtet sein sollen: — und doch weiche ich Elender so oft vom rechten Wege ab; — aber nun bin ich darauf zurückgekehrt, denn ein einziger Gedanke ist es, der mich ganz erfüllt, und der alle meine Schritte begleitet. Noch habe ich die Schwelle der Pforte nicht überschritten; man will, daß ich warte; wohlan, ich werde warten und heranreifen."

Ebenso dachte der heil. Franz Xaver, nachdem er aus dem Munde des heiligen Ignatius das große Wort des Evangeliums gehört hatte: Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele?

„Ich komme soeben aus der Kirche, schrieb er am Ostersonntage; ich habe dort die heiligste, die leichteste und die fruchtreichste aller Pflichten erfüllt, und die Zukunft hat nichts, was mich erschreckt. Alles geht vorüber, nur das Gewissen bleibt . . . .".

„Was ist Reichthum, rief er ein andermal; mein Gott, auch im Elende kann man glücklich sein, wenn man glaubt und hofft — wir müssen alle sterben, und damit ist Alles überstanden."

Zu einem seiner Collegen, der im Begriffe stand, eine reiche Frau zu heirathen, äußerte er statt aller Glückwünsche: „Ach! mein Freund, wie beklage ich Sie! Werden Sie doch den Fluch des Reichthums auf sich laden!"

„An was denken doch die Menschen!" sagte er mit dem Ausdrucke des Erstaunens und der Trauer; „sollte man nicht auf die Dächer steigen, um ihnen zuzurufen: Ihr seid Narren; woran denket Ihr?"

Gegen Anfang April theilte er seiner Mutter mit, daß er demnächst einige Zeit abwesend sein werde, und wenige Tage nachher vervollständigte er diese Mittheilung dahin, daß der Augenblick seiner Abreise nahe sei. Die Mutter, hierüber in Aufregung und Unruhe, drängt ihn mit Fragen; er jedoch bittet sie, ihn nicht zu fragen, und läßt sie in dem Glauben, daß ihm ein Auftrag geworden sei, und daß seine Reise mit politischen Gründen zusammenhänge.

Am Donnerstag den 15. April begleitete er die Seinigen zum letzten Male in eine Abendgesellschaft zu Frau von Vatimesnil. Er verbrachte beinahe den ganzen Abend in der Unterhaltung mit einer armen jungen, schon damals leidenden Frau, die bald nachher starb. Während er all diese Welt um sich herum betrachtete, wandte er sich mehrmals lächelnd zu der Kranken mit den Worten: „In der That, ich glaube, Sie und ich, wir sind die einzigen Vernünftigen hier."

Am nächsten und nächst folgenden Tage sah man ihn selten; er traf seine Vorbereitungen, Niemand aber wußte davon. Bei Tisch schien er ganz mit sich selbst beschäftigt, kaum daß er etwas aß. Indessen schrieb man dies seiner Antipathie gegen die Fastenspeisen zu. Späterhin erinnerte man sich, dabei mehr als einmal Thränen in seinen Augen gesehen zu haben.

Am folgenden Sonntag speiste er auswärts zu Mittag und sagte seiner Mutter, die zu einer Abendgesellschaft gehen wollte, daß er sie in derselben treffen werde. Allein er erschien dort nicht. Seine Mutter, hierüber beunruhigt, ohne eigentlich recht zu wissen warum, kehrte früher, als gewöhnlich nach Hause zurück, und als sie dort erfuhr, daß er schon zu Bett gegangen, begab sie sich sofort in sein Zimmer, blieb daselbst eine Zeitlang und kam dann in

großer Aufregung heraus. Gustav hatte ihr erklärt, daß er unwiderruflich am nächsten Morgen die bereits besprochene Reise unternehmen, daß er acht Tage ausbleiben und während dieser Zeit nichts von sich werde hören lassen, daß er aber, wenn er am achten Tage nicht zurückkommen könne, schreiben würde. Die arme Mutter verbrachte die Nacht in großer Angst; ich weiß nicht, ob der Sohn sie in Ruhe zubrachte.

Drittes Kapitel.

Die Einsamkeit in Issy.

Gustav von Ravignan meldet seinen Eintritt ins Seminar, empfängt die Tonsur, wendet seine Blicke nach Montrouge, verzichtet auf sein Vermögen.

Ein Brief vom 5. Mai 1822 weiht uns in das Geheimniß von Gustav von Ravignan ein. Der Brief lautet, wie folgt:

„Meine vielgeliebte Mutter!

„Gott hatte, wie Du weißt, schon vor längerer Zeit und zu wiederholten Malen mir das Verlangen eingeflößt, mich ganz und ausschließlich Seinem Dienste zu weihen, und Seine Güte ist nicht müde geworden, mich zu beschützen. Die Zeit, einen Entschluß zu fassen, war gekommen. Nach dem Rathe des Herrn Frayssinous und anderer erleuchteter Geistlichen sollte ich in einer Retraite [1]) die klare Erkenntniß suchen, die mir fehlte. Ich habe mich deshalb in das Landhaus des Seminars von Saint-Sulpice nach Issy begeben, wo ich mit wahrhaft christlicher Liebe und Freundlichkeit aufgenommen worden bin. Verzeihe, geliebte Mutter, daß

---

[1]) Für das französische Wort retraite hat die deutsche Sprache keinen ganz entsprechenden Ausdruck. Retraite bezeichnet eine Zurückgezogenheit zum Betrachten und Gebet unter Leitung eines Priesters, um die Vergangenheit zu überdenken, deren Fehler zu sühnen und für die Zukunft sich vorzubereiten. A. d. Ü.

ich Dir den Zweck meiner Reise verheimlicht habe; ich mußte es wohl; war mir ja Deine große Liebe zu mir, dem unwürdigsten Deiner Kinder, nur allzu gut bekannt."

„Ich kann es Dir nicht schildern, wie mächtig und tröstend die Eindrücke gewesen sind, welche mit Gottes Gnade die Betrachtung meines Lebens und die Erwägung der erhabenen Wahrheiten der Religion auf mich gemacht haben. Von der Hand eines demüthigen, vom Geiste Gottes erfüllten Priesters, der begabt und ausgerüstet ist mit Allem, was die Welt achtet und nicht weniger mit dem, was sie nicht zu achten weiß, sind meine Betrachtungen und meine inbrünstigen Gebete weise und verständig geleitet worden. Glaube es mir! Angesichts einer Zukunft so voll von Verantwortlichkeit, wie das Leben eines Priesters, schwinden alle Täuschungen. Uebrigens ist auch Herr Mollevant, — derselbe, wovon ich eben sprach — gerade ein Geistesmann, uneigennützig und selbstlos, wie das Gewissen, und so, wie ich ihn finden mußte, und Herr Frayssinous sagte mir zu Paris, als er mich zu ihm sandte: Wenn er entschieden hat, welches Ihr Beruf ist, so bin ich darüber ebenso beruhigt, als hätte Gott selbst gesprochen."

„Gott hat gesprochen, meine gute Mutter, und ich gehorche mit Freuden. Ich danke ihm, daß er mir gestattet, mich von der Welt zurückzuziehen; ich danke ihm aus der Tiefe meines Herzens für das Geschenk der Reue, die er mir eingeflößt, und für das Leben des Friedens, das er mir, wie ich hoffe, bestimmt hat. Du, liebe Mutter, — gestatte, daß es Dein Sohn Dir sagt — mußt auch gehorchen. Ich glaube, (auch das wolle mir erlauben) und ich meine es besser zu wissen, als Du selbst, daß es das Gebet einer frommen Mutter ist, was mir von Gott den besondern Schutz erworben hat, den ich empfinde."

„Ganz meinen Pflichten und meinem geheiligten Berufe hingegeben, werde ich mit um so größerer Liebe auch Dir angehören; fern von den Zerstreuungen und dem Lärme der Welt und ihrer Geschäfte, werde ich Dich — mag ich in Deiner Nähe oder fern von Dir sein — in meinem Herzen tragen und nicht aufhören, Gott mit Bitten zu bestür-

men für das, was mir das Theuerste auf der Welt ist, für Deine Erhaltung und für Dein Wohlergehen."

„In ganz besonderer Weise auch geweiht dem Dienste des erhabensten Vorbildes aller Mütter, wie die Religion sie vorstellt, werde ich als frommer Sohn Dich, meine geliebte Mutter, ihr empfehlen, und die Segnungen des Himmels werden auf Dich und die ganze Familie herabsteigen."

„Das ist Alles, meine theure Mutter, was ich Dir zu sagen hatte. Alles ist entschieden! Mein Entschluß ist gefaßt und wird mit Gottes Hülfe unerschütterlich sein."

„Es erübrigt mir nur noch die Erfüllung einer Pflicht, die Deine Nachsicht und Güte mir nicht schwer macht, Dich nämlich demüthig um Verzeihung zu bitten für all den Kummer, den ich Dir schon verursacht, für meine Heftigkeit, meinen Stolz, meinen Ungehorsam gegen Dich, meine gute Mutter. Verzeihe mir, und segne mich!". —

Die erste Bestürzung der Frau von Ravignan beim Empfange dieses so kindlichen und so christlichen Briefes läßt sich nicht beschreiben, aber man muß sie einem Mutterherzen zu gut halten. Gott verzeiht viel den Ausbrüchen der Natur. Doch selbst in ihrem Schmerze fand diese allzu zärtliche Mutter Kraft genug; sie schrieb sofort an Herrn Frayssinous, soeben zum Bischof von Hermopolis ernannt, und bat ihn um eine Audienz. Der Prälat empfing sie gleich am andern Morgen mit einer unvergleichlichen Güte und that Alles, was in seinen Kräften stand, um sie zu trösten; er versicherte ihr, daß ihr Sohn sie ja nicht gänzlich verlassen werde, und wiederholte zu verschiedenen Malen: „Ich werde alt, gnädige Frau; Ihr Sohn ist berufen, mich zu ersetzen." Und diese prophetischen Worte sind, wie man weiß, in Erfüllung gegangen.

Gustav glaubte, wie alle großen Seelen, Nichts geopfert zu haben und blieb ganz Herr seines Herzens; gleichwohl empfand er Alles, was die Anderen seinetwegen litten. „Glaube nicht, sagte er seinem Bruder, daß in meiner Handlungsweise Tugend, Opfer, Verdienst liege. Nein... ich opfere Gott Nichts; Er thut Alles für mich." — Und zu einem Freunde äußerte er: „Ein Opfer würde ich nur

gebracht haben, wenn ich in die Welt zurückgekehrt wäre." Gleichwohl fügte er mehrmals die Worte hinzu: „Meine arme Mutter beschäftigt mich viel! — Wenn meine Augen voll Thränen sind, so sind es nur Thränen der Liebe zu den Meinigen;" — und schließlich wandte er sich mit den Worten nach Oben: „Ich habe das Vertrauen, daß Gott und die zärtlichste Patronin aller Mütter meine Mutter schützen und aufrecht erhalten werden. Ich habe ihr durch den Schritt, den ich soeben gethan, Unruhe und Kummer bereitet; ich bedauere dies tief, aber das kommt nicht in Betracht auf der Wage der ewigen Gerechtigkeit."

Um mit einem Schlage mit der Welt zu brechen, hatte der in einen Seminaristen umgewandelte Gerichtsrath am 5. Mai 1822 gleichzeitig an seine Mutter, an seine Vorgesetzten und an seine Collegen geschrieben. Sie Alle wurden zur selben Zeit benachrichtigt, als bereits Alles entschieden war. Und schon zeigt sich der Character des zukünftigen Jesuiten in diesen seltsamen, schnell und ruhig abgefaßten Benachrichtigungsschreiben; denn sie alle geben Zeugniß von der Demuth eines Ordensmannes, von der Treue des Freundes, von der Entschlossenheit des Mannes; man erkennt in ihnen ganz den P. von Ravignan.

„Obwohl Sie mich, wenn auch nicht sehr genau, kennen, schreibt er an einen seiner Collegen, so werden Sie doch meine Berufung kaum begreifen; natürlich, denn ich bin gewiß der letzte, auf den Gott sein Augenmerk richten konnte. Aber sein anbetungswürdiger Wille befaßt sich selbst mit unserer Unwürdigkeit; er hat mir die Welt verleidet, alles ist vorbei, und mein Entschluß ist gefaßt. Ich kenne Ihre Freundschaft für mich zu gut, um nicht zu wissen, daß Sie sich von Herzen freuen, wenn Sie hören, daß mein Herz ruhig und mit seiner Zukunft zufrieden ist. Sie Ihrerseits werden auch ferner im Gewühle der politischen Interessen thätig bleiben und diesen Ihren Eifer und Ihre volle Hingebung widmen. Haben Sie Muth, Gott wird Sie unterstützen. Als demüthiger Diener im Heiligthume werde ich die Hände für Sie zum Himmel erheben und beten, damit Gott Ihnen den endlichen Sieg verleihe."

Gustav hatte während des ganzen Tages geschrieben; gegen Abend, wo er anfing, sich freier zu fühlen, erübrigte ihm nur noch über seine im Justizgebäude zurückgelassenen Sachen zu disponiren, und dies that er durch folgenden Brief: „Ich trete in das Seminar ein; was sagen Sie dazu? daß der unwürdigste, der untreueste und unliebenswürdigste der Diener Gottes von ihm berufen ist zu dem verantwortlichsten aller Dienste . . . Ja, und dabei besteht meine Freude in meiner Reue, meiner Ueberzeugung. Ich habe Sie, lieber College, noch ganz besonders um Verzeihung zu bitten, daß ich Ihnen mißfallen und Sie verletzt habe durch eine Ueberhebung, wie sie sicherlich für einen Christen nicht paßt; doch ich rede zu einem nachsichtigen Bruder."

„Ich bin ermüdet von den vielen Briefen, die ich habe schreiben müssen; daher nur noch tausend Grüße an unsre alten und trefflichen Collegen vom Gerichtshofe; empfehlen Sie mich ihrem Andenken und Gebete. Sodann bitte ich Sie, mein lieber Freund, mir die Freude zu machen, meine rothe Robe, welche Sie augenblicklich dort haben, als ein Zeichen Ihrer guten Freundschaft annehmen zu wollen. Ich muß Ihre Güte aber noch weiter in Anspruch nehmen. Ich habe beim Gerichte erster Instanz zwei schwarze Roben, darunter eine ganz neue, zwei Westen, ein Buch, eine Mütze, und einen Gürtel; lassen Sie sich alle diese Dinge geben, und verfügen Sie darüber nach Gutdünken. Machen Sie davon Geschenke an Freunde oder an Dienstleute: was Sie immer thun, wird gut gethan sein; ziehen Sie es aber vor, die Sachen zu verkaufen und den Erlös einer Wohlthätigkeitsanstalt zu überweisen, so bin ich auch damit ganz einverstanden."

„Adieu, mein lieber Freund, denken Sie ein wenig an mich, beten Sie für mich und seien Sie überzeugt, daß ich Ihnen fürs Leben zugethan bleibe."

Die in solcher Weise dem Herrn Jules Gossin, Rath bei dem Königlichen Gerichtshofe zu Paris, vermachte rothe Robe ist zu einem Erbstück in der Familie geworden.

Der Bischof von Orleans, der mit seinem feinen Tacte Alles was er zu sagen hat, gut sagt, hat kein Bedenken

getragen, an dem Sarge ein Wort zu wiederholen, dessen bis an's Gewöhnliche streifende Einfachheit nur durch die Großartigkeit der Umstände wieder ausgeglichen wurde. „Ich erinnere mich noch genau," so lauteten seine Worte, „ich war damals noch jung, kaum zwanzig Jahre alt, und stand im Begriffe, mich dem Herrn zu weihen. Als ich damals in das Seminar, in welchem ich wohnte, diesen jungen Rechtsgelehrten ankommen sah, so ernst, so freundlich und so fest — da wurde ich ergriffen, und mit unwiderstehlicher Gewalt zu ihm hingezogen, und nie werde ich seine Stimme, seinen Ausdruck vergessen, der noch jetzt in meiner Seele wiederhallt und für immer darin bleiben wird."

„Es war an einem Sonntage, da sahen wir in der Stunde unserer Recreation junge Magistratspersonen, Rechtsgelehrte und selbst berühmte Advocaten von Paris ankommen; sie wollten den zurückfordern und wieder mitnehmen, den sie glaubten verloren zu haben. Da auf einmal erschien er oben auf einer kleinen Treppe, die — ich sehe sie noch — in dem Parke am Abhange eines Hügels in dieser herrlichen Einsamkeit von Issy angebracht war. Er grüßte von dort seine herbeigeeilten Freunde und rief ihnen mit freundlich lächelnder Miene die Worte zu: „Nicht wahr, ich habe Euch doch angeführt! nun ist's vorbei!" Damit war Alles gesagt, freundschaftlich, und doch mit liebenswürdiger und lebendiger Festigkeit."

In den ersten Tagen drängten sich Briefe und Besuche in seine Einsamkeit. „Einige Freunde denken noch an mich, äußerte dann einfach der neue Seminarist; ihre Zahl wird sich bald vermindern; denn ich bin ja hierhin gekommen, um vergessen zu werden und nur an Gott zu denken."

Der General-Procurator Bellart antwortete unter dem 6. Mai 1822 seinem früheren Substituten auf dessen Brief vom vorhergehenden Tage Dieser Brief, obwohl schon zu verschiedenen Malen veröffentlicht, ist zu ehrenvoll für den, der ihn geschrieben, und für den, an welchen er gerichtet, als daß wir ihn hier nicht noch einmal vollständig aufnehmen sollten; die Geschichte des P. von Ravignan schuldet diese Huldigung dem Andenken Bellarts.

„Mein guter und lieber Ravignan! Wäre ich nicht gleich Ihnen enttäuscht von allen Einbildungen der menschlichen Eitelkeit, so würde mich Ihr Brief tief betrübt haben; ich würde es beklagen für die Welt und für mich, einen guten und liebenswürdigen jungen Mann verloren zu haben, der eine Zierde der Magistratur zu werden und seinem Vaterlande hervorragende Dienste zu leisten versprach. Ich würde es beklagen, daß Sie selbst einer Laufbahn ein Ziel gesetzt, von der Alles vorhersehen ließ, daß sie eine ausgezeichnete werden, und Ihrem wohlberechtigten Ehrgeize volle Befriedigung gewähren würde, indem sie gleichzeitig Ihnen reiche Gelegenheit geboten hätte, der Religion, der Gesellschaft, dem Könige durch laute Verkündigung guter Grundsätze und durch erleuchtete Pflege der Gerechtigkeit nützlich zu werden."

„Obgleich nun aber sowohl meine persönlichen Gesinnungen, wie nicht minder der Widerwille, den mir das Treiben einer thörichten und verkehrten Welt, in der ich lebe, einflößt, ganz danach angethan sind, um dem Schritte, den Sie gethan, beizustimmen, so erachte ich mich doch für verpflichtet unter Beiseitesetzung dieser Art von Eigenliebe, welche mich Ihren Entschluß eher beneiden, als mißbilligen heißt, Sie dennoch aufzufordern, mein lieber Ravignan, denselben noch einmal in sorgsame Ueberlegung zu ziehen. Es ist ein gewichtiger Entschluß, er legt Ihnen Pflichten der allerernstesten Art auf, viele übermenschliche Entbehrungen, und deshalb gilt es, sicher zu sein, daß Sie dieselben zu tragen vermögen, heute, morgen, Jahre lang, immerwährend, Ihr ganzes Leben hindurch, ohne Murren und vor allem ohne Reue. Ich begreife, wie ein Muth, ein hoher Muth eine gewisse Zeit hindurch dauern kann; aber die Verpflichtung, für immer Verzicht zu leisten auf die stärksten Triebe der Natur, ist eine schreckliche Verpflichtung. Im Eifer und in der Begeisterung hält die Einbildungskraft zuweilen Etwas für immer ausführbar, was dies nur durch die Gegenwart der Gnade und durch die Lebendigkeit einer Widerstandskraft ist, die noch nicht die Zeit gehabt hat, sich zu erschöpfen. Aber wie, wenn

diese Gnade Ihnen verloren ginge, wenn diese Widerstandskraft nicht mehr hinreichte zur Fortsetzung des Kampfes; wenn ein langjähriges Opfer sowohl aller Neigungen, die bestimmt sind, das Leben eines guten und christlich gesinnten Menschen zu verschönern, als auch aller natürlichen und von Gott erlaubten Gefühlen, die er den Menschen unter der einzigen Bedingung gegeben hat, sie nicht im Widerspruche mit seinen heiligen Gesetzen zu mißbrauchen, nach so langem Dulden geradezuvergeblich gewesen und verloren wäre!"

„Wie, wenn alle diese langen Leiden kein anderes Ziel erreichten, als daß Sie unterlägen und das Heil Ihrer Seele in Gefahr brächten! Erwägen Sie, mein lieber Ravignan, wie schrecklich grausam ein solches Ende wäre und überlegen Sie es wohl, so lange es noch Zeit ist."

„Ich bete gewiß aufrichtig die Absichten Gottes in Bezug auf Ihre Zukunft an, wenn erleuchtete und tugendhafte Männer, deren Urtheil mir mehr gilt, als mein eigenes, solche Absichten klar vorgeschrieben sehen."

„Im Uebrigen, und wenn Sie Ihrer Beharrlichkeit gewiß sind, preise ich Sie glücklich, daß Sie eine Welt verlassen, in der ich allzu oft des Lebens Ueberdruß empfunden habe, um nicht jenen süßen Frieden der Seele nach seinem ganzen Werthe zu schätzen, dessen sich derjenige erfreut, dem Gott gnädig gestattet, fern von diesem aufgeregten Spiele der Leidenschaften, der Verbrechen und der Thorheiten zu leben, die niemals, glaube ich, offener auf der Welt getrieben werden, als heute. Aber hat an einem solchen Entschlusse, wie der Ihrige, nicht auch die Eigenliebe einigen Antheil? Sie selbst werden freilich nur Vortheil aus der menschlichen Gesellschaft ziehen und sich eine beglückte Stellung schaffen, in welcher Sie den Gefahren dieser Welt entgehen; aber haben Sie dasselbe auch für Ihre Mitmenschen gethan? Sind Sie gewiß, daß Sie nicht Pflichten, die Ihnen auferlegt sind, nur Ihrem Geschmacke opfern? Gott, der Ihnen Talente gegeben, wird er es gestatten, daß Sie das Licht unter den Scheffel stellen? Es gibt mehr als eine Art, mein lieber Freund, sein Leben zu opfern. Ein guter Gatte, ein guter Vater, ein pflichtgetreuer Richter, ein eifri-

ger Christ, der sich nicht scheut, seinen Glauben zu bekennen inmitten der Verderbtheit unserer Zeit, auch sie alle erbauen und tragen die Schuld gegen Gott und die Menschen ab, ebensogut, wie ein heiliger Priester."

„Ich weiß gewiß von Grund meines Herzens jene Heroen des Glaubens zu ehren, die sich gänzlich jenem Leben der Vervollkommnung und beständiger Opfer widmen, in welchem sie, wenn sie anders nur den Himmel und die Nächstenliebe dabei im Auge haben, sich selbst und Anderen so viel Gutes zu thun vermögen."

„Dazu bedarf man aber der Gnade des Allmächtigen, will man in Wahrheit ein Heros sein; denn wenn man von solch hoher Stufe herabsinkt, wenn man wieder ein gewöhnlicher Mensch wird, so wird man dann weniger, als ein Mensch."

„Meine innige und aufrichtige Freundschaft zu Ihnen, mein lieber Ravignan, hat mir diese Gedanken eingeflößt; überlegen Sie dieselben. Es ist leicht möglich, daß, weil ich des Versuchs zu so großen Anstrengungen nicht würdig war, dieselben meine Einbildungskraft auch für Sie erschreckten, die Sie doch stärker sind, als ich; indessen meine väterliche Zuneigung zu Ihnen war Ihnen diesen Act der Offenheit schuldig. Nicht bekämpfe ich Ihr Vorhaben; ich fordere Sie nur auf, dasselbe reiflich zu erwägen. Ein Entschluß ist noch nicht gefaßt; ist er es einmal, so werde ich Sie darin nur bestärken und beten, daß Sie in Ihrem neuen Stande des Guten ebenso viel wirken mögen, wie in demjenigen, den Sie verlassen. Ich umarme Sie, Bellart."

Herr von Peyramet versicherte, daß auch er Alles aufgeboten habe, um Gott seine Eroberung streitig zu machen, und Lacratelle konnte sich Angesichts dieser Verachtung des Glückes und Ruhmes nicht enthalten auszurufen: „So viel ist gewiß, kirchliche Würden sucht dieser einmal nicht."

Inmitten dieser Kundgebungen blieb der edle Flüchtling zwar nicht unempfindlich, aber doch unerschütterlich.

„Ich bin gerührt von den Beweisen der Liebe, die ich von meinen Vorgesetzten und Freunden empfange, schrieb er am 13. Mai. Zwar bin ich in meiner glücklichen Einsamkeit des Trostes nicht bedürftig, noch auch habe ich Erleich-

terung bei einem Opfer nöthig, das ich als solches nicht fühle; doch wurde es mir schwer, mich von so verehrungswürdigen Vorgesetzten und Freunden zu trennen, und darum bereitet mir ihr Andenken süßen Genuß. Bellart, dessen Brief mich ganz besonders gerührt hat, spricht wie ein wahrer Vater zu mir; ich aber werde ihm mit der Offenheit eines Sohnes antworten, daß er sich über meine Lage täuscht. Es sind nun schon drei Jahre und länger, daß der Ruf von Oben an mich erging. Gott hat mir Zeit gegeben, ihn reif werden zu lassen und zu prüfen. Nach Seinem Willen habe ich mich entschieden und finde nun in meinem Entschluß Ruhe. Bitten Sie ja den Himmel, daß er mir armen Sünder alle die Gnaden verleihe, deren ich bedarf. Meine besten Empfehlungen an den Herrn Generalprocurator und viel Schönes an alle Collegen. Rechnen Sie ja darauf, daß ich für's Leben bleibe — Ihr aufrichtiger und treuer Freund und alter College."

Einige Tage später, und nachdem die erste Aufregung etwas nachgelassen hatte, kaum Frau von Ravignan selbst mit den Ihrigen, um den jungen Einsiedler zu besuchen. Bei dieser Begegnung flossen noch viele Thränen, allein, wie es in der Regel bei den Opfern zu geschehen pflegt, die der Himmel fordert, der Trost fand sich gar bald, wo kurz vorher nichts anderes als Bitterkeit war. Die Besuche zu Issy wurden bald wahre Familienfeste. Eines Tages wußte der Seminarist den Seinigen eine besondere Ueberraschung zu bereiten. Er hatte sie zu sich gebeten zu einer Zeit, wo die übrigen Seminaristen spazieren gegangen waren, nachdem er vorher die Erlaubniß erhalten, sie in seine theure Einsamkeit selbst hineinführen zu dürfen. Hier zeigte er ihnen mit sichtlicher Befriedigung sowohl seine kleine Zelle, als auch die großen Gärten und das liebe Heiligthum der heil. Jungfrau von Loretto. Der Sohn schien glücklich, und die Mutter war getröstet.

Am 9. Juni hatte Gustav eine erfreuliche Nachricht zu melden: „Ich werde übermorgen den 11. hierselbst die Tonsur erhalten, und zwar durch Herrn Frayssinous unmittelbar nach seiner heil. Messe. Betet tüchtig für mich." In

der That ertheilte der neue Bischof von Hermopolis an dem bezeichneten Tage im Beisein des ganzen Seminars und einiger vornehmen Zeugen seinem geistlichen Sohne, der wenige Jahre später der Erbe seines Apostolates werden sollte, die Tonsur. „Mein lieber Freund, sagte er damals zu ihm, Sie gehören nun nicht mehr sich selbst, Sie gehören ganz und ausschließlich Gott an. Sie haben ihm so eben Alles geopfert, was Sie haben und Alles, was Sie sind. Die Welt wird von Opfern sprechen, die Sie gebracht, aber die Welt versteht Nichts von den Dingen Gottes. Sie haben Nichts verlassen, oder vielmehr Sie haben die Unruhe verlassen, um den Frieden zu finden, Sie haben Illusionen mit der Wahrheit, die Welt mit Gott vertauscht. Sicherlich, der Theil, den Sie gewählt, ist ein guter. Ich lasse Sie hier, um selbst in die Welt zurückzukehren; beten Sie für mich, und erfreuen Sie sich all der Gnaden, welche die Vorsehung Ihnen so eben zu Theil werden ließ."

„Nachdem die Feier beendigt war, so erzählte der Bischof von Orleans, gingen die beiden großen Männer mit uns im Schatten unseres einsamen Gartens spazieren. Wir drängten uns um sie und horchten begierigen Herzens auf alle die gnadenvollen Worte, welche ihren Lippen entströmten. Da auf einmal zeigte der fromme Bischof auf den jungen von Ravignan, der einige Schritte vorausging, und sagte mit gerührter Stimme und mit zum Himmel emporgerichteten Augen, in denen wir eine Thräne glänzen sahen: Ja, meine Freunde, so gewiß es eine Vorsehung gibt, so gewiß gehört ihm das Himmelreich."

Unter dem 16. Juni gab der junge Clericer selbst folgenden Bericht von seinem Festtage am 11.: „So bin ich denn endlich de foro ecclesiae, mein lieber Confrater. Ich kann Ihnen den Eindruck nicht schildern, den die Ertheilung der Tonsur auf mich gemacht hat. Ich war glücklich, dieselbe durch den verehrungswürdigen Bischof von Hermopolis zu empfangen; die Worte, die er an mich gerichtet, haben mich zu Thränen gerührt. Adieu, beten Sie für mich und lieben Sie mich. Ich bete stets für Sie und liebe Sie von ganzem Herzen in unserm Herrn."

Der neue Zögling von Issy war jedoch nicht der Mann, der seine Zeit mit Träumereien verbrachte. Schon am 8. Mai hatte er sich einen Plan für die Arbeiten seines neuen Berufes gemacht. Unter seinen Papieren fanden wir ein zu theologischen Studien bestimmtes Heft, das von diesem Tage datirt ist. Es enthält Bemerkungen über die Kirchengeschichte und recht interessante Bruchstücke aus dem Leben der Heiligen. Ueber diesen Blättern stehen, wie eine Vorbedeutung, die Anfangsbuchstaben der Worte Ad Majorem Dei Gloriam; schon ist der Seminarist im Herzen ein Novize der Gesellschaft Jesu. Wir wollen aus jenem Hefte nur einige Zeilen hier anführen, welche einen Aufsatz über den heil. Paulus, den ersten Einsiedler, schließen, um mit dieser Erstlingsarbeit gleichsam den Ausgangspunkt anzugeben, von dem der P. von Ravignan seinen Anfang nahm. Seine Sprache ist schon jetzt ernst und gemessen, wie seine Gedanken.

„Man kann diese Männer in etwa begreifen, die das Glück hatten, von Gott auserwählt zu sein, um in die Tiefen der Wüste zu gehen, ihn dort anzubeten und durch eine ununterbrochene Betrachtung seine durch unwürdiges Vergessen geschmähte Ehre wiederherzustellen. Aber dieser Ekel an der Welt, der so heilsam ist, wenn man ihn zu benutzen versteht, findet nur bei wenigen getreuen Seelen Gehör für seinen Rath. Nicht, daß man stets einer gewissen natürlichen Erschlaffung gehorchen müßte, welche nicht selten selbst von Leidenschaften bewirkt wird, oder daß man einen weichlichen und unthätigen Frieden, noch ein eingebildetes Glück suchen sollte, welches wir hier auf Erden nirgendwo finden dürfen; das hieße sich arg verrechnen. Wohl aber die Irrthümer und Ausschreitungen der Menschen verabscheuen, seine eigenen Fehler und Schwächen lebhaft beweinen, alle Ketten einer unwürdigen Sklaverei zerreißen, sich zurückziehen von Allem, was nur eitler Lärm und unselige Verblendung ist, mit Hochherzigkeit, in welcher Lage man auch sein mag, ein innerliches und wahrhaft nützliches Leben ergreifen, niemals Mühe und Arbeit scheuen oder fliehen, den Ehrgeiz von sich fern halten und die thörichten Rücksich-

ten auf die Welt abschütteln, — darin besteht jener Geist der Einsamkeit und der heiligen Selbstverleugnung, den mit Recht das bewunderungswürdige Leben des heil. Eremiten Paulus und der großen Zahl jener Einsiedler in uns erwecken sollte, welche seinem Beispiele gefolgt sind. Glücklich, wer ihr arbeitsames Leben zu würdigen versteht; noch glücklicher, wer in ihrer Schule Alles verachten lernt, was vergänglich ist, um alle seine Hingebung und Liebe den Seelen zu widmen, die einmal errungen uns niemals wieder entschwinden werden!"

Die kirchliche Wissenschaft war es jedoch eigentlich nicht, die Ravignan in der Einsamkeit zu Issy zu suchen beabsichtigte, er wollte vor allen Dingen die Tugenden lernen, die den Priester machen. Er begann deshalb gegen sich selbst zu kämpfen, namentlich gegen jene Schärfe und Strenge, in welche die noch ungezügelte Kraft seines Characters leicht überging. Abbé Moreau, der ehrwürdige Gründer der Congregation vom heiligen Kreuz zu Mans, hat ihm das Zeugniß gegeben, daß seine Liebenswürdigkeit in demselben Maaße zunahm, in welchem er in der Kunst des Entsagens fortschritt, und daß trotz seiner Strenge in Wort und Haltung, die Einfalt und der Frieden seiner Seele mehr und mehr hervortraten. Derselbe Zeuge erzählt einen kleinen Vorfall, bei welchem der Ernst des alten Magistrats doch zu Schanden ward. Ich erinnere mich, erzählt er, daß er uns noch etwas kindisch, vielleicht selbst leichtsinnig fand, namentlich dann, wenn gewisse Namen von Heiligen uns im Speisesaale zum Lachen Anlaß gaben. Ich erlaubte mir, ihm darauf zu sagen (es war bald nach seinem Eintritt): „Wenn Sie erst Ihre Generalbeichte abgelegt haben und uns bei Schluß des Mittagessens das Martyrologium vorlesen werden, dann wollen wir sehen, ob Sie ernst bleiben." Und in der That, als die Reihe des Vorlesens an ihn kam, brach unser guter Confrater in förmliches Lachen aus, so daß er darauf in der nächsten Recreation äußerte: „Das ist eine wahre Krankheit, die ich noch nicht kannte; aber es ist die Krankheit der Freunde Gottes."

Ich finde unter seinen Papieren einen Brief, worin der

junge Einsiedler auf einige Besorgnisse antwortet, welche Frau von Ravignan sich über seine Gesundheit gemacht hatte. Die Gründe, welche er vorbrachte, um sie zu beruhigen, zeigen, wie sehr der Geist des Glaubens schon damals alle seine Gedanken beherrschte: „Wenn meine Gesundheit auch keine besonders kräftige ist, schreibt er, so ziehe ich sie doch einer Kraftfülle vor, die mir beschwerlich werden könnte. Alle Männer, welche die Kirche als nachahmungswerthe Vorbilder aufstellt, waren mehr oder weniger leidend, und ich bin nicht einmal leidend; im Gegentheil, ich pflege mich, weil man es so will, und weil ich es mit Dir will. Beruhige Dich also, meine gute Mutter, denke nie meiner, um mich zu bedauern, Du würdest mich dadurch betrüben, Dich selbst aber täuschen." Zeigt sich in diesen Worten nicht schon der zukünftige Ordensmann, für den die Krankheit eine Erholung, der Schmerz eine Freude war?

Und in Wahrheit, für den neu zum Dienste im Heiligthume Berufenen wurde der Aufenthalt zu Issy nur die Vorbereitung zum Noviziate, das Seminar nur der Uebergang aus der Welt in's Kloster. von Ravignan strebte nach gänzlicher Entsagung; er hatte sich von der Welt abgeschieden und sich Gott geweiht; nun sprach sein Herz mit dem heil. Franz Xaver: Amplius, amplius! noch mehr, noch mehr! Es erübrigte ihm noch, der Welt abzusterben und sich für Gott gänzlich zu opfern. Seine Natur drängte ihn dazu, während die Gnade ihn zog; er war geboren, um Jesuit zu werden.

Daß es ihn zu den Jesuiten hinzog, war kein Geheimniß mehr. An jedem Mittwoch bat er um die Erlaubniß, nach Montrouge gehen zu dürfen; seine Schritte führten ihn dahin, wohin seine Sehnsucht gerichtet war. Abbé Moreau hat uns auch hierüber eine bezeichnende Anekdote aufbewahrt: „Nach den Regeln des Hauses mußte den Herrn von Ravignan, weil er nur erst die Tonsur empfangen hatte, ein Priester begleiten, so oft er während der Ferien einen Spaziergang machen wollte. Mich hatte er zu dieser Begleitung erwählt, und wir gingen alltäglich in den Wald von Meudon, um dort den Abend zu verbringen.

Dort auf einem Bündel Holz sitzend las mir mein lieber Genosse fast eine ganze Stunde lang das Leben des heil. Franz Xaver vor, und ich erinnere mich noch, wie er einmal plötzlich seine Lectüre unterbrach, sich erhob und zu mir sagte: „Wollen Sie? wollen Sie?“ Dabei zeigte er mit seiner linken Hand auf das Noviziat von Montrouge und fragte mehr mit Zeichen und seinem glänzenden Blicke, als mit Worten, ob ich ihn dorthin begleiten wolle, wohin zu gehen er nicht länger zögerte.

Ferner bemerkte man, daß von Ravignan den Diener, der ihm sein Zimmer in Ordnung brachte, fortgeschickt und diese niedrige Besorgung selbst übernommen hatte. So wollte der junge Geistliche schon im Voraus der heiligen Uebung der Ordens-Demuth sich befleißen. Zu seinem geistlichen Führer hatte er den verehrungswürdigen Mollevaut gewählt, einen wahren Sulpizianer, den man den heiligen Priester nannte, einen Mann, ebenso ausgezeichnet in der Wissenschaft, wie in der Demuth; ihn hatte er schon früher über seine Berufswahl um Rath gefragt, und jetzt war er es wieder, dessen Rath die letzten Schritte entschied, die ihn ins Noviziat führten. Ueber diesen Entschluß finden wir näheren Aufschluß in einem Briefe, den er unter dem 27. Oktober 1822, nur fünf Tage vor seinem Eintritt in Montrouge, geschrieben hat, und der an den Pater Ronsin, den Director der Congregation der heil. Jungfrau, deren Mitglied er war, gerichtet ist.

„Mollevaut hatte weise geurtheilt, als er mir empfahl, noch einige Tage zu überlegen und zu beten . . . Eine letzte Erörterung hat nunmehr stattgefunden, wobei er folgende Gedanken, die auch die meinigen sind, aussprach:

Erstens: Ich habe Beruf zum Orden der Jesuiten. Es gibt hierüber keine Zweifel und keine Bedenken mehr; wenn man je von einer Sache, die in den Absichten Gottes liegt, überzeugt sein kann, so muß man es in Betreff dieses Berufes sein. Zweitens: Der Wille Gottes wird an mir erfüllt werden, welche Hindernisse auch entgegentreten, und ich darf hoffen, mag kommen was da will, mit Gottes

Gnade in der Gesellschaft Jesu meine Heiligung zu wirken. Nichts desto weniger muß ich jede Täuschung und jedes menschliche Motiv von mir fern halten, mich auch auf innerliche Kämpfe, Leiden und Versuchungen vorbereiten, denn also ist der gewöhnliche und, wie es scheint, nothwendige Weg, den die Vorsehung zu führen pflegt."

„Ich will Ihnen heute nicht reden von den Gefühlen meines Herzens, von meinem Berufe selbst, für den ich den Himmel tausendmal preise, auch nicht von meiner unfreiwilligen und geheimen Ungeduld, noch von einem allzuschnellen Eintritt, worauf ich verzichte, ich will heute nur um Ihren Segen bitten."

Der junge Mann hatte seine natürlichen Neigungen bekämpfen müssen, welche der Arbeit der Gnade vorzugreifen strebten. Aber er hatte gesiegt, die Gnade herrschte allein und Mollevaut konnte sein Urtheil sprechen. Die Zukunft bewies, daß die Entscheidung dieses Gottesmannes ein Ausspruch Gottes selbst war. Der würdige Sohn Olier's machte sich eine Freude daraus, einen würdigen Sohn dem heil. Ignaz zu geben. Sein ganzes Leben hindurch hat denn auch P. von Ravignan eine zarte und tiefe Verehrung für denjenigen in seinem Herzen getragen, der ihn so zu sagen der Gesellschaft Jesu geboren hatte; er betrachtete sich als seinen Sohn und dehnte seine Dankbarkeit auch auf die ganze Congregation von Saint-Sulpice aus, die seine Wiege war.

Ueber seine Zukunft war also unwiderruflich entschieden, und der zukünftige Jesuit wich nie vor der Ausführung eines einmal gefaßten Entschlusses zurück. Zunächst beeilte er sich unter dem 31. Oktober 1822, von seinem Entschlusse den Bischof von Hermopolis in Kenntniß zu setzen. Das Original dieses Briefes wurde bei der Plünderung der Tuilerien im Jahre 1830 in einem prachtvoll gebundenen mit dem Wappen des Kronprinzen gezierten Bande der Conferenzen des Bischofs Frayssinous wiedergefunden, und nach dem Tode des Pater von Ravignan fand sich dieses werthvolle Actenstück in den Händen einer armen Frau vor. Der Brief lautet im Auszuge wie folgt:

„Issy, den 31. October 1822.

„Hochwürdigster Herr!

„Alles ist nunmehr und zwar für immer entschieden; ich werde schon am nächsten Sonnabend den 2. k. Mts. in Montrouge sein. Mollevaut hatte die definitive Entscheidung bis nach der Retraite hinausgeschoben; allein nach Beendigung der Retraite handelte es sich nur mehr darum, den gefaßten Entschluß auszuführen. Wir haben auch die Mittel und Wege verabredet, um die Hindernisse, die sich von Außen entgegenstellen könnten, zu beseitigen. Gott sei tausendfach gelobt und gepriesen! Sein Wille wurde mir kund, und ich gehorchte demselben mit Freude und Zuversicht."

„Ich werde nun noch einem Wunsche meines Herzens genügen, und Alles, was ich besitze, meinem Bruder geben; die unwiderrufliche Urkunde hierüber wird morgen aufgenommen werden . . . bald werde ich, Gott Lob, gänzlich arm und zufrieden sein."

„Genehmigen Sie, hochwürdigster Herr, den Ausdruck meiner ewigen Dankbarkeit für all die Güte, die Sie für mich gehabt; Sie kennen die Gesinnungen meines Herzens und wissen, daß ich für Sie bete; gestatten Sie mir, daß ich auch auf Ihr Gebet zähle."

Gleichzeitig kam der Baron von Ravignan von Bordeaux nach Paris, wohin ihn sein Bruder behufs Erledigung einer dringenden und geheimen Angelegenheit beschieden hatte. Letzterer gibt dem Bruder von dem Entschlusse, den er gefaßt, Kenntniß und erklärt ihm, daß er ihn zum Erben seines Vermögens machen wolle. Sofort begibt er sich denn auch zu der Schreibstube des Herrn Chapelier, eines der geachtetsten Notarien von Paris, und bittet denselben, den Act, wodurch er zu Gunsten seines Bruders auf sein Vermögen verzichte, augenblicklich aufzunehmen. Der Notar kannte den jungen Magistrat, erstaunt über dieses ihm seltsam erscheinende Verlangen, zögert mit der Aufnahme des Actes und versucht ihm Vorstellungen zu machen, damit er nicht in der ersten Aufregung des Gefühles handle, sondern sich die Angelegenheit nochmals überlege;

aber Abbé von Ravignan bleibt bei seinem Verlangen und schneidet kurz und bündig mit dem Tone eines Mannes, der sehr wohl weiß, was er thut, jede weitere Erörterung ab. Der Act wird also aufgenommen und unterzeichnet. Der treffliche Notar, noch voller Erstaunen über einen Vorfall, der ihm so neu war, begleitete den edlen Flüchtling aus der Welt bis an die Thüre seiner Schreibstube, wo sie einen Bettler finden; bei seinem Anblick greift der freiwillig arm Gewordene in seine Tasche, zieht daraus sein letztes Geldstück, gibt es dem Bettler, und, gleich als hätte er den letzten Staub von sich abgeschüttelt, erhebt er freudig seine Hände und ruft: „So habe ich denn endlich auf dieser Welt Nichts mehr." —

Viertes Kapitel.

Noviziat zu Montrouge.

Ankunft von Ravignan's zu Montrouge, Beginn des Ordenslebens, Predigt-Versuche, Gelübde.

Am folgenden Tage — den 2. November 1822 — fuhr ein Wagen mit zwei jungen Leute in der Richtung von Paris nach Issy; es war ein Bruder, der seinen Bruder, welcher in eine andre Welt reisen wollte, begleitete. Auf halbem Wege, auf der Höhe der Barrière, läßt der letztere halten, umarmt seinen weinenden Gefährten, und springt zur Erde mit den Worten: „Hier ist die Grenze; Adieu, mein Lieber, jetzt bin ich frei von Allem." Mit raschem Schritte eilt er von dannen, um zum letzten Male an seiner Einsamkeit anzuklopfen, wo er noch Einiges zu ordnen hatte.

Als er hiermit fertig war, öffnete ihm Mollevaut die Thüre des Parks, und Abbé von Ravignan schlug allein den Weg nach Vauvres ein. Die Seminaristen, seine Genossen, wußten von dem Vorgefallenen noch nichts; doch der fromme Director hatte es übernommen, ihnen davon Kenntniß zu geben. „Meine Herren, sprach er einige Stunden später zu ihnen, ich habe Ihnen die Abschiedsgrüße des Herrn von Ravignan zu überbringen. Er hatte Verlangen nach einem Leben des Gehorsams; dasselbe zu befriedigen ist er zu den Jesuiten gegangen."

Noch hatte von Ravignan seiner Mutter nichts von

seiner Absicht mitgetheilt, ins Kloster einzutreten, um ihrem unnützen und peinlichen Widerstreben zu entgehen. Erst nachdem der Schritt geschehen, wurde sie davon in Kenntniß gesetzt. In der ersten Aufregung ihres Schmerzes schrieb sie sofort an den Bischof von Bayonne und bat denselben, ihrem Sohne den Austritt aus seiner Diöcese, den er verlangen werde, nicht zu gestatten. Allein diese Bitte kam zu spät; der vorsichtige Sohn hatte sich schon im Voraus gegen die Nachstellungen seiner Mutter gerüstet, und Herr D'Astros, damaliger Bischof von Bayonne, sich beeilt, schon unter dem 9. November 1822 dem Novizen zu antworten: „Ich wünsche Ihnen Glück, daß Gott Sie berufen hat zu einem so heiligen Stand, wie es der Ordensstand ist, und in eine Gesellschaft, in welcher die Tugenden und die evangelischen Räthe so vortrefflich geübt werden. Ich kann Ihren Entschluß nur billigen. Beten Sie für mich und glauben Sie an meine herzliche Zuneigung.“ —

Man hat in der Welt, in der man ja über Alles spricht, ich weiß nicht von was für einem geheimnißvollen und unerwarteten Vorfalle gesprochen, der die Veranlassung zu dieser plötzlichen Berufung gegeben, gleich als ob es einer Enttäuschung bedürfe, um die Eitelkeit zu verlassen. Ueberall will man ein Stück Roman finden, allein, wenn man ein solches nicht mit Gewalt in die Geschichte des P. von Ravignan hineinlegt, wird man nichts der Art darin antreffen. Uebrigens hat er auch selbst das Geheimniß sei- Berufung der Oeffentlichkeit übergeben, indem er folgende Zeilen schrieb:

„Ich hatte Vorurtheile gegen die Gesellschaft Jesu; Pascal [1]) und die parlamentarischen Traditionen haben mich

[1]) Pascal greift die Jesuiten besonders in seinen Lettres provinciales an, einem Buche, welches auf den ärgsten Verdrehungen der Aussprüche jesuitischer Schriftsteller beruht, und das selbst von Voltaire der Betrügerei beschuldigt wird. Trotzdem ist es eine reiche Rüstkammer von Anschuldigungen gegen die Jesuiten geblieben, aus der noch jetzt die gewöhnlichen Schriftsteller des Tages ihre schmutzigen Waffen gegen diesen Orden nehmen, ohne nur je die Werke der Jesuiten selbst gesehen zu haben. A. d. Ü.

getäuscht, wie so manchen Andern. Und ich muß es bekennen: ich habe die Wahrheit bezüglich der Jesuiten kennen gelernt gewisser Maaßen trotz mir selbst. Ich will das Publicum nicht behelligen mit meiner Geschichte, und es ist hier nicht der Ort zu erzählen weder von dem Wege, den es der göttlichen Vorsehung gefiel, mich damals zu führen, noch von der innern Arbeit des Gewissens, die Gott allein kennt, deren Erinnerung in meinem Herzen unauslöschlich eingegraben ist, und die, indem sie mich zum Lichte führte, eine so vollständige Aenderung meiner Lebensweise bewirkte. Aber was ich wohl öffentlich erklären kann, das ist: daß mein Gewissen sich entschied und mein Entschluß gefaßt wurde in einer Lage, die absolut frei von jeglicher Beeinflussung war; wie es denn überhaupt niemals meine Art gewesen ist, irgend einem Einflusse mich unterzuordnen. Und was ich weiter versichern kann, ist, daß gerade diejenigen Dinge, die man an den Jesuiten am meisten verkennt, entstellt und angreift, es waren, die mich bestimmten, Jesuit zu werden."

In einem vertraulichen Briefe an Jules Gossin, seinen Freund, enthüllt der Novize auch die Motive, die ihn ins Kloster geführt; er schreibt nämlich: „Die Leidenschaften und Thorheiten der Welt haben mich aus ihr vertrieben, das ist richtig; aber mehr noch hat mich eine unaussprechliche Sehnsucht meines Herzens zum Ordensleben hingezogen. Bitten Sie recht den Himmel, daß er mir armseligen Sünder alle die Gnaden schenke, deren ich bedarf."

Der 2. November blieb von nun an für immer seiner dankbaren Erinnerung als ein Festtag gegenwärtig, und noch im Jahre 1857, als dieser Tag zum letzten Male für ihn wiederkehrte, schrieb er: „Heute sind es 35 Jahre, daß Gott mich in die Einsamkeit berief und mir die Gnade verlieh, die Welt zu verlassen; helft mir ihn dafür preisen."

Der Ordensbruder, welcher ihm die Pforte des Noviziates öffnete, erinnert sich noch heute, daß er gehört, wie er sich mit folgenden demüthigen Worten dem Superior vorstellte: „Hier ist ein Armer, der Sie um Aufnahme bittet; ich habe nichts, als mich selbst, nehmen Sie mich aus Liebe gnädig auf." Im Uebrigen konnte der neue Gast mit dem

Propheten rufen: „Hier habe ich den Ort meiner Ruhe gefunden.“ Sein Ideal wurde nun endlich zur Wirklichkeit, und er konnte sich nach Wunsch hineinstürzen in sein Element. Gustav wurde Xaver!

Niemand kennt den stillen Reiz der ersten Jahre des Ordenslebens, außer wer ihn selbst verkostet hat. Nicht als ob die Jesuiten ihre Novizen verwöhnten; im Gegentheil, man prüft sie mit demselben Eifer, mit dem man sie liebt; mit milder Strenge bereitet man sie durch die kleinsten Dinge zu den größten vor und erzieht sie durch eine ununterbrochene Selbstverleugnung zum Apostolate und, wenn nöthig, selbst zum Martyrium. Aber gerade diese mühsame und arbeitsvolle Erziehung der Seele ist es, die für ein großes Herz nicht weniger Reize hat, als sie Opfer verlangt.

Dies eben hat P. von Ravignan ausdrücken wollen, als er zwanzig Jahre später aus voller Seele sich äußerte: „Man möge mir verzeihen, wenn ich von dieser schon so weit hinter mir liegenden Zeit rede und darin die theuersten Erinnerungen finde; denn damals verlebte ich die glücklichsten Tage meines Lebens. Theure Wiege meines Ordenslebens, mühevolle Feuerprobe meiner Seele, fruchtbare Läuterung meiner Erkenntniß und meines Herzens, — nie werde ich euch vergessen!“

Schon gleich bei Beginn seiner Ordenslaufbahn hatte sich der junge Kämpfer den herrlichen Grundsatz zu eigen gemacht, den die Hand des heil. Ignatius an die Spitze seiner Exercitien gestellt hatte; er war ein für allemal entschlossen, „sich selbst zu überwinden und sein Leben zu regeln ohne irgend einen Einfluß der unordentlichen Neigungen der Natur.“ Deshalb verdiente er denn auch den Lohn, den der heil. Ignatius denen verspricht, die sich Gott hingeben „mit einem großen und freigebigen Herzen.“ — Nur sie haben ebenso großen Genuß als Vortheil, und finden mit dem Fortschritte im Kampfe den Frieden im Opfer.

Um jene Zeit bemächtigte sich der Bevölkerung in der Umgegend von Montrouge eine große Aufregung; tausendfache Schrecken und Drohungen schlugen an die Mauern

dieser friedlichen Wohnung. Die Verleumdung beutete die Leichtgläubigkeit aus und machte Lärm, um Schrecken einzujagen; es war der erste Act in einem Schauspiele, das fünfzehn Jahre lang dauern sollte. Aber all dieser Lärm und all dieser Schrecken drang nur bis zur Schwelle des Noviziates; in seinem Innern dagegen, das für die Welt glücklich verschlossen und nur für den Himmel geöffnet war, herrschten die Stille des Gebetes und der Friede Gottes.

P. Gury, damals Chef des Hauses mit dem Titel Novizenmeister, war der Mann für seinen Posten; er hatte eine Einfalt, wie man sie nur im Alterthume kannte, voll Gradheit und Gottesfurcht. Ihn umgaben in dem armen und engen Hause die jungen Männer, die wieder Kinder geworden waren in der Schule der evangelischen Vollkommenheit, und die keine andere Fahne hatten, als das Kreuz, keine andere Waffe, als die Disciplin, keinen andern Ehrgeiz noch andere Politik, als den Eifer für die Ehre Gottes und die Demuth. Gewiß, das Noviziat war nicht gefährlicher, als das Cönaculum.

Diese Gegensätze waren indeß ganz dem Geschmacke und selbst den natürlichen Neigungen des neuen Xaver entsprechend. Seitdem ihn Gott so mächtig gerufen, zog Nichts sein Herz so sehr an, als die Stille und das Schweigen inmitten des Lärms; er bedurfte des Friedens und des Kampfes; des Friedens mit Gott für seine Seele, des Kampfes gegen die Welt und gegen sich selbst für seinen Character. Er zögerte deshalb nicht, hinabzusteigen in das geheimnißvolle Grab, in welchem, nach den Worten des heil. Paulus, er den alten Menschen ausziehen mußte, um den neuen anzuziehen; er verschwand, als sei er gestorben, und während voller zehn Jahre sah ihn die Welt nicht mehr, hörte ihn nicht mehr und sprach nicht mehr von ihm.

Xaver von Ravignan hatte mehr als einmal seinen Stand und damit seinen Titel gewechselt; in so kurzer Zeit nahm er viele Stellungen ein; eine jede füllte er mit Ehren aus, um sie noch ehrenvoller niederzulegen. Erst Lieutenant, dann Richter, hierauf Seminarist, wurde er endlich Novize und schrieb seinen Namen nunmehr Bruder von Ravignan,

denn mit diesem bescheidenen und süßen Namen nennt die Klosterfamilie alle ihre Söhne, die noch nicht Priester sind.

Die Ankunft eines neuen Bruders war ein Ereigniß und ein Fest in der stillen und beglückten Welt des Klosters; die Erscheinung des jungen Magistrats, dem so großer Ruf vorausging, rief große Sensation hervor. Kaum einen Tag lang Novize hatte er schon die Haltung eines langjährigen Ordensmannes. Es war ihm aus dem Kreise, den er verlassen, Nichts verblieben, außer daß er ohne Zweifel mehr als alle Andern die Welt verachtete, die er besser gekannt hatte. Man hätte von ihm sagen können, daß er für das klösterliche Leben von Anfang an geschaffen gewesen, und daß er ganz mit ihm verwachsen sei. Er gab sich der Erfüllung seiner Obliegenheiten mit einem solchen Eifer hin, daß man hätte glauben sollen, er werde in einigen Monaten die ganze Vollkommenheit erreichen; allein in Wahrheit gab es auch bei ihm, wie überall, Anfang, Mitte und Ende; nur das kann man dreist vom Bruder von Ravignan sagen, daß er wahrhaft nach Art der Heiligen begann, das heißt, daß auch er anfänglich in den Fehler frommer Uebertreibung verfiel und mehr als einmal in seinem Eifer die Grenze überschritt, um desto sicherer zu sein, die Palme zu erlangen. Daß kam daher, daß er eben seinen Beruf von ganzem Herzen erfaßte und deshalb stets glaubte, nie genug für Gott gethan zu haben.

Diejenigen, welche den ausgezeichneten Novizen damals gesehen haben, schildern ihn beinahe gerade so, wir wir selbst ihn in späterer Zeit kannten. Schon hatte seine Physiognomie denselben Ausdruck angenommen, nur mit etwas mehr Ernst. Der hervorstechende Zug derselben war Kraft, noch ungebändigte Kraft, die ihn gegen sich selbst gar hart, und gegen andre sehr strenge machte. Mit der Zeit und mit Hülfe der Gnade werden wir diese Härte sich mildern sehen; dem Uebermaaß folgte Mäßigung, und, wie eine Tugend aus der andern zu entstehen pflegt, so gebar hierauf auch bei ihm die Kraft zunächst die Demuth, darauf die Nächstenliebe, endlich die Milde; seine Autorität aber sollte um so mehr Gewalt erlangen, je weniger ungestüm sie war.

Für jetzt jedoch war es noch die Kraft, die seine Frömmigkeit characterisirte. Selten war darum sein Gebet voll Trost; Gott behandelte ihn schon wie einen abgehärteten Soldaten. Durch die Arbeit, welche ihm das Gebet kostete, wollte er ihn für die Kämpfe des Lebens stärken, er entzog ihm selbst geistige Genüsse, um ihn zu jener selbstlosen reinen Hingebung zu erheben, deren Ruhe jegliches Gefühl übersteigt. Wie ein unerschütterlicher Held schritt er auf diesen rauhen Wegen voran, immer gerade aus, immer vorwärts, durch Schwierigkeiten gestärkt, durch Demüthigung ermuthigt, kämpfend für Gott, selbst gegen Gott. Sobald die Glocke rief, war er auf seinem Posten, und wenn sein Gebet auch nur langsam in Trockenheit sich dahin schleppte, so verfehlte er doch nie, selbst nachdem die Glocke die Beendigung dieser mühseligen Arbeit erlaubt hatte, die harte Prüfung über die vorgeschriebene Zeit zu verlängern, um getreu der Vorschrift seines Ordensvaters zu Manresa und dem Beispiele seines Heilandes im Oelgarten, durch Geduld den Sieg zu erringen. So wurde endlich sein Kampf gekrönt; durch seine Beharrlichkeit erhielt er in hohem Grade die Gabe des Gebetes; diese heilige Arbeit der Seele wurde die Ruhe seines Herzens und das Bedürfniß seines Lebens. Mit Gott im Glauben vereinigt, ruhte er bei ihm von jeglicher Müdigkeit aus und bereitete sich mit ihm zu jeglicher Arbeit vor, und, war auch anfänglich sein Betzimmer ein Calvarienberg, so wurde es in der Folge für ihn zum Paradiese.

Die Energie in der Erfüllung seiner Pflicht war die naturgemäße Folge dieser Kraft im Gebete. Niemand hat, glaube ich, die Wichtigkeit der Pflichterfüllung höher gestellt, als P. von Ravignan; seit seinem Noviziate bildete sie seine Freude und seine Ruhe und war ihm heilig, wie die Religion. Ihr hatte er sein ganzes Sein hingegeben, ihr würde er gern auch sein Leben geopfert haben. Diese so tief christliche Gesinnung belebte alle seine Handlungen und verlieh seinem ganzen Betragen das Ansehen einer beständigen und gewissenhaften Hochherzigkeit. Der Antrieb, den ihm das Noviziat in dieser Hinsicht gab, war so mächtig, daß

sein Streben nach Vollkommenheit von da an niemals ermattete; am Ende seines Ordenslebens so gut, wie beim Beginne desselben schienen Pünktlichkeit und Fleiß ihm zur zweiten Natur geworden zu sein. Nichts vergaß, nichts zumal vernachläßigte, nichts verschob er. Zerstreuung ist vielleicht ein Zeichen physischer Schwäche, Nachläßigkeit dagegen, die Alles nur halb oder wie im Tagelohn thut, läßt ohne Zweifel auf eine moralische Schwäche schließen. Eben deshalb haßte er ebenso ein launenhaftes Sichgehenlassen, wie ein träges Hinausschieben, und ich erinnere mich nicht, jemals gesehen zu haben, daß er etwas auf den folgenden Tag verschoben hätte, was er am Tage vorher thun konnte oder gar thun mußte. Wenn die Geschäfte, die ihm oblagen, voll von Schwierigkeiten waren, wenn die Erfüllung seiner Pflicht Opfer erforderte, so war dies ein Grund mehr für ihn, seine Thätigkeit zu beschleunigen; er ging vorwärts, überwand, was schwierig war und sich ihm entgegenstellte, und erst, wenn er seine Pflicht ganz erfüllt hatte, ruhte er aus in dem Frieden seines Gewissens und unter dem Segen Gottes.

Vor allen Dingen war es aber sein eigenes Innere, worin der Novize eine unglaubliche Energie entwickelte; er zog sich gewissermaaßen in sich zurück und wandte sich ganz und gar gegen sich selbst. Das Ordensleben ist im Grunde ein wahres Kriegsleben; es besteht in dem offenen Kriege der Gnade gegen die Natur, des Geistes gegen das Fleisch, und in diesem Kampfe ohne Waffenstillstand noch Ruhe, darf man das Schwert nicht eher niederlegen, bis man die Krone erreicht hat. Der Bruder von Ravignan wußte, daß ein muthiger Angriff den Kampf erleichtert und den Sieg vollständiger macht. Deshalb begann er den Kampf gegen sich selbst damit, daß er die ganze Energie, deren er fähig war, darauf verwandte, sich zu verdemüthigen, sich zu hassen, sich zu verfolgen; oder vielmehr, um mit den Worten des Evangeliums zu reden, er achtete, er liebte, er bediente wahrhaft seine Seele, indem er für seine Freiheit und Selbstständigkeit gegen die Sinnlichkeit und Eitelkeit kämpfte, welche dieselbe beherrschen und erniedrigen; und als er endlich Sieger

und Herr seiner selbst geworden war, sammelte er, wie ein zweiter Samson, Honigscheiben aus dem Rachen des erschlagenen Löwen.

Endlich war es seine Kraft in der Liebe, welche schon damals im Novizen den künftigen Apostel erkennen ließ. Sein Herz war eine wahre Schatzkammer edler Zärtlichkeit; der beste Sohn, der hingebenste Freund, war er nicht minder der dankbarste und treueste Ordensmann. Nach unserem Heilande, nach der heiligen Jungfrau und der Kirche liebte er Nichts so sehr, als die Gesellschaft Jesu. Hören wir ihn hierüber selbst, er schreibt an seine Mutter:

„O! für wie viel Gnaden habe ich dem Herrn nicht zu danken, und hätte er mich auch nur das kennen gelehrt, was vor Allem werth ist, meinen Geist und mein Herz zu beschäftigen! Gott dem Herrn, der mir diese Vermögen gegeben, habe ich dieselben ganz und gar geweiht! Wolle mich deshalb nicht mehr für die Welt zurückverlangen. Ich suche jetzt hier das Böse, das ich in der Welt gethan, zu sühnen, und mein Gebet für Dich ein wenig wirksamer zu machen. Das ist sicherlich mehr werth, als körperlich vereint zu sein, was ja im Grunde so viel nicht bedeutet, und ich kann hier, glaube es mir, die Pflichten gegen Dich und alle die Unsrigen besser erfüllen, als in der Welt."

„Das Ordensleben und der Gehorsam gegen einen höhern Ruf sind nichts anderes, als ein innigeres Leben im Glauben, eine tiefere Erkenntniß der Wahrheit, eine vollendetere Einigung mit Gott. Die natürlichen Bande der Liebe werden in diesem Stande befestigt und gereinigt, und bilden einen kostbaren Gegenstand des Gebetes. Nach und nach erhält man einen wahren Geschmack für die Dinge des Himmels und erkennt, daß man die Welt nur verlassen hat, um der Gelegenheit zu entgehen, Böses zu thun, den Personen, die man liebt und ehrt, zu mißfallen, und sich selbst zu beunruhigen. Jetzt fühlt man erst, was Friede heißt; und inmitten der Arbeit sich zu heiligen, was nicht wenig sagen will, besitzt man in der That Alles, was glücklich machen kann und machen muß. Ich wünschte, ich könnte Dir mein Glück noch besser schildern, damit Du in Deiner

Liebe es mit mir theilen und ganz getröstet sein könntest; dann würdest Du bald das Wohlwollen für Deinen Sohn auch auf den Orden ausdehnen, dessen Mitglied er werden will."

„Einer Mutter Herz ist beinahe immer der Sitz des Schmerzes; doch das Herz einer so zärtlichen und guten Mutter, das Herz einer so christlichen Mutter, wie Du es bist, weiß, wo man Trost findet. Hyppolit ist Soldat und ich bin Mönch; Deine beiden Söhne erfüllen so den Willen Gottes, ein jeder in seinem Stande. Eines Tages werden wir alle den Familienkummer, die Trennungen, die Verluste in dem gemeinsamen Vaterlande vergessen, und wenn auch der Weg dorthin zuweilen mühsam ist, so dauert er doch nicht allzu lange."

Sehr bald wurde der Bruder von Ravignan mit einem kleinen Amte betraut; doch war dies keine Würde, — die man, Gott sei Dank! bei den Jesuiten nicht kennt, weder große noch kleine — sondern nur eine Last, und zwar für jetzt noch eine leichte. Er wurde nämlich ermahnender Bruder, und hatte als solcher die Aufgabe, die Beobachtung der Regeln und Gebräuche zu überwachen, die Anordnungen des Novizenmeisters zu verkünden, die Arbeiten zu vertheilen und auf tausend Kleinigkeiten zu achten. Dabei konnte man schon im Voraus beurtheilen, mit welcher Thätigkeit er einst später seine Geschäfte besorgen, mit welcher Autorität er die Menschen zu behandeln verstehen würde. Man brauchte ihn nur zu dem Einen sagen zu hören: „Geh hin", und er ging und zu einem Andern: „Thue dies" und er that es. Indessen verschweigen dürfen wir dabei nicht: seine Schärfe machte sich zu sehr fühlbar. Es ist zwar richtig, daß er als ermahnender Bruder sich selbst weniger schonte, als die andern und dabei viel mehr that, als man von ihm verlangte: — er war stets der Erste, wo es Mühen gab, der bereitwilligste zum Gehorsam, der eifrigste und ausdauernste bei der Arbeit und beim Gebete, der entschlossenste bei den an den Ferientagen damals im Noviziate zu Montrouge üblichen Spaziergängen, die in anstrengenden Märschen zu jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter bestanden; er war vor allem der ehrgeizigste, wo es

galt, sich zu demüthigen und zu leiden. Allein er maß die Andern zu sehr nach seinem eigenen Maaße und führte sie nach dem Schritt, den er selbst ging. Gewiß, in seinem Eifer ging er zu weit; allein noch einmal sei es gesagt, ein solcher Anfang war kein gewöhnlicher und ließ auf große Dinge schließen.

Am Ende des Gartens war eine kalte, feuchte und einsame Allee, die man die Allee des Paters Claver nannte. Der Bruder von Ravignan hatte sich diese Allee besonders ausgesucht, ging gern allein darin spazieren, und zwar noch weit ernster, als früher unter den Hallen von Bayonne. Man sah ihn darin mit großen Schritten auf und niedergehen, die Arme gekreuzt, das Haupt gesenkt, die Sinne gesammelt, sein blasses und ernstes Gesicht strahlend von einer überirdischen Freude. Es war in dem jungen Manne Etwas von einem Einsiedler und zugleich Etwas von einem Soldaten.

Dieses war überhaupt das Bild des Bruders von Ravignan während seines Noviziates und während der ersten zehn Jahre, in denen er sich zu seinem Apostolate vorbereitete. Erst als er seine Einsamkeit verließ, um sich in den öffentlichen Kampf zu begeben, sah er sich genöthigt, sich heiterer und menschenfreundlicher zu machen, um mit andern Menschen umgehen zu können, und kurz, um „Allen Alles zu werden, und die ganze Welt für Jesus Christus zu gewinnen."

Der Ex-Magistrat, der zukünftige große Prediger machte im Noviziate, wie dies üblich ist, die ersten Versuche in der geistlichen Beredsamkeit. An Beurtheilern fehlte es ihm nicht bei diesem ersten Auftreten; allein Bruder von Ravignan empfing diese Kritik oder suchte sie vielmehr auf, wie mancher andere sich um Lobeserhebungen bemüht. Wohl lag in seiner Natur ein gewisser Stolz, und selbst zum Hochmuth würden Anlagen vorhanden gewesen sein, wenn Gott und er selbst nicht Ordnung hineingebracht hätten; allein Eitelkeit war ihm in Wahrheit fremd. Sein Herz war zu groß für eine so kleinliche Leidenschaft. Damals schon fing er an, die Urtheile über seine Reden zu sammeln, und dieser Gewohnheit blieb er während seines ganzen Lebens treu.

Er legte eine förmliche Sammlung von Kritiken an, und an die Spitze seiner ersten Versuche im Noviziate ebenso, wie an die seiner letzten Conferenzen von Notre-Dame schrieb er selbst nicht etwa die lobenden, wohl aber alle tadelnden Bemerkungen und Urtheile, die ihm gemacht wurden, oder die er sich selbst machte. Wir werden später Gelegenheit haben, auf diese Sammlung zurückzukommen.

Nur für einen einzigen Tadel bezüglich seiner Predigten zeigte der Novize, der nur gut zu sprechen bemüht war, um Gutes zu bewirken, sich empfänglich. Man setzte nämlich wiederholt aus, daß er nicht die Redeweise eines Missionärs habe, und daß er es nicht verstehe, sich verständlich für das Volk zu machen. Früher pflegte er zu sagen, „laßt uns vornehm sein;" jetzt sagte er: „laßt uns einfach sein. In meinen Zuhörern sehe ich nur Seelen; man muß so predigen, daß auch sie in dem Priester Niemand anders hören, als Gott." Er erbat sich von seinem Superior als eine Gnade, zu den Uebungen im Improvisiren und Declamiren bestimmt zu werden; und sodann ersuchte er mit jenem Erfindungsgeiste eines Anfängers, der Fortschritte machen möchte, den einen oder andern seiner Mitbrüder, ihm außer den öffentlich gemachten Bemerkungen noch ihre besondere Kritik zu sagen. „Nun, Bruder, pflegte er dann zu sprechen, habe ich Fortschritte gemacht? finden Sie meine Sprache jetzt gemeinverständlicher?" —

Einmal, in einer jener Predigten vor seinen Genossen im Noviziate, versagte ihm plötzlich das Gedächtniß. Der junge Redner schien dieses Mißgeschick förmlich zu genießen; ohne ein Wort und ohne eine Bewegung blieb er eine Zeitlang ruhig und heiter stehen; endlich zog er feierlich sein Heft aus der Tasche und fuhr dann fort, als sei Nichts geschehen. Man konnte bei dieser Gelegenheit in seinem Gesichte auch nicht die mindeste Erregung wahrnehmen.

Wir lassen hier das Bruchstück einer Predigt über die Demuth folgen, datirt von Montrouge im Jahre 1823, worin Bruder von Ravignan, indem er seinen innersten Gedanken ausspricht und gleichsam sich selbst schildert, schon jetzt im Voraus den Grundsatz ausspricht und sich vor-

zeichnet, den er während seines ganzen Lebens inmitten aller Prüfungen und aller Erfolge beobachtete. Er wollte beweisen, wie nothwendig die Demuth für einen Jesuiten sei, und begründete dies im zweiten Theile seiner Rede durch eine Darlegung der damaligen Weltlage.

Nachdem er ausgerufen: „Was ist in unsern Tagen die Welt?" und nachdem er sodann seine Brüder um Vergebung gebeten, daß er sie auf ein für sie so fremdes Gebiet führe, zeigte er, daß die Menschen in der Welt für sie in zwei verschiedene Klassen sich theilten: in heftige Feinde und in ergebene Freunde. Man bedürfe, fügte er hinzu, deshalb in doppelter Hinsicht der Demuth, einmal um die Verfolgungen der Einen zu erdulden, — und sodann um ohne Eigenliebe die Theilnahme der andern zu tragen. Lassen wir den Novizen einen Augenblick selbst reden:

„Die Hölle steht im Begriffe, mit gewaltigen Kräften die Gesellschaft Jesu zu bekämpfen. Wir können dadurch unserm Herrn und Meister nur um so ähnlicher werden. Sein ganzes Leben war eine Reihe von Demüthigungen und Leiden; mit himmlischer Geduld und Freude hat er sie alle ertragen. In derselben Weise müssen auch unsere Herzen die nämlichen Prüfungen übernehmen. Durchdrungen von dem Bewußtsein unserer Fehler, überzeugt von der ungeheuren Größe der Züchtigungen, die wir dafür verdient haben, beseelt von einer heiligen Feindschaft und einer aufrichtigen Verachtung gegen unsere selbstsüchtige Natur, wollen wir die Hand anbeten, die uns schlägt und das Haupt beugen ohne Klage unter das Joch, das er uns aufzuerlegen für gut befindet; wir wollen die unendliche Barmherzigkeit Gottes verkünden, die unserer bis jetzt noch geschont hat; wir wollen weinen nicht über uns, sondern über die, welche in der Irre gehen; wir wollen segnen die Werkzeuge der Absichten Gottes, mögen sie sein welche sie wollen; wir wollen endlich uns freuen darüber, daß wir von ihnen behandelt werden, wie wir es nach unserem eigenen und wahren Urtheile über uns selbst verdienen. Das heißt dann Demuth haben. . ."

„Von Andern geachtet sein und gleichwohl niemals den

Gedanken seines Nichts und seiner Sündhaftigkeit aus den Augen verlieren; Früchte unter den Füßen hervorsprossen sehen und doch überzeugt bleiben von der eigenen Nichtigkeit; erhabene Tugenden ausüben und zugleich in aufrichtiger Kenntniß der eigenen Niedrigkeit verharren; zwischen dem, was Gottes ist, und dem, was des Menschen ist, mit unpartheilicher Gerechtigkeit unterscheiden, Gott alle Ehre, alles Gute und allen Erfolg zuschreiben, und für den Menschen nur die Verachtung, den Haß und die Gleichgültigkeit in Anspruch nehmen: — das ist unsere Pflicht im Glücke; das ist die Demuth.

„Waffnen wir uns also, meine Brüder, mit gleichem Muthe gegen das Glück, wie gegen das Unglück. Unter dem Banner des heil. Ignatius ist Tapferkeit eine Pflicht; aber der Sieg ist nur der Demuth verheißen, dieser wunderbaren Macht der Schwäche. . . .“

Gewiß, man kann es nicht verkennen, der Novize dachte in dieser Rede schon wie ein Heiliger.

In dieser ersten und glücklichen Epoche seines Ordenslebens, worin alle Tage einander gleichen, gab es weiter keine besonderen Ereignisse, die wir zu melden hätten, und wollen wir deshalb, wo uns in die Augen springende Thatsachen fehlen, nur noch einige characteristische Aeußerungen mittheilen.

Der Novize mit seinem so bestimmten Character konnte nicht den Schatten eines Angriffs auf seinen Beruf ertragen. Eines Tages hörte er Einen sich mit Lebhaftigkeit über ich weiß nicht welche Härte beklagen; er nahm die Sache sofort ernst und fragte zwar mit Freundlichkeit aber doch voll Feuer: „Aber, Sie sind doch nicht gekommen, will ich hoffen, um uns von unserem Berufe abwendig zu machen?“ — „O nein“, beeilte sich ganz kleinlaut der Urheber dieser augenfälligen Unklugheit zu erwiedern.

Fortwährend trug er das „Heft der Instructionen“ in der Hand, welches die besondere Regel für das Noviziat enthält, und pflegte in der Weise der Juristen bei jeder Gelegenheit die Formel zu gebrauchen: „nach dem Wortlaute der Instructionen.“

Er machte keinen Unterschied zwischen den einzelnen Vorschriften der Regel; sie waren ihm alle von Gott ertheilte Befehle. „Die Erholung, sagte er, ist eine Uebung, wie die Betrachtung, und zu ihrer Zeit muß die eine uns ebenso heilig sein, wie die andere.“

In derselben Weise respectirte er die Grenzen, welche durch den Gehorsam seinen allzu edelmüthigen Absichten öfter gezogen wurden, und indem er, um in den Grenzen des gemeinsamen Lebens zu bleiben, seine eigne Abtödtung abtödtete, hatte er das doppelte Verdienst: mehr zu wollen und doch nicht mehr zu thun. „Unsere Oberen haben die Erleuchtung und die Erfahrung, sagte er; sie wollen unser Bestes, und wir müssen folgen.“

Nie sprach er von sich selbst, und wenn man ihn über sein vergangens Leben fragte, so unterließ er entweder zu antworten oder brach die Unterhaltung gewandt ab. „Nichts ist für die Seele so heilsam, wiederholte er oft, als diese zwei Worte aus der Nachfolge Christi: »Ama nesciri.« [1])

Wenn er hin und wieder bei den jüngsten Novizen kleine Reminiscensen des Muthwillens aus der Schule wahrnahm, sagte er mit Nachsicht: „Das ist Nichts, legen Sie keinen Werth darauf, in einem halben Jahre werden Ihre Gedanken eine andere Farbe und eine andere Haltung angenommen haben.“

In den Exerzitien des heil. Ignatius schätzte er vor allem die besondere Gewissenserforschung als das wirksamste und schnellste Mittel, um zur Vollkommenheit zu gelangen. „Wollen Sie wissen, pflegte er zu sagen, worauf man alle guten Vorsätze, die man in einer Retraite faßt, zurückführen kann? Darauf: mit Treue täglich seine besondere Gewissenserforschung zu machen.“

Der eifrige Ermahner hatte seinen Mitbrüdern eine so gute Meinung von sich gegeben, daß man in Montrouge zu sagen pflegte: „wir dürfen nicht muthlos werden, wenn wir nicht alle Ravignan's sind.“ Als einmal ein Novize über das, was er in einer Verlegenheit thun sollte, die

---

1) Liebe es, nicht gekannt zu werden.

andern um Rath frug, antwortete man ihm, er möge sich dieserhalb an Bruder von Ravignan wenden. „Da weiß ich im Voraus, erwiederte er, woran ich bin; ich werde dann sicherlich den schwierigsten Theil wählen müssen.“

P. Gury hat uns in einer von seiner Hand geschriebenen Notiz ein Zeugniß über seinen Zögling hinterlassen, welches mehr eingehend ist, und dem dazu noch eine größere Autorität zur Seite steht. Nachdem er der Gradheit seines Urtheils, seines praktischen Verstandes und der Entschiedenheit seines zwar noch herben, aber im Uebrigen ausgezeichneten Characters erwähnt, glaubt er ihm ganz ausgezeichnete Eigenschaften für den höheren Unterricht, für die Kanzelberedsamkeit und für die Verwaltung zuerkennen zu müssen, und, indem er die Hauptsache zuletzt erwähnt, bezeichnet er seinen nunmehr zweijährigen Novizen als einen innerlichen Mann, der in allen seinen Leidenschaften abgetödtet, und im höchsten Maaße Verächter seiner selbst sei.

Es nahte nun, nachdem die zwei Jahre des Noviziates abgelaufen, der Zeitpunkt zur Ablegung der ersten Gelübde. Wie es scheint, konnte der vortreffliche Bellart sich zur vollen Verzichtleistung auf seinen theuren Gustav von Ravignan noch immer nicht entschließen; obschon bereits einmal gescheitert, machte er doch noch einen zweiten Versuch. Seinen Brief habe ich zwar nicht finden können, wohl aber die Antwort, die ihm geworden ist, und ich theile die letztere nachstehend um so mehr mit, als sie mir ein Muster bescheidener Festigkeit und frommer Höflichkeit zu sein scheint.

„Montrouge, den 9. Oktober 1824.

„Herr General-Procurator!

„Der Brief, den Sie mir zu schreiben mich beehrt haben, konnte mir nur Gesinnungen der Dankbarkeit für die Theilnahme und Liebe einflößen, welche Sie mir zu bezeugen die Güte hatten; empfangen Sie dafür zunächst meinen aufrichtigsten Dank. Ich habe Ihr altes Wohlwollen gegen mich und jene Liebe, die Sie zu Allem treibt, was Sie für gut und wahr erachten, mit Freuden wieder bethätigt gesehen. Allein so groß auch meine Nachgiebigkeit

gegen Ihre Einsicht und Ihren Rath ist, so werden Sie es doch bei der Aufrichtigkeit Ihrer Gesinnungen gewiß nicht unschicklich finden, wenn ich mich bezüglich meiner Ordensgelübde nicht Ihrer Ansicht anschließen kann.

„Es sind nunmehr, Herr General-Procurator, zwei Jahre, daß ich im Noviziate der Gesellschaft mich befinde, in die ich einzutreten beabsichtige; ich habe vor dieser Zeit sechs Monate im Seminar zugebracht; die Personen, welche ich während all dieser Zeit zu Rath gezogen, und an welche die Vorsehung mich zu weisen sich gewürdigt hat, haben mich alle in dem Berufe nur befestigen können, den ich in mir selbst erkannt habe. Wenn Zeit, Nachdenken, Gebet, wenn der Rath weiser und frommer Seelenführer nothwendig ist, um in einer Angelegenheit solcher Art Gewißheit zu erlangen, so kann ich vor Gott dafür einstehen, daß ich keins dieser Mittel unversucht gelassen habe, und ich kann versichern, daß ich mit großer Sicherheit und Freude den Tag herrannahen sehe, an dem ich meine Gelübde ablegen soll. Uebrigens darf ich denen gegenüber, die etwa glauben, daß meine Lage eine noch ungebundene und meine Zukunft noch Gegenstand der Berathung sei, die Erklärung nicht zurückhalten, daß ich schon vor längerer Zeit vor Gott mich in unwiderruflicher Weise verpflichtet habe, und daß ich bei Ablegung meiner Gelübde vielmehr eine heilige Form erfüllen, als mir neue Banden auferlegen werde.

„Was die Besorgnisse meiner Mutter bezüglich meiner Gesundheit und meiner vermeintlichen strengen Bußübungen anlangt, so glauben Sie mir, Herr General-Procurator, im Interesse der Wahrheit, daß meine Gesundheit gut ist, daß das Leben, welches wir führen, einfach geregelt, aber gemeinsam und ohne irgend eine strenge Bußübung ist, und daß es mir in jeder Hinsicht zusagt. Gott hat in seiner Güte mir die Gnade zu Theil werden lassen, daß ich es ergriffen habe; ich werde ihn dafür preisen alle Tage meines Lebens und darin mit seiner Gnade bis zu meinem Ende verharren.

„Dies hindert mich aber nicht, mein Herz vor Gott oft zu den Personen hinzuwenden, die mich in der Welt

ertragen wollten, und die eine milde und väterliche Autorität mich kennen und sogar schätzen lehrten. Ich werde die Dankbarkeit nicht vergessen, die ich Ihnen für alle Ihre Geduld und alle Ihre Sorgen um mich schulde, und ich bitte Sie, Herr General-Procurator, den aufrichtigen Ausdruck dieser meiner Dankbarkeit zu genehmigen. Ich bin, Herr General-Procurator, mit der tiefsten Verehrung Ihr gehorsamster &c. Ravignan."

In diesem Briefe fällt uns zuvörderst eine vertrauliche Mittheilung auf. Der Novize, gedrängt von Eifer, Jesuit zu werden, hatte, schon ehe der kanonische Zeitpunkt gekommen war, in frommer Andacht ein Gelübde gemacht; und es erübrigte ihm nur noch vor seinen Mitbrüdern auszusprechen, was er Gott bereits versprochen hatte. Sodann finden wir in der Unterschrift des Briefes eine kleine Aenderung; der Bruder von Ravignan hat, um jede Erinnerung an die Welt auszulöschen, sich veranlaßt gesehen, das Wörtchen „von" vor seinem Namen auszulassen. Die Oberen hatten dies vorerst geschehen lassen und durch ihr Stillschweigen diese kleine Rache der Bescheidenheit gegen die Eitelkeit eine Zeitlang gebilligt. Allein bald machte man ihm doch bemerklich, daß die Jesuiten dabei noch einfacher verführen, indem es bei ihnen üblich sei, jedem den Namen zu belassen, den ihm die Vorsehung gegeben. Setzte er sich übrigens nicht auch der Gefahr aus, gerade das Gegentheil von dem zu thun, was er zu thun beabsichtigte, sich bemerklich zu machen, statt weniger bemerkt zu werden? Doch dem Novizen gereichte seine Demuth zum Verdienst, dasselbe wurde aber noch vergrößert durch seinen Gehorsam; er nahm ganz einfach den Namen seiner Familie wieder an, indem er ja wohl wußte, daß es unter der Fahne des Kreuzes nur einen Adel gibt, den Adel der Demuth.

Was seine Strenge in den Bußübungen betrifft, so spricht der frühere Substitut in diesem Briefe davon, ohne eigentlich davon zu sprechen; er hatte keinerlei Verpflichtung, dem Herrn General-Procurator Rechenschaft über eine Angelegenheit seines Gewissens zu geben, und ohne ihm deshalb die ganze Wahrheit zu sagen, begnügte er sich damit,

in seiner Antwort wahr zu sein. Er verweist ihn an das Institut der Jesuiten selbst, welches in der That die äußere Abtödtung nicht als Regel vorschreibt, dieselbe vielmehr in dem gemeinschaftlichen Leben nur gestattet und sie unter Aufsicht des Gehorsams und in den Grenzen der Klugheit auch anräth. Während seines ganzen Lebens wußte P. von Ravignan sehr wohl in Betreff dieses Punktes aus der Erlaubniß Nutzen zu ziehen, die ihm ertheilt worden war, er neigte sogar zum Ueberschreiten derselben, und bis zu seinem Ende bedurfte es eines starken Zügels, um ihn zurückzuhalten. Er hatte später ein ganzes Arsenal von Bußwerkzeugen zu seinem Gebrauche; Geißeln von Stricken, und andere von Eisen mit Stacheln besetzt; Gürtel starrend von Spitzen; gewaltige härene Cilicien; Brusthemden von rauher Leinwand, in welche Kreuze, der Name Jesus, das heilige Herz mit eisernen Nägeln eingenäht waren. Dieses schmerzhafte Brusthemd wurde um die Arme befestigt, umgab die Brust und drückte seine heiligen Zeichen mit blutigen Buchstaben in das Fleisch, — noch heute trägt es die Spuren eines langjährigen Gebrauchs. Gerade dieses grausame Bußinstrument liebte er am meisten; noch in den letzten Jahren und trotz seiner geschwächten Körperkräfte zog er es oft an. Wenn man seinen stets freien Gang und seine ungezwungene Bewegungen sah, wer hätte da an solche Fesseln denken sollen? Sein Tod hat Alles offenbart, indem er uns diese blutigen Reliquien zurückließ.

Der heil. Ignatius setzt in seinem Institutum [1]) voraus, daß die Professen der Gesellschaft Jesu Männer seien, hinlänglich erprobt, um in Bezug auf ihre Bußübungen selbst-

---

[1]) Institutum Societatis Jesu ist das eigentliche Gesetzbuch des Ordens, welches nach der Erklärung auf der Generalconstitution von 1558 handschriftlich vom hl. Ignatius herrührt. Es besteht: 1) aus dem Examen für die Aufzunehmenden, 2) den constitutiones, welche die gemeinschaftliche Lebensweise vorzeichnen, den regulae über die Verwaltung der Aemter im Orden, und 3) den declarationes zur Erläuterung des Textes. A. d. Ü.

ständig sein zu können. P. von Ravignan hatte diesen Ausspruch nach seiner Profeß-Ablegung wörtlich genommen; er verstand die Wiederherstellung des Fleisches im Sinne des Evangeliums, führte seinen Leib in die Knechtschaft zurück, um seinem Geiste die Freiheit zu erwerben, und machte sich zu einem Martyrer, um ein Engel zu bleiben und ein Apostel zu werden.

Eingetreten in das Noviziat am Abend des 2. November 1822, sollte Bruder von Ravignan dasselbe am Morgen des 3. November 1824 wieder verlassen. Nachdem, wie vorgeschrieben, zwei Jahre verflossen, wurde der Novize Scholastiker. An diesem Tage schrieb er von Montrouge die nachstehenden Zeilen an seine Mutter:

„Heute Morgen habe ich das Glück gehabt, meine Gelübde abzulegen und begebe mich nun sogleich in das Profeßhaus, Sevresstraße 35, um dort so lange zu bleiben, als es den Obern gut dünket. Wohlan, wolle doch im Herrn die Freude und die friedvolle Ueberzeugung Deines Sohnes theilen. Vereinige Dich mit ihm, wie er sich vereint mit Dir, um Gott zu lieben und zu loben aus seinem ganzen Herzen. Die Zeit der Ungewißheit ist nun vorbei, Alles ist jetzt fest gemacht. Wolle Gott Dein Herz trösten, aber öffne es seinen Tröstungen auch selbst."

Indessen die arme Mutter vermochte noch keineswegs ihr Herz den Freuden des Opfers zu öffnen; und je mehr ihr Sohn sich seines Berufs freute, um so mehr war sie über die von nun an hoffnungslose Trennung betrübt. Der vortreffliche Sohn ließ indeß nicht nach, sie zu trösten und ihr von seinem eigenen Glücke immer wieder zu erzählen. Wenige Tage nach seinen Gelübden schrieb er in einem erneuten Ergusse seiner kindlichen Anhänglichkeit Folgendes:

„Ich glaube mir immer wieder von Neuem Vorwürfe machen zu müssen, daß ich noch immer nicht mit Gottes Hülfe zwischen Dir und mir diejenigen Beziehungen habe herstellen können, welche, wie ich meine, zwischen einer christlich gesinnten Mutter und ihrem in seinem religiösen Berufe glücklichen Sohne bestehen müßten.

„Habe ich Dir denn Vorurtheile eingeflößt, oder solche belassen gegen eine Gesellschaft, mit der ich durch die theuersten Bande verknüpft bin, und der ich angehöre von Grund meines Herzens? habe ich Dir zu dem Glauben Anlaß gegeben, daß irgend ein menschlicher Einfluß maaßgebend für mein religiöses Leben gewesen sei? habe ich es nicht vermocht, in Dir die Ueberzeugung lebendig zu machen, die Deine Liebe für mich erheischte, daß nämlich Dein Sohn da ist, wohin Gott ihn gerufen, in dem Orden, den er gewollt, im Orden des Friedens, in einer Familie von Brüdern, welche nur die Liebe zu unserm Herrn und Heiland vereinigt, und welche nur arbeiten für die Ehre Gottes; kurz in der Gesellschaft Jesu, in einem Leben des Gebetes und einer Vereinigung mit dem Herzen unseres Herrn, die um so süßer ist, je beständiger sie ist? Wenn Du diese Ruhe und diese Herzensüberzeugung in Bezug auf mich nicht hast, so hätte ich also noch immer nicht genug die in der That göttliche Gewißheit, die ich in meinem Herzen trage, Dir nahe gelegt? Willst Du mir denn nicht gestatten, indem ich Dich demüthig um Verzeihung bitte, Dich zu beschwören, daß Du mit Deinem Sohne an sein Glück und an die Gewißheit glauben mögest, die Gott ihm einflößt, daß er im Frieden lebt in seinem Berufe? Sollte es Deiner zärtlichen und christlichen Mutterliebe nicht wohler dabei sein, wenn Du mein Glück ganz mit mir theilen und in Vereinigung mit den Gelübden leben kannst, die ich dem Herrn gemacht, und in der gänzlichen Aufopferung meiner selbst für seinen Dienst? Darin wird mein ganzes Leben bestehen, und würde mir dabei nicht etwas fehlen vor Gott, wenn das Herz meiner Mutter mein Opfer nicht theilt, und nicht auch das liebt, was mir immer so theuer sein wird? Ich bitte Gott um seinen Segen für diese Gedanken, die ich mir selbst gemacht habe und Dir zu unterbreiten wage."

Fünftes Kapitel.

Scholastikat.

von Ravignan beginnt seine theologischen Studien zu Paris, vollendet sie zu Dôle und wird zum Priester geweiht. Die Ordonnanzen vom 16. Juni 1828.[1])

Treu dem Geiste und selbst dem Wortlaute der Institutionen des Ordens war von Ravignan während seines Noviziates bemüht gewesen, die Grundlage der wahren Tugend zu legen; auf ihr konnte er jetzt das Gebäude der Wissenschaft errichten. Zudem war er nahezu neunundzwanzig Jahre alt, ein Alter, in welchem man bei den Jesuiten in der Regel beginnt, sich zum Empfange der Priesterweihe durch das Studium der Theologie vorzubereiten.

Das Scholastikat, welches als Seminar für unsere jungen Theologen diente, wurde mehrmals verlegt. Während des ganzen Jahres 1825 verblieb es in dem Profeß-Hause in der Sevresstraße. Allein diese Wohnung war für die Studien schlecht eingerichtet und für die Studirenden wahrhaft ungesund. Das Quartier der Scholastiker hatte we-

---

[1]) Durch diese Ordonnanzen glaubte der König, obgleich er selbst die Jesuiten hochschätzte, dieselben doch der öffentlichen Stimmung zum Opfer bringen zu müssen, weil sie nicht mit den Privilegien der von Napoleon I. gegründeten Pariser Universität übereinstimmten. A. d. Ü.

gen Mangels an Raum unmittelbar unter das Dach gelegt werden müssen, hatte wenig Licht und war allen Unbilden der Witterung ausgesetzt. Man versetzte deshalb den theologischen Cours während des Jahres 1826 nach Vitry in dem Weichbilde von Paris, und im folgenden Jahre nach Dôle im Jura. Im Jahre 1828 erfolgten die bekannten Juni-Ordonnanzen, durch welche in Frankreich alle unsere Collegien geschlossen wurden. Damals war die Zahl der Theologie studirenden Scholastiker so groß, daß man sie in zwei Häuser vertheilen mußte. Dôle nahm einen Theil auf, Saint-Acheul den andern; diese Lage der Sache dauerte bis zur Revolution von 1830; in diesem Jahre wurde unsere studirende Jugend zur Flucht in die Schweiz gezwungen, die uns damals gastlich aufnahm.

All diesen Ereignissen gegenüber, die eben nur die Oberfläche des Lebens berühren, blieb der Bruder von Ravignan vollständig gleichgültig. Es mochte ihm was immer begegnen, man mochte ihn schicken, wohin man wollte, er bekümmerte sich immer nur um seine Aufgabe, war ganz bei der Arbeit, ungetheilt bei der Regel. Man sah ihn während des Unterrichts stets in derselben unveränderlichen Stellung auf der Bank sitzen, ohne jemals den Rücken anzulehnen, noch den Kopf umzudrehen, gerade und unbeweglich, die Feder in der Hand, die Augen auf den Professor oder auf sein Heft gerichtet. Er gab sich dem Studium hin, zwar nicht mit Leidenschaft, aber mit aller Gewissenhaftigkeit. Er nutzte seine Zeit mit Aengstlichkeit bis zur letzten Minute aus, aber Alles geschah zur bestimmten Stunde. Seine ganze Thätigkeit war auf seinen Beruf gerichtet, und zielte nur auf Gott allein.

Die Hefte des Bruders von Ravignan aus jener Zeit sind ein Denkmal seines ausdauernden Fleißes und seiner vielseitigen Studien. Außer den Abhandlungen über die Theologie, die alle von seiner Hand geschrieben sind, außer den Uebungs-Aufgaben, die von Zeit zu Zeit gestellt wurden, finden sich darin Betrachtungen über die heil. Schrift und Analysen aus den heil. Vätern, die eine große Belesenheit bekunden. Auch hatte er sich ein großes Reperto-

rium in Folio angelegt und nach dem Alphabet geordnet, in welchem er, was ihm für die Zukunft brauchbar und nützlich erschien, zusammentrug und ordnete. In dieses Repertorium schrieb er alle Notizen nieder, die ihm bei irgendwelcher Gelegenheit aufstießen, weil er Nichts von dem verlieren wollte, was er irgend gewinnen konnte. Es bestehen diese Notizen in Auszügen aus der Lectüre, die er im Refectorium gehört, aus den Ermahnungen, wie sie im Kloster gehalten werden, endlich aus vermischten Gegenständen, den Früchten seiner persönlichen Forschungen.

In frommer Weise geizig mit seiner Zeit hatte Bruder von Ravignan sich anfänglich alle Erholungen versagt, welche den Scholastikern von Zeit zu Zeit gestattet sind. Als man ihm jedoch bemerklich machte, daß dies ein übertriebener Eifer und zugleich eine Absonderlichkeit sei, kam er, um die Arbeit mit der Erbauung zu vereinigen, von diesem Augenblicke an pünktlich in der letzten Viertelstunde der zur Erholung bestimmten Zeit, und nahm mit heiterem Ernste an der gemeinschaftlichen Freude seinen kleinen Antheil.

Innerhalb der Grenzen, welche die Regel gestattete, zeigte sich unser eifriger Scholastiker mit aufrichtiger und liebenswürdiger Herzlichkeit freundlich und gefällig; allein Nichts in der Welt vermochte ihn vom rechten Wege abzubringen, und in der Haltung der Regel ging er noch immer, wie im Noviziate, mit Strenge zu Werke. Die übrigen Brüder nannten ihn lachend die „eiserne Stange“, und bereitwillig stimmte auch er in dieses Lachen ein; indessen P. Godinot, Provinzial von Frankreich, ein Ordensmann, dessen Andenken unter uns gesegnet fortlebt, war eines Tages gegenwärtig, als die Scholastiker ihre Freistunde hatten und hörte zufällig jenen unglücklichen Beinamen. Sofort frug er mit ernster Stimme: „Was höre ich? Wie, meine Brüder, es gibt Spottnamen unter Euch? Nein, das war bisher in der Gesellschaft nicht üblich.“ Von diesem Augenblicke an war keine Rede mehr von „der eisernen Stange.“ Es versteht sich von selbst, daß dieser Scherz die volle Würdigung seiner hohen Tugend nicht

hinderte, und die nachstehende Äußerung eines seiner Professoren war nur der Ausdruck der gemeinsamen Ansicht: „Wenn der Bruder von Ravignan nicht eines Tages kanonisirt wird, so weiß ich nicht, wer es werden könnte; und wenn er dieses Ziel auch nicht erreicht, so ist er doch sicherlich auf dem rechten Wege dazu.“

Das Jahr 1826, welches Bruder von Ravignan in Vitry zubrachte, war für ihn durch eine doppelte Prüfung bemerkenswerth. Wie während seiner juristischen Studien, so hatte er auch jetzt mehr Muth als Kraft gehabt, und seine Gesundheit wurde plötzlich erschüttert. Kopf und Brust waren gleichzeitig angegriffen. Während ganzer sechs Monate mußte er auf den Rath des berühmten Doctors Récamier, der ihm absolute Ruhe vorschrieb, seine Studien unterbrechen. Der Kranke schloß auf den Befehl des Arztes willig seine Bücher und unterwarf sich dem für ihn so neuen Regime mit heiterer Miene, nun ebenso ganz der Ruhe ergeben, wie kurz vorher der Arbeit. Man sah ihn — mehr als je ein Kind des Gehorsams — bald gymnastische Uebungen mit seinen Armen machen, um die Brust etwas auszudehnen und den Lungen größeren Spielraum zu schaffen, bald im Garten mit dem Spaten graben, die abgefallenen Blätter in den Alleen auflesen, das Gemüse begießen — Alles, als wenn er zum Gärtner geboren wäre. Damals sah man deutlich, wie der natürliche Geschmack Nichts bei ihm galt, wie seine Pflicht Alles für ihn war, und wie sein Herz stets in der Erfüllung des göttlichen Willens seine Freude fand.

Um diese Zeit starb Bellart, den Bruder von Ravignan fast wie einen Vater liebte. Er erhielt die Erlaubniß, von Vitry nach Paris zu gehen, um an seinem Sarge zu beten. Auf seiner Reise wußte er nur von seinem ehemaligen General-Procurator zu erzählen; es schien, als habe er die Zurückhaltung, die in seinem Character oder mehr noch in seiner Lebensgewohnheit lag, vergessen, er war mittheilsam geworden, sein Herz hatte sich verrathen, und sein Begleiter war erstaunt, in einer so energischen Seele so viel Zärtlichkeit zu finden. In demselben Jahre

schrieb er seiner Mutter wie folgt: „Der heilige Stand, in dem ich lebe, und dem ich mit der Gnade Gottes für immer angehöre, lehrt mich meine Pflichten gegen eine so gute Mutter, wie Du bist, immer besser würdigen und erfüllen, und meinen Herzenswünschen für sie mehr genug thun. Dein Sohn wird ein um so besserer Sohn sein, ein je besserer Ordensmann er wird. Welche äußere Ereignisse auch an mich herantreten, sie werden mich kaum in Anspruch nehmen, das darf ich versichern; es ist viel mehr dem Willen Gottes entsprechend, daß das innere Leben meines Herzens unveränderlich bleibe, und daß alle meine Wünsche nur darauf gerichtet seien, die so kostbare Gnade meines Berufs treu zu bewahren. Gehen wir, ich beschwöre Dich bei der Liebe unsers Herrn und Heilandes, hiervon aus, lieben wir dies als die Grundlage unserer Beziehungen für den Rest unseres Lebens, und sinnen wir nur darauf, die Früchte und Tröstungen daraus zu ziehen, die Gott damit verbunden hat. Wolle Du Gott nur gütigst bitten, daß Dein Sohn ein demüthiger und heiliger Ordensmann werde, hingegeben seiner Vervollkommnung in dem Eifer für die Seelen; darin besteht trotz Allem andern das wahre Glück."

Das Scholastikat des Bruders von Ravignan näherte sich seinem Ende; er sollte bald Priester werden und den Dienst im Heiligthume beginnen. Damals war es, wo er im Bewußtsein der neuen Pflichten, die ihm auferlegt wurden, den Entschluß faßte, auch selbst eine neue Gestalt anzunehmen. Er wußte es sehr wohl, und besser als jeder andere, wie nothwendig es sei, daß er seinen Eifer mäßige und mildere. Die Gnade sollte ihn jetzt zur Sanftmuth führen. Deshalb begann er damit, seine Energie gegen sich selbst zu wenden, und um sich gehörig zu bessern, fing er an, sich gehörig zu strafen. Hatte er doch gelernt, daß es keine Gesetze gebe, die nicht eine Strafe androhten. Er ließ sich sonach Nichts ungestraft durchgehen; die kleinste Lebhaftigkeit in den scholastischen Disputationen, die geringste Härte in seinen Worten oder Geberden während der Zeit der Erholung wußte er sofort zu unterdrücken und öffentlich

zu strafen. Manchmal klagte er sich, indem er mehrere Tage nacheinander im Speisesaale auf den Knieen lag, öffentlich an und bat um Verzeihung, weil er sich wieder heftig und zornig gezeigt habe, quod adhuc me asperum et iracundum præbuerim, und seine feste Stimme betonte dabei das Wort „adhuc, wieder," mit einem Ausdrucke, der seinen Unwillen über seine Rückfälle voll Wahrheit aussprach.

Gegen Ende des Jahres 1827 schrieb der demüthige Ordensmann: „Der Zeitpunkt, wo ich die heiligen Weihen empfangen soll, ist nicht mehr fern, und ich bin ganz ausschließlich mit der nothwendigen Vorbereitung für diesen wichtigen Augenblick beschäftigt. Es ist also wahr, daß Gott selbst die Unwürdigsten zu seinem Dienste beruft." —

Vor dem Dreifaltigkeits-Sonntage des Jahres 1828 begab sich eine kleine Anzahl Scholastiker auf den Weg von Dôle nach Orgelet, wo das Diöcesan-Seminar war. Der Bischof von Saint-Claude, Herr von Chamon, sollte dort die heiligen Weihen spenden. Vor der Abreise war Bruder von Ravignan zum Superior während der Reise bestimmt worden. Einer der sechs Scholastiker, aus denen die Reisegesellschaft bestand, hat es mir geradezu bekannt, daß er und seine Gefährten wegen dieses zeitweiligen Vorsteheramtes des Bruders von Ravignan nicht ohne Besorgniß gewesen seien; man verehrte den würdigen Bruder zwar, aber man fürchtete ihn auch und wünschte eben nicht von ihm behandelt zu werden, wie er sich selbst behandelte. Indessen, man wurde vollkommen enttäuscht, und wußte die Güte, die Liebenswürdigkeit, die kleinen Aufmerksamkeiten und die kindliche Munterkeit des jungen Superiors nicht genug zu rühmen; er nahm für sich in dieser neuen Stellung nur das eine Vorrecht in Anspruch, immer den letzten Platz zu haben und der Diener Aller zu sein.

Wenige Tage nachher wurden zu Paris die Juni-Ordonnanzen unterzeichnet, und die Nachricht davon kam in Dôle an. Es ist nicht unsere Sache, darüber zu reden; wir haben uns selbst nur Glück zu wünschen und Gott zu danken, wenn die Welt uns verfolgt. Auch Bruder

von Ravignan schrieb bei dieser Gelegenheit nur wenige Worte, und man würde sich sehr täuschen und ihn sehr unrichtig beurtheilen, wenn man sich einbildete, daß sein Herz auch nur beunruhigt gewesen wäre. Und als seine Familie sich über seine Zukunft Sorgen machte, antwortete er ihr: „Wir sind ruhig unter Führung der Vorsehung. Sie wird über uns bestimmen, wie es ihr gefällt, und mag kommen, was da will, wir werden das Glück haben, als Mitglieder der Gesellschaft Jesu zu leben und zu sterben. Wir haben keine andere Sorge, als die Gegenwart in Heiligkeit zu verleben, und in Ruhe abzuwarten, was die Zukunft bringen wird."

In einem andern Briefe sprach er sich noch bestimmter aus. Man hatte ihm die Hoffnung und fast das Verlangen ausgedrückt, ihn im Falle der Auflösung des Ordens an den heimathlichen Heerd zurückkehren zu sehen; er aber zerstörte dieses Projekt von vorn herein. Durch die sehr bestimmte Erklärung, daß, so lange noch ein einziges Haus dem Orden verbleibe, er es aufsuchen werde, und läge es am Ende der Welt: „Bin ich auch, schrieb er, ein sehr unvollkommener Ordensmann, so bin ich doch ganz meinem Berufe ergeben nnd danke Gott tagtäglich mehr für denselben. Ich bin durch die Güte Gottes Jesuit und will es mein ganzes Leben hindurch bleiben. Warum nicht ein für allemal dies als völlig unwiderruflich und als mein Glück festhalten, wie es dies in Wirklichkeit ist, mag auch kommen, was da will? Ich weiß nicht, was unter den gegenwärtigen Verhältnissen uns zustoßen kann; vielleicht gar Nichts. Aber Gott regelt die Dinge da draußen nach Seinem heiligen Willen; auch im Innern meines Herzens hat er sich gewürdigt, meine Wünsche und Absichten zu regeln. Meine Pflicht, mein Glück, all mein Gut besteht in dem heiligen Leben, das ich ergriffen habe, und das ich unter allen Verhältnissen und an jedem Orte, wohin es mich führt, festhalten werde. Dies möge ein für allemal und für alle die Meinigen gesagt sein."

Weit entfernt, an Ruhe zu denken und nach dem Rückzuge sich zu sehnen, bereitete der junge Jesuit sich vielmehr

auf den Kampf vor. Indem er sich erinnerte, daß er noch Nichts sei, und bereits das Vorspiel gab zu dem, was er einst werden sollte, ließ er nun die theologischen Thesen auf sich beruhen, um eine Vertheidigungsschrift abzufassen. Wir haben unter seinen Papieren eine vollständige Denkschrift über die Frage von der gesetzlichen Existenz der Jesuiten in Frankreich gefunden; er hatte sie um 1827 in Dôle geschrieben, und es war dies die erste Idee zu einem Werke, welches er als Vertheidiger der Gesellschaft Jesu achtzehn Jahre später veröffentlichen sollte.

Am 21. Juni, dem Tage des heiligen Aloysius, feierte das Collegium zu Dôle, ehe es auseinander ging, noch einmal das Fest dieses engelreinen Patrons der Jugend. Viel Trauer gab es da bei dieser letzten Feier am Vorabende der Verbannung. Der Bischof von Chamon, noch wohlwollender gegen uns in unserem Mißgeschicke, als früher, hatte sich beeilt nach Dôle zu kommen, um die Zöglinge zu trösten und den Vätern seine Theilnahme auszudrücken. Er schlug vor, diejenigen, welche am Dreifaltigkeitssonntage die heil. Subdiaconatsweihe erhalten, jetzt ungesäumt zu Diaconen zu weihen, und machte dabei klugen Gebrauch von einem Vorrechte, zu welchem die Unsicherheit der Zeitumstände gerechten Anlaß bot. Die heilige Handlung fand in der Capelle des Collegiums statt, und es wurde bestimmt, daß die Priesterweihe einen Monat später zu Saint-Claude in der bischöflichen Capelle gespendet werden solle.

Erzählen wir noch einen Vorfall, der sich auf der Reise von Dôle nach Saint-Claude zutrug, und der, so unbedeutend er auch an sich scheint, doch als Characterzug nicht ohne Interesse ist. Er zeigt uns in einer eigenthümlichen Verbindung den Eifer des ehemaligen Substituten für die Handhabung des Rechts und die Nachgiebigkeit des Ordensmannes in der Ausübung und Geltendmachung des einmal Bestimmten. Die zu Weihenden reisten nämlich von Dôle am 23. Juli ab, nahmen in Lons-le-Saulnier, wo sie Halt machten, einen besondern Wagen, und zwar — man bemerke dies genau — für sich allein, der sie am 24. nach der bischöflichen Stadt bringen sollte. Am Morgen des

letztgenannten Tages hatte sich die fromme Reisegesellschaft vor der Stunde der Abfahrt in die Kirche begeben, um die h. Messe zu hören. Zurückgekehrt fand sie, daß der Kutscher auf dem Bocke einen fremden Reisenden aufgenommen hatte. Das war offenbar eine Verletzung des getroffenen Abkommens; doch sagte Niemand ein Wort; nur Einer gedachte wohl ein solches zu sprechen und wartete dazu nur eine passende Gelegenheit ab. Bei dem ersten Hügel, den sie passiren, steigen die jungen Leute aus, um denselben zu Fuß hinanzusteigen; der Bruder von Ravignan läßt sie, ohne von seinem Vorhaben ein Wort zu sagen, vorausgehen, wendet sich alsdann direct an den Kutscher und stellt ihn in ernstester Weise und mit dem Tone eines Staats-Procurators zur Rede. Während der Kutscher sich vertheidigte oder vielmehr sich nicht zu vertheidigen vermochte, beeilte sich der fremde Reisende, vom Bocke herabzusteigen. Allein der Ex-Procurator hatte erreicht, was er wollte; der Gerechtigkeit war genug geschehen; nunmehr war die Liebe an der Reihe. Jetzt war es der Bruder von Ravignan, der sich mit anstandsvoller Höflichkeit an den Reisenden wandte, um sich zu entschuldigen, daß er auch ihn unangenehm berührt habe, und um ihn zu bitten, seinen Platz bis zum Ziele der Reise wieder einzunehmen. „Mein Herr, sagte er, Sie waren vollständig in Ihrem Rechte, indem Sie den Platz annahmen, allein der Kutscher hatte kein Recht, Ihnen denselben anzubieten, und es war für mich eine Pflicht, ihm diesen Fehler zu verweisen." Nachdem er dies gesagt, begab er sich zu seinen Gefährten ebenso ruhig, wie er es vor diesem Auftritte gewesen war.

Die Priesterweihe fand am 25. Juli 1828 Statt. Von diesem Tage ab kennen wir nur noch den Pater von Ravignan; denn der Name eines Paters ist bei den Jesuiten den Priestern vorbehalten.

Nachdem er in einer achttägigen Retraite seinen Dank gegen Gott abgestattet hatte, schrieb der neue Priester unter dem 2. August an die Seinigen, um ihnen von seinem Glücke Mittheilung zu machen: „Gott hat mir die größte aller Gnaden erzeigt, indem er mich zu seinem Priesterthume

zugelassen. Seit einigen Tagen darf ich am heiligen Altare meiner geliebten Mutter, meiner Brüder und Schwestern und meiner theuren Verwandten gedenken. Wollt mir Alle glauben, daß dies ein süßer Trost für mich ist und immer bleiben wird. Bittet Gott, daß er mich einer so großen Gnade weniger unwürdig mache und vereiniget Euch, ihm mit mir dafür zu danken."

Indessen hatte die Welt noch nicht aufgehört, den jungen Ordensmann zu bemitleiden, obgleich er selbst sich nicht darum bekümmerte. Wenn der früher so bekannte Name von Ravignan hier oder dort in der Unterhaltung auftauchte, unterließ man es nicht, diese untergegangene Existenz, dieses geopferte Talent, diese vereitelten Hoffnungen auf eine Zukunft zu beklagen, und man that erstaunt, daß die Jesuiten nicht zu würdigen wüßten, was sie besaßen, noch Vortheil zögen von einem solchen Mitgliede. Doch die Jesuiten wußten sehr wohl, was sie thaten, und der heil. Ignatius war weit entfernt von dem Wahne, als ließen sich Männer hervorzaubern; er wußte im Gegentheil, daß ein einziger langsam aber vollkommen geschulter Arbeiter zu seiner Zeit mehr leisten werde, als hundert andere, deren Erziehung, im Anfang übereilt, am Ende fehlschlagen mußte. Die Gesellschaft Jesu zieht lieber die Vorbereitung in die Länge, müßte sie deswegen auch die Amtsthätigkeit abkürzen, indem sie dadurch deren Früchte verhundertfacht. Nachdem der heil. Franz Xaver und der heil. Franz Regis einmal vollständig ausgebildet waren, genügten zehn Jahre zu den reichen Früchten ihres Apostolates.

Sechstes Kapitel.

von Ravignan als Professor.

P. von Ravignan auf dem theologischen Lehrstuhle; seine Gefahr bei der Plünderung von St. Acheul; Verbannung in die Schweiz; geistliche Exercitien.

Nach sechs in der Gesellschaft Jesu verlebten Jahren, von denen vier dem praktischen Studium des geistlichen Lebens und zwei den heiligen Wissenschaften gewidmet waren, hatte P. von Ravignan noch kaum die Hälfte seiner Vorbereitungszeit für die Seelsorge zurückgelegt. Der Scholastiker sollte nach dem Willen des Institutes auch Professor werden; man muß lehren, nicht nur, um selbst besser zu wissen, sondern auch um Andern seine Kenntnisse mit Methode und Ordnung beibringen zu lernen.

Als Bourdalone, der mit sechszehn Jahren in die Gesellschaft Jesu eingetreten war, zum ersten Male in einem Alter von sechsunddreißig Jahren auf den Kanzeln von Paris erschien, hatte er schon lange die Rhetorik, Philosophie und Moral-Theologie gelehrt.

P. von Ravignan sollte nun die Wissenschaft lehren, die er soeben erst studirt hatte. Zuvor wurden ihm einige Wochen der Erholung zur Verfügung gestellt. Er genoß dieselben ganz in seiner Weise, indem er sich den Uebungen der Barmherzigkeit und der Demuth hingab. Im Augen-

blick der Aufhebung des Collegiums von Dôle schien es, als ob die Coadjutoren, die in den verschiedenen Aemtern des Hauses angestellt waren, wankend würden; die Vergangenheit war eine so thätige gewesen, die Zukunft schien so trübe, und einer Arbeit über ihre Kräfte folgte mit einem Male die Langeweile einer Unthätigkeit, die zu überwinden ihr Muth nicht hinreichte. Der Mönch aber ist, wie der Soldat: er kann nicht ungestraft seine Ordnung verlassen. Da konnte denn P. von Ravignan diesen hülfsbedürftigen Seelen aus der Fülle seines Herzens Trost spenden. Und kaum haben seine Obern ihn beurlaubt, als er sich ganz diesem guten Werke brüderlicher Liebe widmet und demselben seine Erholungszeit opfert. Er versammelt diese armen Brüder, ermahnt, tröstet und stärkt sie; oft bringt er seine freien Stunden mit ihnen zu oder führt sie in Prozession nach dem Heiligthum von Notre-Dame de Mont-Roland.

Ein Mitglied dieser kleinen Gemeinde, das noch lebt, und während dieser dreißig Jahre sowohl der Pflichten seines Berufes, als der Dankbarkeit gegen P. von Ravignan eingedenk blieb, hat mir diese Einzelnheiten selbst erzählt.

Die Krisis von 1828 hatte uns viele Verlegenheiten bereitet, und ließ deren noch mehre voraussehen. Doch, uns den Unterricht der Kinder nehmen, hieß schließlich nichts anders, als uns mehr Muße geben, uns selbst zu studiren, und da die Gesellschaft Jesu in Frankreich keine Collegien mehr haben konnte, so suchte sie mit um so mehr Sorgfalt ihre jungen Ordensglieder zu bilden. Die Lehrer stiegen von ihren Lehrstühlen herab und setzten sich auf die Bänke. Einige wurden nach Rom gesandt; Andere nach Madrid oder Brieg, Andre nach St.-Acheul. Das große Collegium, an tausende von Zöglingen gewöhnt, sah seine leeren Räume mit einer andern Jugend bevölkert, die zwar weniger lärmend, aber um so arbeitsamer war.

Am 18. Oktober, dem Feste des hl. Lucas, welches von der Gesellschaft zur Eröffnung der theologischen und philosophischen Vorlesungen bestimmt war, bestieg P. von Ravignan, der am 27. September angekommen, seinen

Lehrstuhl. Er war fünf Jahre Magistrat gewesen und sollte nun während fünf Jahren Professor sein, zwei davon in St.-Acheul, und drei, Dank dem Jahre 1830, in Brieg.

Der neue Professor begann mit der ihm eigenthümlichen Kraft. Zunächst studirte er selbst in dem Buche: „Institut“ einerseits die Pflichten des Professors, und andrerseits jene der Schüler, um auf diese Weise sowohl sich selbst gut leiten, als auch Andern gut vorstehen zu können. Wir haben in seinen Papieren zwei kleine Abhandlungen in diesem Sinne gefunden, datirt von St.-Acheul im Jahre 1829, die eine für seinen eigenen Gebrauch, die andere zum Nutzen seiner Schüler.

In der ersten dieser Abhandlungen, betitelt: Munus docendi theologiam in societate, vereinigt und ordnet er unter verschiedenen Titeln Alles, was er auf den theologischen Unterricht Bezügliches in den Bullen der Päpste, in den Constitutionen des hl. Ignatius, in den allgemeinen Congregationen und in den verschiedenen Regeln der Gesellschaft gefunden hatte; und damit zeichnete er den Typus eines vollkommenen Professors, dessen lebendiges Abbild zu werden er sich bemühen wollte.

Die zweite Abhandlung ist eine Anleitung zum Studium der Theologie. Nachdem er deren Ziel und Ende gezeigt, das da ist die Kenntniß und Liebe Gottes, zählt er ihre verschiedenen Gegenstände auf: die hl. Schrift, die hl. Väter, die Concilien und Dekrete der Päpste, die scholastische, dogmatische und Moral-Theologie und die Kirchen-Geschichte. Sodann entwirft er für jeden dieser Gegenstände einen Plan zur Lektüre, und einen zum Studium, und gibt dabei an, was und wie man lesen soll. Und in der That, man kann das überaus Praktische dieser Anleitung nicht verkennen. Er legt weniger Werth darauf, Alles zu lernen, als vielmehr das Gelernte gut zu wissen; er will ein tiefes, genaues und verständiges Wissen, das seinen Gegenstand so inne hat und so beherrscht, daß es ihn auch behalten und ihn verwerthen kann. Er sagt hierüber: „Man muß die Quellen selbst zur Hand nehmen und mit Ruhe lesen; man muß wiederholt lesen, was am wichtigsten ist, so daß man

sich die Hauptsache recht merkt, und sie dann durch Betrachtung und Gebet vervollständigt; man muß den Inhalt so zergliedern und sich aneignen, als ob man Rechenschaft über das Werk geben und es andern lehren müßte."

Zum Schluß unterwirft der Autor das kleine Werk dem Urtheil erfahrener Männer, die er bezeichnet, legt ihnen eine Reihe von Fragen vor und weiß auf diese Weise die Demuth mit seiner Umsicht zu vereinigen. Das war überhaupt die Gewohnheit seines ganzen Lebens; Keiner wußte besser zu entscheiden, und Keiner bediente sich doch mehr des Rathes Anderer, als dieser erleuchtete, demüthige Ordensmann.

Die gewissenhafteste Sorgfalt widmete P. von Ravignan der Vorbereitung zu seinen Vorlesungen; für ihn war dies eine wichtige Angelegenheit, weil es ihm eine Pflicht schien. Nachdem er die hl. Schrift und die Väter im Ur-Text studirt hatte, ging er die übrigen großen Theologen durch und blieb zuletzt beim hl. Thomas und bei Suarez, seinen beiden Lieblings-Autoren, stehen. „Wenn man die andern Autoren gelesen hat, sagte er, muß man wieder zum hl. Thomas zurückkehren, um zu wiederholen und zu schließen." Hatte er dann so den ganzen Stoff durchgearbeitet, so schrieb er einen Umriß dessen, was er vortragen wollte, nieder, mit eben so viel Sorgfalt und Genauigkeit im Einzelnen, als Ordnung im Ganzen. Eine sehr bemerkenswerthe Maßregel, die von der großen Umsicht des gewissenhaften Professors Zeugniß gibt, tritt uns an der Spitze seiner Hefte entgegen; er notirt daselbst auf der einen Seite die verschiedenen Classen, und auf der andern den durchzunehmenden Stoff, und vertheilt dann den letztern auf die erstern dergestalt, daß er mit der vorgeschriebenen Zeit nicht zu kurz kommt.

Bei so gewissenhaften Studien, verbunden mit so großen natürlichen Anlagen, mußte P. von Ravignan nothwendig ein ausgezeichneter Professor der Theologie sein. Zum Beweis dessen brauche ich nur das Zeugniß des P. Rubillon abzuschreiben, der damals sein Schüler war, und gegenwärtig Assistent der Gesellschaft in Frankreich ist. Es lautet: „Alle erkannten in ihm ein seltenes Talent zum

Lehren. Ich möchte sagen, daß er das Ideal eines Professors der Theologie, wie ihn der hl. Ignatius beschreibt, in sich verwirklichte; eine feste, gesunde Lehre, geschöpft aus der hl. Schrift, der Tradition, den Entscheidungen der hl. Kirche, dem hl. Thomas und unseren großen Lehrern Suarez, Bellarmin u. s. w. Dabei waren die neuern Theologen und Philosophen nicht vernachlässigt. Er konnte auch von ihren Systemen in richtiger und bestimmter Weise Rechenschaft geben und entweder deren Tüchtigkeit oder deren Gefahr und Schwäche darlegen.

„Die Form seines Unterrichts war die scholastische. Er begann mit genauer Feststellung des „Standes der Frage," gab einen Begriff von deren Inhalt und Ausdruck, bezeichnete ihre Gegner, und schied sofort Alles aus, was nicht zur Sache gehörte; alsdann bewies er seine These durch Autoritäten, durch theologische Gründe und zum Schluß durch den sogenannten letzten Grund, ratio ultima, auf dem das Ganze beruhte, und der, wohl erfaßt und erwogen, den Schlüssel zur gesammten Beweisführung an die Hand gab. Im Laufe des Vortrags brachte er auch tiefe Anschauungen und erhabene Bilder zu Tage, die für Predigten von großem Nutzen sein konnten."

So entfaltete P. von Ravignan schon im Unterrichte die hohen Eigenschaften, welche später die hervorragendsten Züge seiner Beredsamkeit werden sollten, und man kann daher wohl sagen, daß der Redner bereits im Professor zu Tage trat. Brieg war es, wo sein Unterricht in der Theologie diese so richtige Beurtheilung und Anerkennung fand; wir müssen nun aber erzählen, welche Ereignisse ihn nach zwei Jahren von da vertrieben und in die Verbannung führten.

Schon im Jahre 1829 bildeten Unruhen in St. Acheul ein Vorspiel zu dem Unglück von 1830. Im Februar nämlich erschien plötzlich ein Schreiben des Rektors der Akademie von Amiens an den Superior, worin er diesem ohne vorgängige Untersuchung, ohne jede sonstige Formalität in hochfahrender Weise befahl, kraft der Verfügung vom 16. Juni die Vorträge unverzüglich einzustellen und die

Studenten zu verabschieden, auch sollte er durch den Ueberbringer der Depesche melden, daß dieser Befehl bereits vollzogen sei. P. von Ravignan indeß handelte schon damals unter der Restauration, wie wir ihn unter der folgenden Regierung noch oft werden handeln sehen; er stellte sich selbst der Gefahr entgegen, um seine Brüder zu retten; nachdem er sich mit dem Bischof von Amiens besprochen, eilte er sofort nach Paris, besuchte den Minister der öffentlichen Lehranstalten, und drei Tage später kehrte er mit der Antwort zurück: „Laßt uns die weltlichen Wissenschaften, und wir lassen euch die geistlichen."

Doch die Ruhe sollte nicht lange dauern. Es kam das Jahr 1830. Die Regierung machte noch eine letzte Kraftanstrengung, konnte dieselbe aber nicht lange durchführen und fiel. Nach dem Beispiele von Paris, das seine drei „glorreichen Tage" gehabt, wollten die Bewohner von Amiens wenigstens einen ähnlichen Abend haben und ersahen sich dazu den 29. Juli aus. Doch Gott behüte uns, daß wir der gutgesinnten Stadt Amiens die Unthat einiger hundert Elender zuschreiben, die durch Anstifter irre geleitet, durch berauschende Getränke aufgeregt, und überdies für eine Stunde des Unfugs besser bezahlt waren, als sonst für einen ganzen Tag schwerer Arbeit! Die Truppen mit den Waffen in der Hand harrten der Befehle; die Obrigkeiten versammelten sich und hielten Rath. Doch was war zu thun?

Kann in solch' kritischen Stunden eines Interregnums ein öffentlicher Beamter Befehle geben, wenn er selbst keine mehr erhält? So hatte der Aufstand freies Feld. Eine Bande Unruhstifter macht sich dies zu Nutze, irrt zuerst unschlüssig umher und wendet sich sodann nach einigem Hin- und Herziehen von der Präfektur zum Hause des Maire, den sie im Vorbeiziehen insultirt, wie auf gegebenen Befehl nach Einem Ziele hin. Nur Ein Schrei machte sich jetzt hörbar: „Nach St. Acheul! Nach St. Acheul!" Der Anführer war ein ehemaliger Schüler des Collegs, den man seines schlechten Betragens halber hatte wegjagen müssen.

Eine Schwadron Jäger, die auf den Boulevards versammelt war, sieht diesen aufständischen Haufen vorüberziehen und nach St. Acheul eilen. Der Hauptmann, mit der Familie Ravignan verwandt, bebt vor Zorn; in einem Augenblick würde er diese Bande zerstreut haben; doch die Hände sind ihm durch höhere Befehle gebunden.

Es war eilf Uhr Nachts, als der Angriff begann, der auf keinerlei Widerstand stoßen konnte. Die Thüre ist bald eingedrückt, die Menge strömt in den innern Hof und stürzt sich unter wüthendem Geschrei in alle Säle des Erdgeschosses; während die Einen noch riefen: „Es lebe der König! Es lebe die Verfassung!" schrieen Andere: „Es lebe der Kaiser!" noch Andere: „Es lebe die Freiheit!", Alle aber: „Nieder mit der Pfaffenmütze! Tod den Jesuiten!" Und sofort begann die Plünderung und Verheerung; Alles was man nur tragen konnte, nahm man mit, und was man nicht mitnehmen konnte, zerstörte man.

Die Bewohner von St. Acheul mochten wohl denken, ihre letzte Nacht sei angebrochen. Der Superior des Hauses P. Guidée begab sich in die Kapelle der Mutter Gottes, um vor dem Allerheiligsten Sakramente zu beten; der P. Spiritual blieb auf seinem Zimmer und saß an seinem Betstuhl, um die Andern Beicht zu hören. P. von Ravignan schien in Mitten all' dieser Schrecken ruhig und fast heiter; sein Herz fühlte sich wohl in der Gefahr; er fürchtete den Tod nicht und wäre glücklich gewesen, sein Leben für seine Brüder zu opfern. Gleich zu Anfang des Ueberfalls hatte er sich auf den Altan des ersten Stockes gestellt und sich allen Steinwürfen ausgesetzt. Er wollte unterhandeln; doch seine Stimme wurde übertönt durch den Tumult der Menge und den Lärm der Zerstörung. Einige Scholastiker waren auf den Kirchthurm gestiegen und begannen die Sturmglocke zu läuten, um Hülfe herbeizuziehen. Allein dieses dumpfe Signal erregte nur noch mehr die Wuth der Angreifer. P. von Ravignan ließ ihnen von seinem gefährlichen Posten aus sagen, sie möchten damit aufhören, und versucht von Neuem, seiner Stimme Gehör zu verschaffen. Er ruft so

laut er kann, den Aufrührern zu: „Wir haben Euch nur Gutes gethan, warum vergeltet Ihr es uns mit Bösem? und seht Ihr nicht, welch' schlimmen Folgen Ihr Euch aussetzt? Es werden Gens'darmen kommen!" Noch hatte er nicht ausgeredet, als plötzlich die Sturmglocke mit neuer Kraft begann. Mehreren Steinwürfen war er schon ausgewichen, aber nun fällt ein wahrer Hagel von Steinen auf den Altan nieder, er wird an der Schläfe getroffen, sein Blut fließt in Strömen; er ist gezwungen, sich zurückzuziehen.

Sofort begann ein furchtbarer Tumult. Man stelle sich vor, wie mitten in der Nacht, beim schauerlichen Ton der Sturmglocke vier oder fünfhundert Wüthende aus allen Kräften und ohne Unterbrechung schreien und dabei mit dröhnenden Schlägen Thüren, Fenster und Möbel zertrümmern; vier von ihnen schleppen ein mächtiges im Hofe liegendes Faß herbei, schleudern es wie einen Mauerbrecher gegen Fenster und Thüren, während einer ihrer Anführer, mit Stentor-Stimme sie stets von Neuem durch den Zuruf: „Muth! Muth!" anregt. Selbst zu Amiens konnte man die Zerstörung von St. Acheul vernehmen.

Die tragische Scene verwandelte sich aber bald in eine komische. Der Ruf: „Zum Trinken!" machte jetzt Alle andern schweigen, und als es hieß: „Hier ist Wein!" legte sich der Tumult, wie durch ein Zauberwort. Schnell sammelt sich Alles im Hofe; die Flaschen gehen im Kreise herum, ohne weitere Umstände bricht man ihnen gleich den Hals ab, und schleudert die leergetrunkenen auf's Geradewohl durch die Fenster. Mittlerweile waren zwei Gensdarmen angekommen, und dieß genügte, die Tapferkeit dieser Braven sofort in Verwirrung zu bringen, da sie nur gedungen waren, wehrlose Priester anzugreifen, nicht aber sich mit Soldaten zu messen. Dazu kam plötzlich noch ein anderer Lärm, der ihren Muth vollends brach. Der so langersehnte Befehl war nämlich endlich gegeben worden, und es kam nun der Rittmeister mit seiner Jäger-Schwadron in langem Galopp auf der Straße nach St. Acheul dahergesprengt; schnell war Alles auf und davon, nicht ein Nach-

zügler war mehr zu sehen; die Bande stob nach allen Richtungen, nur ein Theil derselben fiel den Jägern in die Hände, und wurde von ihnen dahin zurückgebracht, von wo sie gekommen waren.

Obgleich diese ganze Unglücksscene nicht zwei Stunden gedauert hatte, war doch St. Acheul ein verwüstetes Haus geworden, ohne Thüren, ohne Fenster; der Hof und die Säle waren bedeckt von zerrissenen Büchern und Bildern, zerbrochenen Fensterscheiben, Flaschen und Töpfen und zertrümmerten Möbeln. Gleichwohl hatte es am folgenden Tag den Anschein, als sollte es noch schlimmer kommen. Es war der 30. Juli, und schon früh am Morgen kamen von Stunde zu Stunde offizielle Nachrichten aus Amiens, die immer beunruhigender lauteten; schon habe man die Stunde eines neuen Angriffs bestimmt; am hellen Mittag solle derselbe dießmal stattfinden. In dieser kritischen Lage versammelt P. Guidée seinen Rath, um für die Sicherheit seiner Untergebenen Vorsorge zu treffen. Nach einer langen Sitzung, die erst um eilf ein halb Uhr beendigt war, wird die ganze Genossenschaft versammelt, Jeder mit dem nöthigen Geld versehen und ihm ein Zufluchtsort angewiesen. Alsdann gibt der Superior seinen Segen, Alle umarmen sich und scheiden. Das aufgetragene Mittagessen blieb unberührt stehen.

P. von Ravignan begab sich sodann noch mit einem Bruder Scholastiker, der in Voraussicht dieser traurigen Nothwendigkeit nüchtern geblieben war, in die Kapelle, und nachdem sie die hl. Hostien verzehrt, und die geweihten Gefäße der Verunehrung entzogen hatten, stand nun der Tabernakel verwaist, wie das Haus.

Am folgenden Tag, den 31. Juli, feierte P. von Ravignan das Fest des hl. Ignatius in der Mitte von Kranken; er hatte nämlich seine Wohnung im Spitale von Amiens genommen.

Am 18. August kam der damalige Provinzial P. Druilhet, wie ein wahrer Gesandter des Himmels nach der Picardie, um seine zerstreuten Söhne aufzusuchen. Er rief Einen nach dem Andern aus den verschiedenen Zufluchtsstätten

hervor, flößte ihnen Zuversicht und Frieden ein, und hatte ohne große Schwierigkeit in wenig Tagen wieder sechszig Ordensmänner unter seiner Hand, denen er Jedem eine Thätigkeit und bestimmte Weisungen gab. Sofort am 21. August begannen sie sich zu zerstreuen; die Meisten mußten sich in die Fremde wenden. P. von Ravignan war zuerst für Spanien bestimmt, wurde dann aber nach der Schweiz gesandt, um in Brieg die Thätigkeit fortzusetzen, die er in St. Acheul begonnen hatte.

So ging er denn in die Verbannung, doch wurde ihm dieselbe nicht bitter. Vielmehr zählte er fortan zu den glücklichsten Jahren seines Lebens jene, die er fern von dem Geräusche der Städte, in Mitten jener braven Walliser zugebracht hatte, die zwar arm vor der Welt, doch reich waren vor Gott, und die, wo sie immer den Jesuiten begegneten, sie mit den Worten grüßten: „Gelobt sei Jesus Christus.“ Auch gewann er bald die großartige Natur jener Berge lieb, welche die Seele erhebt und zum Beten auffordert.

Ohne Zweifel hatte P. von Ravignan auch manche Prüfungen in dieser neuen Lage der Dinge zu bestehen. Die Schweizer theilten zwar brüderlich mit den Franzosen, doch war es in Wahrheit nur ihre Armuth, die sie mit ihnen theilen konnten. Die scharfe rauhe Luft des dortigen Climas war für eine zarte, südliche Natur sehr angreifend, denn Ober-Wallis gibt im Winter Sibirien nichts nach. P. von Ravignan wohnte in einem schlechten Zimmer gegen Norden, hatte kein Feuer, und durch die Decke seines Zimmers, die mit dem Glockenthurm durch eine Oeffnung verbunden war, blies ein eisiger Luftzug. Er verlor darüber kein Wort; dies hatte aber zur Folge, daß er schwer erkrankte, und man die Brust-Wassersucht befürchten mußte. Da erst merkte man den traurigen Zustand seines Zimmers, brachte ihn sofort in ein anderes, und mit der Wärme kam ihm auch die Gesundheit wieder.

In Brieg wie überall zeigte sich P. von Ravignan als unerschütterlicher Anhänger der Ordensregel und des gemeinschaftlichen Lebens. Doch war ihm aus besonderer

Begünstigung erlaubt, des Morgens schon um drei Uhr aufzustehen, und wenn dann eine Stunde später seine Brüder hinab in die Kapelle kamen, fanden sie ihn unbeweglich am Fuße des Altars knieen. Gewöhnlich nahm er bis zum Mittagessen Nichts zu sich, und sein Leben schien ein beständiges Fasten. Um würdiger die hl. Geheimnisse feiern zu können, reinigte er täglich seine Seele durch das hl. Sakrament der Buße. Bei der größten Winterkälte begnügte er sich mit der gemeinschaftlichen Wärmstube. Hierhin brachte er auch seine Bücher, um sich auf den Unterricht vorzubereiten, und arbeitete dort unter den Augen seiner Schüler, als ob er allein wäre, so daß sein Beispiel sie noch mehr lehrte, als seine Vorträge. Während der zwei Jahre, wo er neben dem Amte eines Professors auch noch das eines Ministers der Scholastiker vereinigte, zeigte er eben so viel Genauigkeit und Festigkeit für Beobachtung der Ordens-Regel, worin er keine Nachgiebigkeit kannte, als Liebe für Alle, namentlich für die Kranken. An Tagen der Erholung jedoch sann er auf alle möglichen Mittel, um seine Zöglinge während derselben zu erfreuen. Alsdann war er ihr Gefährte und Führer auf ihren langen Spaziergängen, in die steilen Berge und bis hinauf zu den Gletschern.

Im Jahre 1832 wollten die jungen französischen Jesuiten, die in der Schweiz eine Zuflucht gefunden hatten, dem Himmel, der sie beschützt, und dem Lande, das sie wie seine eignen Söhne ernährt hatte, einen Beweis ihrer Dankbarkeit geben. Eine Kapelle, unter dem Titel: „Maria-Hilf“ sollte zu dem Ende erbaut werden, und P. von Ravignan ließ sich die Beförderung dieses Werkes sehr angelegen sein. Unter den Briefen, die er zu dem Ende schrieb, befindet sich folgender:

„Nachdem wir hier so freundlich aufgenommen worden, gedachten wir eine Kapelle zu Ehren Mariens unter dem Titel „Maria-Hilf“ zu errichten, zwei Meilen von Brieg, auf einem ziemlich hohen Berge, der „Rohrberg“ genannt, und neben einem kleinen Landhause, das wir dort besitzen. Die Kapelle ist ganz hübsch und ihrer Vollendung nahe; die

Kosten ihres Ausbaues und ihrer Ausschmückung soll der fromme Sinn mildthätiger Herzen zusammenbringen.

„Sie sehen, daß ich ein Almosen für die Mutter Gottes verlange, denn Sie begreifen wohl, daß die Auslagen unsere Mittel und unsern Kosten-Anschlag übersteigen. Sie werden uns daher gewiß helfen, der Mutter Gottes zu danken für alle Gnaden, mit denen sie uns überhäuft, und für die geweihte Zufluchtsstätte, in die sie uns aufgenommen hat. Könnte ich Ihnen doch sagen, wie gut es sich unter ihrem Schutze und bei diesen gastfreundlichen Leuten lebt, zu denen sie uns geführt hat! Ihre Namen sollen auf die Liste der Wohlthäter geschrieben, und diese in ein Herz eingeschlossen an die Mutter-Gottes-Statue angehängt werden.

„Wie es scheint gehen große Ereignisse in der Welt vor; doch wir gehören kaum mehr dieser Welt an; wir suchen eine bessere."

Das Heiligthum wurde mit aller Feierlichkeit eingeweiht, welche Zeit und Ort gestatteten. Zur Erinnerung daran hob P. von Ravignan Alles auf, was sich darauf bezog: Oden, Hymnen zur Mutter Gottes, Gesänge an die Schweiz und Adressen an die Vornehmen des Ortes. Von dieser Zeit an richtete er auch mit Vorliebe seine Spaziergänge nach jenem kleinen Landhause und der frommen Kapelle auf dem Rohrberge.

Mittlerweile war eine ansteckende Krankheit in diesem kleinen gastfreundlichen Städtchen ausgebrochen und raffte erstaunlich Viele hinweg; in wenigen Tagen zählte man sechzig Todte auf sechshundert Bewohner. P. von Ravignan war, wie sich nicht anders erwarten ließ, einer der ersten, der die Erlaubniß begehrte, ja demüthig erbat, sich dem Dienste der Kranken widmen zu dürfen; allein der Superior hielt diesen Wunsch für unerfüllbar, und so mußte der Professor bei seinen Zöglingen bleiben und den Schweizer Missionären allein die Sorge für ihre Kranken überlassen.

Zu Brieg erhielt P. von Ravignan auch folgenden Brief von einem seiner Ordens-Brüder aus Rom:

„O mein Pater! Uns selbst zu erniedrigen und zwar immer tiefer, sollte unsere ausschließliche Sorge sein. Alles

übrige müssen wir der göttlichen Vorsehung überlassen. Tu recumbe in novissimo loco. [1]) Benutzen wir Alles, um uns immer mehr zu demüthigen, und bekümmern wir uns nicht um Anderes. Humiliari in societate Jesu et æternam beatitudinem consequi [2]) sagte der hl. Ignatius, und für Alles übrige ließ er Platz, damit Gott ihn ausfülle. Bereiten Sie sich vor auf Kreuz, trachten Sie überall, wo Sie auch sein mögen, mit der Verachtung Ihrer selbst sich zu erfüllen, und lieben Sie Jesum Christum allein, und zwar beladen mit dem Kreuze." — Dieser Brief, voll von der Thorheit des hl. Kreuzes, paßte so recht zum P. von Ravignan, der ihn auch sorgfältig zu seinem geistlichen Schatze legte, wo wir ihn wiederfanden.

Im Schooße seiner Ordens-Familie vertrat damals P. von Ravignan theilweise das Amt des Pater Spiritual, und hielt als solcher gewöhnlich die regelmäßigen geistlichen Anreden; außerdem gab er noch zweimal im Jahre Exercitien zur Vorbereitung auf die Erneuerung der Gelübde und hielt öfters Ansprachen an die Zöglinge der Congregation in ihrer Kapelle, sowie an die Gläubigen in der öffentlichen Kirche des Collegiums. Wir besitzen davon noch alle seine Entwürfe, die in lateinischer Sprache abgefaßt und mit genauem Datum versehen sind. Während der Ferienzeit suchte er in der Ausübung der Seelsorge nach außen Erholung von dem Lehramte, und daneben hielt er noch Exercitien im Monat September 1831 für die zu Brieg versammelten Priester von Ober-Wallis, und im August 1832 für die Kanoniker von St. Mauritius.

Bevor der demüthige Ordensmann solche wichtigere Arbeiten unternahm, erbat er sich dazu den Rath und die Leitung des P. Godinot, der früher Provinzial von Frankreich, damals Instruktor der Patres zu Estavayer im Kanton Freiburg war. Von ihm liegt uns eine desfallsige lateinische Antwort vor, die von Estavayer den 12. Juli 1831 datirt ist, und worin ganz einfach gesagt wird, was er selbst in diesem Falle thun würde: was nämlich die

[1]) Du setze dich an den letzten Platz.

[2]) Sich demüthigen in der Gesellschaft Jesu und die ewige Seligkeit erlangen.

Gegenstände, so wie die Art und Weise der Vorträge anbelangt, so würde er sich so viel als möglich nach dem Buche der Exercitien des hl. Ignatius richten; auch würde er versuchen, gänzliches Stillschweigen selbst während der Erholungsstunden einzuführen; zum Schluß unterwirft er diesen Rath demüthig dem Urtheile dessen, der darum nachgesucht, mit den Worten: »Haec raptim dicta meliori relinquo judicio.« [1])

Ein Rath des P. Godinot war wie ein Orakelspruch für P. von Ravignan: auch entsprach die Antwort ohnehin ganz seiner eigenen Ansicht. Demgemäß wurden die Exercitien des hl. Ignatius während einer Woche vorgetragen; es wurde viermal des Tages gepredigt, und zwar immer, wie es in diesem Lande bei den geistlichen Uebungen gebräuchlich war, in lateinischer Sprache, und die guten Priester hielten die ganze Zeit über das Stillschweigen, gleich als wären sie Novizen.

Am Schlusse dieser zu Brieg gehaltenen geistlichen Uebungen, im Augenblick des Auseinandergehens, warfen sich seine Zuhörer vor ihm auf die Kniee und baten um seinen Segen. Bei diesem Anblick erschrak der bescheidene Priester, zog sich rasch zurück, und verbarg sich in seinem am andern Ende des Hauses gelegenen Zimmer. Aber auf die Bitten einiger der angesehensten Pfarrer holte ihn der P. Rektor wieder zurück und befahl ihm, den verlangten Segen zu geben. Er mußte gehorchen.

Die Anwendung der Exercitien des hl. Ignatius bei öffentlichen Retraiten hatte indeß ihre Schwierigkeiten. Deßhalb schrieb P. von Ravignan hierüber an P. Renault, damals Novizenmeister zu Avignon, der in dem Verständniß des zu Manresa eingegebenen Buches sich besonders hervorthat, und einer der ersten in Frankreich war, der dasselbe wieder in Wirksamkeit unter uns gebracht hat. Dieser nun sah es „als ein sehr großes Glück“ an, — dieß sind seine eigenen Worte, — daß ein Mann wie P. von Ravignan für die Exercitien gewonnen worden war; er hielt es daher für

[1]) Diese kurzen Aeußerungen überlasse ich der Würdigung Ihres besseren Urtheils.

Pflicht, seine Antwort mit all' der Sorgfalt und Genauigkeit abzufassen, welche die Wichtigkeit der Frage erforderte. Sein Brief ist vom 8. Dezember 1831, dem Feste der unbefleckten Empfängniß, datirt und enthält eine förmliche Abhandlung über die Art und Weise, öffentliche Exercitien zu halten. Seine Länge erlaubt uns nicht, denselben ganz wiederzugeben; doch können wir uns nicht enthalten, einige von seinen Rathschlägen zu citiren, da sie so viel Einfluß auf das Apostolat des Predigers der Conferenzen von Notre-Dame ausgeübt haben.

„Das Buch der Exercitien ist ein geistliches Arsenal, worin Sie die göttlichen Waffen zu Ihrem Gebrauche bereit finden; es ist ein Geschenk, das Gott selbst der Gesellschaft Jesu gemacht hat; denn gerade dieses Buch ist es, das den Stifter selbst, seine ersten Gefährten, die Constitutionen und ich kann sagen Alles, was die Gesellschaft bisher nach Innen und Außen gewirkt, hervorgebracht hat."

Nach einem kurzen Ueberblick über die Exercitien antwortet er sodann der Reihe nach auf alle an ihn gerichtete Fragen, und kommt schließlich zu der Einwendung, daß die Exercitien, wenn sie nach dem Plane des hl. Ignatius gehalten würden, sich Alle gleichen müßten. Hierauf antwortet er:

„Es gibt wunderbare Kunstwerke, die man nie müde wird zu betrachten, so die Schönheiten der Natur, so im Reiche der Gnade die Mysterien; hat die Hand eines Meisters sie uns gezeigt, so können wir uns kaum mehr davon trennen. Das Schlimme ist nur, daß Viele unter uns das Buch der Exercitien nicht genug kennen. Es geht uns wie einem Lehrlinge vor einem ausgezeichneten Instrumente, dem man die sanftesten und die stärksten Accorde entlocken, auf dem man große Stücke spielen und himmlische Musik machen könnte, — allein zu was dient das Instrument dem Lehrlinge? Er spielt sein Stückchen so gut er kann, wenn man aber auch nur Eine Varation von ihm verlangt, so klagt er über das Instrument und möchte ein anderes haben. So konnten auch die Exercitien möglicherweise, wenn sie an bestimmte Gegenstände sich hielten, oder wie sie unter dem Titel „Retraite des hl. Ignatius" gedruckt sind, die gute

Idee abschwächen, die man sonst von ihnen haben sollte. Der hl. Ignatius war von der göttlichen Vorsehung bestimmt, eine Gesellschaft apostolischer Männer zu bilden, und zu dem Ende hat er einen Plan entworfen, oder vielmehr Gott hat ihm einen eingegeben, den man nie genug bewundern kann; der sich ins Unermeßliche ausdehnen und doch nach Belieben zusammenziehen läßt, der geeignet ist für Alle, und nicht minder passend für jeden Einzelnen, der gleich gute Dienste leistet sei es zum Bekehren oder zum Lehren oder zum Heranbilden aller Stände zur Vollkommenheit, oder sei es zu all' diesen Dingen zugleich. Das ist das kostbare Geschenk der Exercitien, welches der hl Ignatius für seine Gesellschaft erhalten, und dann als Erbtheil seinen Kindern hinterlassen hat. An ihnen ist es nun, sich derselben bedienen zu lernen, und dazu haben sie die Gnade des Berufes erhalten. Und wenn sie das einmal verstehen, werden die Exercitien, obwohl im Grunde immer dieselben, sich doch wunderbar in ihren geschickten Händen verändern, leicht alle Formen annehmen und sich allen Bedürfnissen anpassen. Aber solche Retraiten, wie sie dieselben alsdann zu halten verstehen, werden nicht mehr ihre eigenen allein, auch nicht jene des hl. Ignatius allein sein, sondern es werden Retraiten sein vom Vater und den Kindern zugleich."

Im September 1833 nahm P. von Ravignan Abschied von seinem lieben Hause zu Brieg und von Unserer lieben Frau auf dem Rohrberge. Er ging nach Frankreich, um den barmherzigen Schwestern von Besançon Exercitien zu halten; von dort kehrte er nach der Schweiz wieder zurück, aber nicht mehr nach Brieg, sondern nach Estavayer.

Siebentes Kapitel.

Das dritte Probejahr.

P. von Ravignan in den Exercitien des h. Ignatius und in Missionen auf dem Lande. Empfindungen beim Beginne seines öffentlichen Lebens.

Nachdem P. von Ravignan nunmehr eilf Jahre in der Gesellschaft Jesu zugebracht hatte, begann er endlich mit neun und dreißig Jahren jene letzte Prüfung, die man das dritte Probejahr nennt. Indessen wie er uns seine Erinnerungen aus dem Noviziat von Montrouge selbst erzählt hat, so mag er uns nun auch jene des dritten Jahres von Estavayer mittheilen. Diese beiden Epochen seines verborgenen Lebens waren seinem Herzen stets die liebsten. Zunächst soll uns eine Stelle aus seinem Buche über „die Existenz und das Institut der Jesuiten" den Zweck dieser letzten Prüfung zeigen, welche er das Meisterwerk des heil. Ignatius nennt.

„Der Mann, welchen er zum apostolischen Amte bestimmt, hat zuerst als Novize zwei Jahre in Sammlung und Stillschweigen zugebracht; dann kommen neun Jahre des Studiums und fünf bis sechs Jahre des Lehramtes; er wird nun zum Priester geweiht, hat aber noch keine priesterliche Funktionen zu verrichten; oft zählt er schon drei und dreißig Jahre, und fünfzehn bis sechszehn Jahre des Ordens-Lebens hat er bereits hinter sich, nun kehrt er als Ordensmann, als Priester, wieder ins Noviziat zurück. Während eines

ganzen Jahres muß er wieder allem Studium und allem äußern Verkehre entsagen. Bisher hatte man große Sorge auf die Ausbildung seines Wissens verwandt; nun muß er als letzte Prüfung, dem merkwürdigen Ausdrucke der Constitutionen gemäß, sich in der Schule des Herzens üben, in schola affectus. Dies Wort ist schwer zu verstehen; mir selbst war, um seinen Sinn ergründen zu können, die Durchlebung dieses Jahres nöthig, darum unternehme ich nicht, es hier zu erklären."

„Was ich sage, ist nur dieses: ein Ordensmann, ein Priester mag sich viele und ausgedehnte Kenntnisse angeeignet, er mag wohl auch Proben eines opferwilligen Eifers abgelegt haben; aber nun, im Schooße der Einsamkeit, bei einem Leben der Zurückgezogenheit und des Stillschweigens, Gott und sich selbst mehr hingegeben, wird er, bevor er Andern sich widmen darf, sorgfältig geübt in schola affectus, in Allem, was in aufrichtiger Demuth, in hochherziger Verläugnung des eigenen Willens, ja des eigenen Urtheils, in Entsagung der niedern Neigungen der Natur, in tieferer Erkenntniß und größerer Liebe Gottes befestigt und voranbringt; so daß er nun, nachdem seine Seele gestärkt und das wahrhaft geistige Leben noch tiefer in dieselbe eingedrungen ist, auch Andern besser helfen kann, auf denselben Wegen zur Ehre Gottes unsers Herrn vorwärts zu schreiten."

„Das ist, was wir in unserer Gesellschaft das dritte Probejahr nennen, das letzte der Vorbereitung und der Prüfung."

„Sie vergeht so schnell, diese Zeit einer heiligen Ruhe, um dann nie mehr wiederzukehren. Ich habe sie genossen, und es wird mir leider nicht beschieden sein, sie noch einmal zu kosten vor meinem Tode; und wenn auch die Zahl der Jahre, die Gott mir auf dieser Erde zu Theil werden läßt, noch so groß sein mag, das Jahr der Ruhe wird sich darunter nicht mehr für mich finden."

„In ihm aber wird die große Laufbahn der Exercitien während eines ganzen Monats nochmals durchgemacht; in ihm werden Gebet und Betrachtung möglichst verlängert; in ihm wird der Geist des Institutes, die nothwendigen Eigen-

schaften des Apostolats, die Armuth, die Leiden, der Gehorsam, kurz Alles, was die Pflichten eines Ordensmannes ausmacht, nochmal studirt und durchgedacht. Nur einige Catechesen für kleine Kinder, einige Missionen auf dem Lande unterbrechen allein die Einsamkeit und dienen als Vorbereitung zu jenen Amtsverrichtungen, die dem Herzen eines Apostels am theuersten sind. Mit Wonne, ich gestehe es, versetze ich mich in jene Zeit zurück, wo es mir vergönnt war, den armen Bewohnern der Berge das Evangelium zu lehren, und ich habe jene Tage seitdem oft zurückgewünscht; häufig hat das Apostolat in großen Städten meinen Geist betrübt, und mein Herz ermüdet; die Jugend aber, die ich so oft die Freude habe um die geweihte Kanzel versammelt zu sehen, wird mir diese klagende Erinnerung verzeihen, wenn ich ihr mit der ganzen Aufrichtigkeit meiner Seele sage, daß sie mir stets nur zum Troste und zur Freude gewesen ist."

Estavayer war sehr passend für einen Ort der Zurückgezogenheit; das Haus selbst liegt unmittelbar am Ufer des Neufchateler-Sees, dessen Wellen die Mauer des Gartens bespülen, und am Horizont ruht das Auge auf der Kette des Jura, der hier die Franche-Comté begrenzt. Doch mehr als diese schöne Einsamkeit beglückte es P. von Ravignan, unter der Hand des P. Godinot zu sein. Er verehrte diesen würdigen Greis, der so fest und doch so sanft war, und nicht minder vollkommen die Wissenschaft des geistlichen Lebens, als die der Regeln unserer Gesellschaft kannte. Er sah in ihm ein Abbild des heil. Ignatius und bewahrte bis an sein Ende, gleich einer Reliquie, ein werthloses kleines Bildchen, worauf sein Name geschrieben war; eine weit kostbarere Reliquie jedoch von diesem verehrten Lehrer sollte er für seine Sterbestunde erhalten. Freilich konnte er damals in Estavayer, wenn er sich auf den Betstuhl des P. Godinot kniete, und dessen Crucifix von Holz und Kupfer vor sich sah, noch nicht ahnen, daß die Vorsehung ihm dieses heil. Bild des Erlösers zum letzten Kuß bei seinem letzten Seufzer bestimmt hatte.

P. von Ravignan verlor keine Zeit, sich unter einer so

sichern Leitung in die Exercitien zu begeben, in denen er dreißig Tage verharren mußte, und, ich möchte hinzufügen, aus denen er niemals herausgekommen ist. Denn im Laufe dieses gesegneten Monats wurde er einer hohen Gnade von Oben gewürdigt, nämlich der Gabe, das zu Manrese eingegebene Buch vollkommen zu verstehen, so daß es von dieser Zeit an sein tägliches Handbuch wurde und ihm eine ganze Bibliothek ersetzte. So sehr war er davon erfüllt, daß ich gewiß in seinem Sinne rede, wenn ich ihn den Sohn der Exercitien nenne, denn durch sie allein hat er sowohl sich selbst gebildet, als auch alles Uebrige geleistet.

Nach dieser großen Retraite, in der er nur dem Gebete gelebt hatte, benutzte er die weitere Zeit seiner Einsamkeit zum frommen Studium der Exercitien und der Constitutionen, die beide gut zu einander passen, nicht nur weil sie beide den nämlichen Ursprung haben, sondern auch, weil sie durch dieselben Mittel denselben Zweck erstreben. Die Exercitien sind gleichsam die Mutter des Instituts, und im Institut haben wir die ins Werk gesetzten Exercitien. Ueber diesen doppelten Gegenstand hat P. von Ravignan bedeutende Arbeiten hinterlassen, die er zu Estavayer geschrieben. Zuerst verfaßte er unter dem Titel: Casus Instituti eine große Anzahl Abhandlungen über die wichtigsten und praktisch bedeutsamsten Punkte des Instituts. Man erkennt darin den Rechtsgelehrten und den Theologen wieder. Außerdem schrieb er noch ein ganzes Werk über die Exercitien, worin ein Commentar zu dem bei aller Kürze doch so reichen Original-Text derselben, der ausführliche Plan einer Retraite von dreißig Tagen mit Erklärung der Regeln und der verschiedenen Arten der Abhaltung, eine weitere Ausführung der Betrachtungen und eine genaue Angabe der dabei vorzunehmenden Lesungen und Rathschläge enthalten sind.

P. Godinot hatte seinen Schüler „in der Schule des Herzens“ schon so weit vorgerückt gefunden, daß er sich nicht scheute, ihn den Andern als Lehrer zu geben, indem er einen Theil der obersten Leitung der großen Retraite auf ihn übertrug. Dieser ganz ungewöhnliche Auftrag wunderte Niemanden, außer den, der ihn erhalten hatte. Gerade

bei dieser Gelegenheit war es, wo er das Werk schrieb, von dem wir eben gesprochen haben. Wir wollen hier einige Zeilen daraus anführen, die so ganz voll sind von seiner Dankbarkeit gegen den Autor des Buches, das er jetzt erklären und in Wirksamkeit setzen sollte.

„Zu Manresa sind wir geboren worden. Dort ließ uns die dreißigtägige Retraite unseres heil. Vaters in seinem Herzen geboren werden, und sie läßt uns in Wahrheit noch immer zweimal in unserem Leben geboren werden, einmal vor der ersten und dann vor der letzten Ablegung unserer Gelübde.

„Dies hatte der heil. Ignatius unter der unmittelbaren Leitung des heil. Geistes in Erfahrung gebracht. Daher schrieb er sein herrliches Buch der Exercitien und vermachte es uns als jene Kraft, welche den Ordensmann der Gesellschaft Jesu hervorbringt.

„Durch ein heil. Gesetz wollte er uns gleichsam zwingen, uns mit den Exercitien zu befreunden, und wir müssen dieselben mit Geschicklichkeit als die geistlichen Waffen handhaben, die da am meisten für den täglichen Kampf geeignet sind, den wir sowohl zu unserer eigenen Heiligung, als auch für die uns anvertrauten Seelen zu führen haben.

„O mein verklärter Vater! Dein Werk ist weise, es ist lieblich, groß und fruchtbringend: Gottes Geist hat es Dir eingegeben!

„Glücklich Jener, der dieses unserem Vater eingegebene Buch liebt und mit Freuden kostet! Er wird darin finden: eine unerschöpfliche Quelle von Tröstungen, einen fruchtbaren Boden für alles Gute, ein Heilmittel für alle Uebel, seien es auch die größten, die eine fromme Seele zu erleiden hat.

„O meine Seele! beginne großmüthig deine Laufbahn! fürchte nichts, weiche dem Kampfe nicht aus!

„Verlaß deine Ruhe; übe dich; du wirst leiden, aber du wirst siegen; komme, erhebe ein wenig dein Haupt, damit du deinen Blick auf den Himmel richten und beten kannst; du wirst den Frieden finden, zum wenigsten den bittern Frieden.

„Und wie! Ist es denn nichts, über die bösen Neigungen und Mühen des Lebens den Sieg erringen, und dann nach Gott das ganze Leben ordnen und regeln? Ist es nichts, diese göttliche Ordnung in der Seele wieder hergestellt zu wissen, und dieselbe als die edelste und kostbarste Errungenschaft darin zu bewahren? Wohl ist sie werth des ganzen Preises von Arbeit und Schmerzen, von Thränen und Blutvergießen.

„Nach Gott das ganze Betragen, das ganze Leben ordnen und regeln, o mein verklärter Vater! das ist das Ziel und Ende Deiner Exercitien.

„So wird das vincat seipsum ins Werk gesetzt.

„So werden Ueberlegung und Entschließung, Vernunft und Wille frei gemacht."

„So wird Gott Herr der Seele, und stiftet darin Ordnung und Friede, aber nur durch Kampf und durch Kreuz.

„Vater, darin liegt Alles, und du wirst zufrieden sein, wenn dieses Ziel von Deinen Kindern erreicht ist.

„Ja, nun begreife ich es, darin liegt Alles für die Seele, damit ist es genug! Nun ist das Gebäude aufgeführt, der Tempel zur Ehre und nach dem Bilde des gekreuzigten Jesus errichtet.

„Nun, Jesus, komme!"

Die Conferenzen und Rathschläge des P. Godinot schrieb P. von Ravignan mit der Einfalt eines Novizen sorgfältig auf; doch will ich aus diesen zahlreichen Auszügen nur eine Stelle mittheilen, die deßwegen erwähnungswerth ist, weil sie sich auf seine Person bezieht. Man kann daraus ersehen, wie der weise Minister die Strenge seines Schülers zu mildern verstand.

„Eines Tages im Monat Februar 1834 sagte mir P. Godinot bei Gelegenheit einer gewissen Empfindlichkeit, die durch eine in Betreff der Pünktlichkeit und Bescheidenheit gemachte Ermahnung verursacht sein konnte: Was ich Ihnen jetzt sagen werde, ist die Frucht ernstlichen Nachdenkens und jahrelanger Erfahrung. Durch Festigkeit, Strenge und den

Ton des Befehls wird man bei Leitung der Menschen äußere Pünktlichkeit und einige sonstige Resultate erzielen können; aber einen wahren und dauernden Fortschritt in der Tugend, eine dem Dienste Gottes und dem Wohle des Ordenslebens günstige Stimmung kann man nur dann erwarten, wenn man die Herzen gewinnt, und wenn man sie bei ihrer Leitung das lieben lehrt, was man von ihnen erlangen möchte."

Beim Durchlesen der Briefe, die P. von Ravignan um diese Zeit schrieb, meint man noch den Frieden zu fühlen, den er bei ihrem Schreiben empfand: „Unsere Tage, sagt er darin, folgen sich gleichmäßig und fließen ruhig dahin, und nur von ferne läßt sich der Lärm der Stürme vernehmen. Eine große Anzahl Stunden vergeht im Gebete und in heiligen Uebungen. Wir bitten dabei um die Gnade, viele Seelen retten zu können und dessen würdig zu werden. Auch denke ich an meine Seele, an Sammlung von Schätzen für die noch übrige Zeit meiner Laufbahn, und beschäftige mich nicht ohne Trost ein wenig mit der Seelsorge bei den guten Schweizer Landleuten."

Gegen das Ende seines dritten Probejahrs schreibt er in einer Antwort an Herrn Gossin:

„Mein theurer ehemaliger College! wir sind der Welt abgestorben, es ist wahr, aber einer Welt, zu der Sie nicht gehören. Freunde wie Sie können nicht vergessen werden, man hält stets an ihnen fest in visceribus Christi, [1]) denn ein gleicher Glaube und eine gleiche Liebe sind die stärksten Bande dafür.

„Es ist Ihnen, wie mir scheint, der beste Theil zugefallen: ein zurückgezogenes, thätiges, unabhängiges und ruhiges Leben; dazu kommt, daß Ihre Wünsche bescheiden sind und mit dem göttlichen Willen übereinstimmen. Ja mein Gott, warum sollte man sich auch bemühen, ein glänzendes Vermögen zu erlangen? Schätzen wir uns glücklich, die Eitelkeit aller Dinge einzusehen, und preisen wir dafür

---

[1]) im Herzen Christi.

den Herrn, der eine wie der andere, aus dem Grund unseres Herzens.

„Hier haben wir Ruhe; ob es lange dauert, weiß Gott allein; doch gerade dies genügt uns, denn warum sollten wir besorgt sein, da ein so guter Vater uns als seine Kinder von Herzen lieb hat? Seien Sie daher versichert, daß wir in steter Zufriedenheit leben. Beten Sie, damit wir unseren heiligen Beruf uns recht zu Nutzen machen."

Ein anderer Brief, am 5. Juli geschrieben, versetzt uns mitten unter das arme Bergvolk, dem er das Evangelium verkündigte: „Nach fünf Missionen in Nieder-Wallis zu Champerin, Monthey, St. Mauritius, Portvalais und Outre-Rhone bitten nun dringend drei andere Pfarreien darum, Virna, Vouvry und Réverulat, die einzigen die bisher noch keine Mission hatten. Beten Sie ja und bitten Sie auch Andere um Gebet; denn es ist wichtig, dieses Werk gut zu vollenden. Nächste Woche schon reisen wir dahin ab. Die Gnade der Gesellschaft ist groß, daher Muth!"

All' diese Dörfer von Nieder-Wallis an der Straße von Genf nach Sion nehmen keinen großen Raum auf der Karte ein, und ihr Gewicht fällt nicht in die politische Wagschale. Doch nahm P. von Ravignan eben so viel Interesse an dieser kleinen Welt, als an der von Paris und vom Hofe; denn er sah überall nur Seelen, ohne Unterschied erkauft um den Preis des Blutes Jesu Christi. Diese Missionen müssen sehr mühsam gewesen sein, denn jede von ihnen dauerte vierzehn Tage, und jeder Tag zählte vier Predigten, von halb sechs Uhr früh an bis sieben Uhr Abends; die Zwischenzeit war mit Beichthören ausgefüllt. Wie im Evangelium wurden immer je zwei Missionäre zusammen ausgesandt und mußten sich brüderlich in die Arbeit theilen. So predigte P. von Ravignan z. B. in Vouvry gemeinschaftlich mit P. Estève, gegenwärtig Missionär in Syrien, und jedem von ihnen fielen ungefähr dreißig Predigten zu.

Nach Beendigung der Missionen kehrte P. von Ravignan voll Freude zu seiner Retraite nach Estavayer zurück, um

sich dort von Neuem in Betrachtung und Gebet zu versenken. Hören wir, wie er selbst die Nothwendigkeit dieses innerlichen Lebens für den apostolischen Arbeiter auseinandersetzt:

„Der Ordensmann und namentlich der Ordensmann unserer Gesellschaft muß ein Mann Gottes sein. Gott ist unser Ausgangs- und Endepunkt zugleich. Wir kommen von Gott und gehen zu Gott.

„Ohne den innern Geist, ohne ein Leben des Gebetes, ist unsere Seele leer von Gott, gleicht unsere Lebens-Reise einem armen Schifflein ohne Steuermann.

„Wer wird uns dann stützen, wer uns aufmuntern bei der Last der Arbeit und in der Hitze des Kampfes? Ach! nur erschöpfen werden wir uns, nur menschliche Kraft, nur menschliche Schwachheit wird alsdann uns zur Seite stehen. Umsonst werden wir dann all' die Hülfsmittel der Natur: Talente, Wissenschaft, Ehre, Gunst der Menschen zu unserem Beistande aufrufen! — Eitle Hülfe! Trügerische Stützen! Gefährlicher und trauriger Beistand für einen Apostel! sie bergen den Tod in sich und geben ihn nur zu oft Jenen, die da das Leben suchen. Und in gleicher Weise gehen auch wir selbst bei unserem heiligen, ganz übernatürlichen, geistigen und göttlichen Berufe zu Grunde.

„Und was soll ich vom Ende sagen nach einem solchen Anfang? Der Ordensmann ist gleichsam ein reisender Arbeiter: er hat keine bleibende Stätte hienieden. Die Orte, Tage und Stunden gehören nicht ihm; er geht und widmet sich dem Dienste seines Meisters. Aber doch hat er irgend einen Ort der Zuflucht und der Ruhe nöthig; er muß wenigstens für Augenblicke einen Ruhepunkt haben, ein Ziel, das er erreichen kann, um dann wieder von Neuem zu beginnen. Und wo soll er dies finden? Nicht einzig und allein im Gebete, in der heiligen Zufluchtsstätte eines innerlichen Lebens?

„Wohin im Laufe der Reise, wohin am Ende derselben nach der Arbeit und Mühe eines schweren Tagewerks zurückkehren, wo sich ausruhen, an wen sich wenden, wenn nicht an den vielgeliebten Meister, dem allein man dient, und dem man immer dienen möchte? Er ist der beste Freund

der Seele, er ihr Tröster und ihre Stütze. Mit dem Willen, ihn nicht zu verlassen, holt man seine Befehle bei der Abreise ein. Und auch beim Zurückkommen, auch nach vollbrachter Aufgabe, nach den Stunden, die man der Pflege des Weinbergs gewidmet, komme ich zu Dir, o Herr, o Meister, um Dir meine Mühen darzubringen, Dir Alles anheimzustellen, Dir Alles zu übergeben! Für Dich bin ich gegangen, für Dich habe ich gearbeitet; es ist billig, es ist mir Bedürfniß, mich auch auszuruhen bei Dir, in dem Frieden des Gebetes und Deiner heil. Liebe. Dann kommen die Kräfte wieder, dann kehrt man zurück zur Quelle, zum Leben, um sich dort zu erquicken und zu nähren. Dann vergißt man viel, denn Gott will, daß man vergißt, und man hält nur die Erinnerung an den Gedanken unserer heil. Bestimmung fest, den er unserer Seele eingeprägt hat; man fühlt, daß man leben und wirken muß für Gott, und leiden auch, denn Gott ist es werth.

„Ohne diese innere Sammlung und diese Liebe zum Gebete, die zu verlangen und zu üben das Buch der Exercitien uns so eifrig antreibt, begreife ich nicht, ich gestehe es, wie ein religiöser, ein apostolischer Geist auch nur möglich ist.

„Ohne dies kann man auch Männer sehen, die sich regen, Worte, die gesprochen werden, eine Hand, die schreibt, eine Thätigkeit, die drängt und ermüdet, gewisse Dinge, die dem Guten ähnlich sehen und dasselbe zuweilen hervorzubringen scheinen. Allein wenn ich das Buch der Exercitien zur Hand nehme, dann spreche ich zu mir selbst: Der Mann dieses Buches, der Mann, der so zu beten weiß, der allein ist das Kind unseres heil. Vaters, ein Ordensmann der Gesellschaft Jesu, ein Apostel in seiner durch den Gehorsam bestimmten Thätigkeit!"

Nach Vollendung des dritten Jahres mußte P. von Ravignan nach Frankreich zurückkehren.

„Wenn man uns den P von Ravignan hier lassen will, sagte damals P. Staudinger, Provinzial der Schweiz, so mache ich mich anheischig, ihn auf meinen Schultern von Estavayer nach Brieg zu tragen."

Auch der französische Ordensmann selbst verließ mit Schmerz seine ruhige und fromme Einsamkeit. Der Gehorsam rief ihn nach St. Acheul zurück. Unterwegs gab er drei Retraiten: im Hause des Sacré-Coeur zu Montet bei Estavayer, im Noviziat derselben Congregation zu Paris und im Priester-Seminar zu Evreux.

Achtes Kapitel.

P. von Ravignan in verschiedenen Aemtern.

Er wird Minister des Hauses zu St. Acheul, dann Superior zu Bordeaux. Seine ersten Predigt-Reihen,[1]) seine administrative Thätigkeit.

Am 2. November 1834 kam P. von Ravignan auf seinem Posten an. Noch einmal sollte St. Acheul sich bevölkern, und, da es kein Haus des Studiums mehr sein durfte, ein Haus des Gebetes werden. Zwanzig Priester hatten sich dort eingefunden, um ihr drittes Probejahr zu beginnen; P. Fouillot führte den Titel eines Superior und Instruktor; P. von Ravignan sollte ihm zur Seite stehen und je nach Bedürfniß in den Amtsverrichtungen eines Ministers ihn unterstützen. Dazu hielt er sich selbst für fähig, aber für nichts mehr; und in der That hatte er auch Alles, was nöthig war, um dieses Amt auszufüllen, denn er liebte von Natur die Disciplin, Ordnung, Pünktlichkeit, Reinlichkeit und Anstand, und der Superior konnte sich vollkommen auf sein Gedächtniß und seine Genauigkeit verlassen und sich überzeugt halten, daß, wo das Auge des Ministers wachte, Niemanden etwas fehlen würde.

---

[1]) Im Französischen: stations, wofür wir im Deutschen keinen entsprechenden Ausdruck haben. Es bezeichnet eine Reihe von Predigten, die entweder im Advent oder in der Fastenzeit an einem Orte gehalten wurden. A. d. Ü.

Im Januar 1835 erinnerte sich der P. Instruktor daran, was sein P. Minister im vorhergehenden Jahre zu Estavayer geleistet hatte, und vertraute ihm die Erklärung der Exercitien während der großen Retraite des dritten Jahres an. Es galt also, während eines ganzen Monats täglich fünfmal vor Priestern zu sprechen, die wenigstens schon zehn oder zwölf Jahre des Ordenslebens hinter sich hatten. Allein P. von Ravignan hatte die Exercitien schon so vollkommen inne, daß er es verstand, sie wohl zu handhaben; sein Studium in Estavayer kam ihm hier zum zweiten Male zu gut und sollte ihm in der Folge noch oftmals dienen, daher erwarb ihm diese Retraite von 1835 gar bald bei uns den wohlverdienten Ruf eines seltenen Verständnisses der Methode des hl. Ignatius; und da er mit den Früchten seiner Nachtwachen und Betrachtungen nicht geizte, so wurde das Eigenthum eines Einzigen zum Gemeingute.

Endlich, als die Fastenzeit gekommen, sollte P. von Ravignan auch, mit vollendeten vierzigstem Jahre, zum ersten Male auf einer großen Kanzel erscheinen. In dem prächtigen Dome von Amiens war es, wo er sich den Weg zur Kanzel von Notre-Dame bahnte. Da er indeß zugleich P. Minister von St. Acheul blieb, hatte er über wenig Zeit zu verfügen und sah sich daher genöthigt, nicht mehr als sechs Conferenzen und die Passionspredigt zu halten. Schon damals war der Name Ravignan von einem gewissen Glanze umgeben; nach zehn Jahren der Verborgenheit und des Schweigens schien er nun wieder auferstanden und erregte alsbald die Neugierde; man drängte sich hinzu, um den Rechtsgelehrten, der nun Prediger geworden war, zu sehen und zu hören. So sind nun einmal die Menschen; wie ein Wort oft genügt, sie zu leiten, so ist ein großer Name hinreichend, sie anzuziehen. Wenn aber auch ein gewisser Glanz nöthig ist, sie zum Kommen zu bewegen, so bedarf es doch ungewöhnlicher Leistung, ihr Bleiben zu erlangen.

P. von Ravignan aber sah um seine Kanzel eine immer wachsende Menge, ein ausgewähltes Auditorium, und beson-

ders waren es die Vertreter des Rechtes, die glücklich schienen, durch ihre beständige Anwesenheit den Werth des Geschenkes, das sie in ihm der Kirche gemacht hatten, noch mehr zu heben, und die stolz darauf sein mochten, einen ehemaligen hochgeschätzten Collegen in dem Redner wieder zu finden.

Schon damals legte P. von Ravignan die katholische Lehre mit jener Ueberlegenheit des Geistes, jenem Ausdrucke der Ueberzeugung und jenem Tone der Autorität dar, der später seinem Worte so große Gewalt geben sollte. Auch war es schon von da an seine wohldurchdachte Ueberzeugung, daß wie bei jeder wahren und ernsten Redekunst, so noch viel mehr bei der geistlichen Beredsamkeit, der Redner nicht nur sich selbst vergessen, sondern auch bestrebt sein müsse, von allen Andern vergessen zu werden; daß er also jeden persönlichen Anspruch und alles Auffallende, Prahlerei mit der Wissenschaft, Zurschautragen von Geist, Ziererei im Vortrag, Ungebräuchlichkeiten im Style und Sonderlichkeiten in den äußern Bewegungen vermeiden solle. Alle diese kleinen Mittel, sagte er, verhindern große Wirkungen; sie unterhalten, aber sie zerstreuen und ziehen auf die Person des Redners einen Theil der Aufmerksamkeit, die man ganz und ungetheilt dem Gegenstande widmen sollte. Eine solche Art und Weise hielt er für eine Art akademischer oder theatralischer Parade; er war aber nicht gewillt, in der Kirche gleichsam zum Schauspiel zu werden. Auch äußerte er öfter: „Warum reden wir nicht auf der Kanzel, wie man auf der Tribüne zu reden pflegt; dort sind alle wahren Redner einfach; sie wollen nicht geistreich scheinen, und gerade deshalb sind sie es."

Der Eindruck, den er in Amiens hervorgebracht, war ein tiefer: die Geister waren gewonnen worden, und mehr wie eine Seele wurde zu Gott zurückgeführt. Viele Personen verlangten nach Ostern eine Fortsetzung der Conferenzen der Fastenzeit, allein man fand es gerathener, dieses Verlangen vorläufig nicht zu befriedigen.

Ohne Aufschub wollte nun P. von Ravignan der Mutter Gottes für die Segnungen danken, mit denen sie

sein erstes Auftreten gekrönt hatte; denn vor der Arbeit setzte er all' sein Vertrauen in Maria, und nach vollendetem Werke bot er ihr all' seine Erfolge als Huldigung dar.

Wie er nun vordem so gerne Unsere liebe Frau von Mont-Roland und dann die vom Rohrberge besucht hatte, so wünschte er jetzt eine Wallfahrt zu Unserer lieben Frau von Albert zu machen. Er begab sich demnach gleich am Ostermontag mit zwei seiner Ordensbrüder auf den Weg, legte vierzehn Meilen zu Fuß zurück und trat den folgenden Tag die Heimkehr an, nachdem er Alles gefunden, was er gesucht hatte, viel Trost nämlich und viel Ermüdung.

Eine ziemlich bedenkliche Krankheit, die ihn im Laufe des Monats Mai befiel und die Anfangs Sorge erregte, war vielleicht die Folge dieser frommen Ueberanstrengung. Glücklicher Weise wurde sie zur rechten Zeit gehoben; es erschien aber zur vollen Genesung eine Luftveränderung nothwendig, und deshalb begab er sich auf Anordnung des Arztes nach Boulogne-sur-Mer. So viel Mühe kostete es ihn aber, in dieser Ruhe und außerhalb der Gewohnheiten des Ordenslebens auszuharren, daß das Verlangen zurückzukehren seine volle Wiederherstellung beschleunigte, und er, obgleich erst den 9. Juni nach Boulogne abgereist, den 13. wieder in St. Acheul eintreffen konnte.

Trotz der Vorliebe für sein bescheidenes Amt als P. Minister erhielt er doch bald den Befehl, dasselbe einem Andern abzutreten und sich ganz der Kanzel zu widmen. Doch sollte er, um sich vorzubereiten, noch ein Jahr in St. Acheul bleiben und weitere Bestimmungen der Vorsehung abwarten.

Von nun an sollte P. von Ravignan durch eine gewisse Ueberlegenheit, die sich besser fühlen als erklären läßt, eine ganz ausnahmsweise Stellung einnehmen. Im Innern gab es freilich nichts, durchaus nichts, das ihn von seinen Brüdern unterschied, wenn es nicht etwa seine Demuth war, die ihn unter Alle stellte; nach Außen dagegen zog er alle Blicke auf sich, und schon gewöhnte man sich daran, ihn allein für den Vertreter Aller anzusehen. So war nur er es und immer er, der mit den Obrigkeiten von Amiens unterhandeln mußte, sobald irgend eine

Schwierigkeit vorkam, die aus dem Wege zu räumen war. So sollten im Monat September einige von den Unsern in die Fremde geschickt werden; doch die Präfektur weigerte sich, ihnen Pässe auszustellen. Da erscheint P. von Ravignan, alle Thüren öffnen sich ihm, alle Papiere werden ausgefertigt. Der Präfekt, der ihn in der Kathedrale gehört, will ihn auch in seinem Kabinet hören; und wenige Tage darnach kommt er in Person nach St. Acheul, um ihm seinen Besuch zu erwiedern. So wurde P. von Ravignan von Fernstehenden geachtet, und von Solchen, die ihm nahten, geliebt.

Während des Advents 1835 wurden im Dom zu Amiens die in der Fastenzeit begonnenen Conferenzen wieder aufgenommen, und zwar mit demselben Erfolge. Mit dem Jahre 1836 nahte aber endlich die Zeit, wo der Prediger, obgleich selbst noch ungewiß, was werden sollte, der großen Mission entgegenging, die ihm die Vorsehung bestimmt hatte. Papst Gregor XVI. sollte ihm eines Tages den Namen „Apostel von Paris“ beilegen; daher war es nun an der Zeit, mit der großen Stadt die erste Bekanntschaft zu machen. So hörte denn Paris während der Fastenzeit zum ersten Male den P. von Ravignan, und diese Predigtreihe in St. Thomas von Aquin, die zur Zeit in den öffentlichen Blättern sehr gerühmt wurde, war es, die für das folgende Jahr die Conferenzen von Notre-Dame hervorrief.

Der P. von Ravignan hatte seine Predigten kaum beendigt, als er, stets ungeduldig dem Ruhme zu entgehen, wieder von Paris wegeilte. Gemäß seiner frommen Gewohnheit, der hl. Jungfrau seine Arbeiten nach deren Beendigung als Zeichen seiner Huldigung darzubringen, ging er zuerst das alte Heiligthum Unserer lieben Frau von Liesse verehren, und kehrte dann, nachdem er die Schuld seiner Dankbarkeit entrichtet, wieder unter das schirmende Dach von St. Acheul zurück. Er war über die Maßen ermüdet und verspürte seitdem ein schmerzliches Unbehagen, das der erste Anfang jener Leiden war, mit denen wir ihn später behaftet finden. Diesmal war es mehr der Kopf, als die Brust, woran er litt, und es trat damit ein chronisches Nerven-

leiden zuerst zu Tage. Dagegen gebrauchte er ein eigenthümliches Recept: um sich auszuruhen und wiederherzustellen, begab er sich in Retraite. Ein einziges Mal, und zwar gerade damals, verschlimmerte dieses Mittel das Uebel, und nach drei Tagen sah er sich nicht ohne Bedauern genöthigt, das Buch der Exercitien zu schließen; dabei war aber seine einzige Klage, Wort für Wort, die: „Ich vermag nicht mehr zu arbeiten, noch mich anzustrengen, obgleich ich es sehr nöthig hätte. Der Wille Gottes geschehe allein in Allem!“

„Um diese Zeit hörte P. von Ravignan, daß man damit umgehe, ihn zu den Adventspredigten nach Bordeaux zu berufen. Diese Nachricht beunruhigte ihn im Gewissen: er fürchtete nämlich irgend eine Einmischung von Seiten seiner Mutter, und da er gar sehr darauf bedacht war, daß sein religiöses und apostolisches Leben unabhängig von Fleisch und Blut bleibe, schrieb er sogleich an seine Mutter in Ausdrücken, die an die Antwort unseres Heilandes erinnern: „Warum suchtet Ihr mich? Wußtet Ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“

„Wie groß auch mein Wunsch ist, Dich, liebe Mutter, wiederzusehen, so darf ich doch glauben, daß Du darin mit mir übereinstimmst, in dieser Advents-Angelegenheit einzig und allein die größere Ehre Gottes zu berücksichtigen, und daß Du, gleich mir, der göttlichen Vorsehung die Sorge überläßt, diese Angelegenheit zu ordnen. Mischen wir, ich bitte Dich, durchaus keine Familien-Rücksichten hinein. Die Werke unseres hl. Amtes dürfen nur ausschließlich durch höhere Rücksichten geregelt werden.“

Wie dem aber auch sein mochte, Herr von Cheverus, Erzbischof von Bordeaux, ohne daß er deswegen von Jemanden beeinflußt sein mußte, verlangte den P. von Ravignan für die Abhaltung der Advents-Predigten im Jahre 1836, und dieser, von seinen Skrupeln befreit, beugte sich dem Gehorsam und schrieb sogleich an seinen Bruder folgenden Brief, in welchem sich die Liebe zur Familie wunderbar mit dem Geiste des Ordenslebens vereinigt:

„Du wirst die Antwort meiner Obern an den Herrn

Erzbischof von Bordeaux erhalten haben. Ich gratulire mir dazu, da Gott es so bestimmt hat. Wir werden uns also wiedersehen. Bitte, sage doch meiner Mutter, daß nachdem die Vorsehung selbst die Dinge so geordnet hat, ich glücklich sein werde, mich wieder bei ihr zu befinden und sie, so oft es meine Arbeiten erlauben werden, zu sehen. Sie wird es nicht übel nehmen, daß ich, wie mir angeboten ist, beim Erzbischof wohne, oder im Priester-Seminar, je nachdem es dem Herrn Erzbischof genehm sein wird. Es geschicht dies einzig darum, weil ich mich auf diese Weise besser unseren Gebräuchen und Ordensgewohnheiten anbequemen und zugleich freier bei meinen Arbeiten sein kann.

„Dann sage mir auch im Vertrauen, als Bruder, ob von Seite meiner Familie irgend ein Schritt geschehen ist, damit man mich nach Bordeaux beriefe. Es wäre mir sehr lieb, dies zu wissen; sollte es der Fall gewesen sein, so würde ich deswegen doch gegen Niemanden etwas haben.

„Bete zu Gott, daß er sein Werk segne, und uns zur Bekehrung der Sünder unterstütze."

Hiezu muß ich bemerken, daß der Wunsch des Herrn von Cheverus mehr als einem Hindernisse begegnet war. Zunächst war Herr von Quelen dagegen gewesen, indem er fürchtete, daß die Advents-Predigten von Bordeaux den Fasten-Predigten von Paris im Wege stehen könnten. Sodann hatten sich auch die Aerzte in diesem Sinne ausgesprochen. Doch der Ordensmann antwortete in diesen Debatten seinen Vorgesetzten: „Ich sage es Ihnen, mein verehrter Pater, in aller Aufrichtigkeit: in meinem Willen herrscht darüber vollkommene Gleichgültigkeit; mit gleicher Zufriedenheit werde ich nach Bordeaux gehen oder nicht dahin gehen. Haben Sie nur die Güte, mit einem Worte mich Ihre bestimmte Willensmeinung wissen zu lassen."

Man hat gesagt, daß die Predigten in Bordeaux den Erwartungen nicht entsprochen haben, und es ist dies möglich. Vielleicht geschah es so, damit noch einmal mehr der Ausspruch des Evangeliums bewahrheitet werde: „Keiner ist Prophet in seinem Vaterlande." Vielleicht auch, um den Redner durch diese Demüthigung vor der Gefahr des Bei-

falls in Paris zu warnen. Wie dem auch sein mag, all' diese Wechselfälle der öffentlichen Meinung und all' die Zufälligkeiten des Erfolgs waren dem P. von Ravignan vollkommen gleichgültig. Weit entfernt ihn zu betrüben, berührten sie ihn nicht einmal, ja er trieb die Gleichgültigkeit in dieser Beziehung bis zu gänzlicher Unempfindlichkeit. Hundert Mal sagte er zu einem seiner Ordens-Brüder: „Ich fühle nicht, ob ich gut oder schlecht spreche, dies liegt ganz außer mir." Und als dieser ihm antwortete, er für seinen Theil fühle es sehr wohl, wenn er es mehr oder weniger gut mache, fügte er hinzu: „Bah, Sie hören eben auf den Eindruck; ich aber kümmere mich gar nicht darum. Alles, was ich wünsche, ist, daß der Diener gedemüthigt, und der Meister verherrlicht werde!"

Nachdem er seine Advents-Predigten gehalten hatte, schenkte er doch wenigstens einige Stunden seiner Familie und kam sogar nach dem Schlosse Ravignan. Man hatte keine Mühe, ihn wiederzuerkennen; denn es war dem Herzen nach noch immer derselbe Gustav; man fand ihn eben so zärtlich, aber viel heiterer, als ehemals und hatte ihn nie mit solcher Herzlichkeit lachen sehen; die trüben Stimmungen des Jünglings waren auf den Ordensmann nicht übergegangen. Sein Besuch war indeß nur flüchtig, und um seine große Eile zu entschuldigen, ließ er folgendes Billet zurück: „Es wäre mir gewiß angenehm und ganz meiner Neigung entsprechend gewesen, hätte ich meinen Aufenthalt bei Euch verlängern können. Doch war dies nicht möglich, und ich fühle genug Gnade und Kraft in meinem Berufe, um, wenn es nicht in den Absichten der Vorsehung liegt, kein Verlangen nach den süßen Freuden der Familie zu tragen, Freuden, die an sich gewiß sehr berechtigt sind, die aber ein Mitglied der Gesellschaft Jesu nach Seinem Beispiele aufopfern soll, um den vielen verirrten und verlorenen Seelen nachzugehen."

Beim Schluß der Advents-Predigten wollte Erzbischof Donnet von Bordeaux, Nachfolger des am 19. Juli 1836 verstorbenen Cheverus, dem P. von Ravignan ein Zeichen seiner Hochschätzung geben und verlieh ihm zu dem Ende

den Titel eines Ehren-Kanonikers seiner Kathedrale. Doch der Ordensmann beschwor den Prälaten, eine Auszeichnung von ihm fernzuhalten, die sich für seinen Beruf nicht passe, und der P. General schrieb ihm bei dieser Gelegenheit: „Sie haben sehr wohl daran gethan, dem Herrn Erzbischof von Bordeaux zu danken, und ihn um geneigte Genehmigung Ihrer abschlägigen Antwort zu bitten; denn man muß auch den Schatten von all' dem vermeiden, was nur von ferne an irgend eine Würde oder Vorrang in der hierarchischen Ordnung erinnert."

Bisher hatte die Gesellschaft Jesu nur eine einzige Provinz in Frankreich gehabt; nun war aber unsere Zahl gewachsen, und deshalb bedurfte man deren zwei: die von Paris, und die von Lyon, welche denn auch im Jahre 1836 errichtet wurden. P. von Ravignan gehörte seiner Abstammung nach von Rechtswegen der Provinz des Südens an, wurde daher derselben auch zugetheilt, obwohl er bereits für die Fasten-Predigten in Paris bestimmt war.

Als er Bordeaux verließ, begab er sich nach der neu gebildeten Ordens-Residenz Toulouse. Sein Aufenthalt in dieser Stadt währte nur einige Monate, während welcher nichts Wichtiges von ihm zu berichten ist, es seien denn einige Worte, die er dem P. General schrieb: „Unsere kleine hiesige Gemeinde scheint mir ihrem Geiste und ihren Werken nach ein würdiges Haus der Gesellschaft Jesu; ich fühle mich ganz heimisch darin, würde mich übrigens auch überall wohl befinden mit der Hülfe von Oben!"

Unsere südliche Provinz sollte unter dem Schutze des Erzbischofs Donnet eine neue Ordens-Residenz in Bordeaux eröffnen, und P. von Ravignan wurde auf Verlangen des Prälaten zum ersten Superior derselben ernannt. Bevor er Toulouse verließ, schrieb er an seinen Bruder folgenden Brief, den derselbe seiner damals gerade abwesenden Mutter mittheilen sollte:

„Möge unsere gute und verehrungswürdige Mutter in diesem Briefe so recht den Ausdruck meiner kindlichen Dankbarkeit und Verehrung lesen. Auch ihren Trost hatten meine Obern im Auge, da sie mich in ihre Nähe beriefen, und

Gott möge geben, daß ich ihr nie ein anderes Gefühl verursache; denn dies ist der theuerste Wunsch meines Herzens. Indeß muß sie sich selbst sagen, daß ich in Bordeaux kein Familienleben führen kann, sondern das eines Ordensmannes, wie ich es auch anderswo führen würde. Gewiß werde ich ihr die Mühe ersparen, mich selbst aufsuchen zu müssen, will ihr auch manchmal kleine Besuche machen, allein essen werde ich immer mit meinen Ordensbrüdern, nie auswärts; nur einmal im Jahre bei meiner Mutter, und dabei bleibt es. Sie aber wird mir gewiß nicht böse sein, daß ich das bin, was ich sein muß, das heißt treu meinen Gelübden und meiner Ordens-Regel, vollkommen fremd den Interessen und Angelegenheiten der Welt und Familie, und daß ich nur ausgehe, wenn die Pflichten meines Amtes oder der nothwendige Anstand es erheischen, oder um zu ihr zu gehen; und sie wird auch gewiß in dieser Beziehung Gott zu Liebe all' jene Rücksicht für mein Gewissen und meine religiöse Unabhängigkeit haben, wie ich selbst sie haben muß. Nochmals muß ich es Euch Allen mit gänzlichem Freimuth wiederholen: in Bordeaux werde ich ein Ordensmann sein und nichts anders und muß unbedingt verlangen, allem andern ganz fremd zu bleiben. Ich habe mich nur um die göttlichen Dinge und um das Heil der Seelen zu kümmern, und dies ist wahrlich genug. Dazu bedarf meine Seele tiefen Friedens; im Gebete aber werden wir vereint sein."

Am 15. September 1835 führte der Erzbischof selbst den Superior in seine neue Residenz ein. Dabei wollen wir nichts von den Schwierigkeiten und Mängeln erwähnen, die mit solch neuen Schöpfungen stets unzertrennlich verbunden sind, selbst wenn sie, wie das Haus von Bordeaux, sehr bescheiden beginnen. Im Jahre 1837 zählte es nur drei Patres und zwei Brüder; doch allmählich wuchs mit den Mitteln und der Arbeit auch die Zahl der Arbeiter, so daß im Jahre 1847 P. von Ravignan eilf Patres und sieben Brüder dort zurückließ.

Als Superior leitete er das Haus zwar mit fester Hand, doch zugleich mit sehr weitem Herzen; auf Studium und Disciplin hielt er mit Strenge und wollte eben so wenig

von einem Arbeiter ohne Arbeit etwas wissen, als von einem Ordensmann ohne Regel. Er verlangte durchaus, daß man säe, bevor man ärndte, daß man sich einübe, ehe man kämpfe, und daß man Vorräthe sammle, ehe man Ausgaben mache; er ging dabei von dem Grundsatze aus, daß der Mensch das wisse, was er gelernt, und das besitze, was er erworben habe; daß einer nachlässigen Vorbereitung eine unfruchtbare Ausführung folge; daß endlich ein Prediger zehn Jahre lang seine Reden schreiben und lernen müsse, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wolle, selbst mit Talent, alltäglich und mittelmäßig zu werden und keine Frucht zu bringen, sollte er auch noch so viel Zulauf haben. P. Roothaan billigte sehr diese Ansicht und Handlungsweise und schrieb ihm: „Fahren Sie ja fort, darüber zu wachen, daß die jungen Patres ihre Predigten niederschreiben und wohl vorbereiten.“

Andererseits ließ es sich unser Superior aber auch, wenn man seine Pflicht erfüllt hatte, sehr angelegen sein, Freuden zu bereiten. Deshalb erlaubte er nicht nur, den wahrhaft mütterlichen Gewohnheiten der Gesellschaft Jesu gemäß, von einer Arbeit zur andern sich eine Erholung innerhalb der Grenzen religiöser Einfachheit zu machen, sondern er gebot dies sogar; und ich weiß nicht, was er Alles gethan hätte, um Jene zu erfreuen, die traurig, und Jene zu heilen, die krank waren.

Als Superior von Bordeaux hatte er sehr wenig Geld; da er aber in seinen Regeln gelesen hatte, daß man die Armuth wie eine Mutter lieben müsse, so dachte er, daß auch sie hinwiederum die Ordensmänner lieben müsse, wie ihre Kinder, und demgemäß gab er viel von dem Wenigen, was er hatte, hin zur Erleichterung seiner Brüder. Es wurde ihm damals wiederholt zum Vorwurf gemacht, daß er diese Tugend der Armuth nicht genau genug beobachte; und der P. Provinzial von Lyon, der davon benachrichtigt worden, ließ ihm dieserhalb brieflich eine Bemerkung zukommen. Kaum hatte er dieselbe erhalten, so bat er mit bekümmertem Herzen und fast thränenden Augen einen Pater des Hauses, der freier mit ihm reden konnte, zu sich, und

beschwor ihn, ihm zu sagen, in wiefern er in dieser Sache gegen die Regel habe fehlen können. Der Pater erklärte ihm, daß er für sein Theil nie etwas bemerkt habe, was ihm Skrupel verursachen könnte Aber auch der P. General hatte ihm einige Weisungen darüber ertheilt, und er antwortete voll Demuth: „Was die Armuth anbelangt, so denke ich immer an Ihre väterlichen Ermahnungen. Ich wünsche aufrichtig, getadelt zu werden, wenn man noch immer unser kleines Haus dagegen fehlen sieht. Sparen Sie mir keine Lektionen, denn dieselben sind meiner Seele heilsam. Ach! in diesem Punkt, wie in allen andern bin ich immer der Erste im Fehlen."

Die Armuth des Ordenslebens darf zwar nie in Geiz ausarten, kann aber unter Umständen freigebig werden. Eine Revolution hatte soeben die Gesellschaft Jesu aus Spanien vertrieben. Die französischen Jesuiten beeilten sich sofort, ihren spanischen Brüdern das zurückzugeben, was sie mehrere Jahre vorher von ihnen empfangen hatten; und obgleich sie auf dem Punkte standen, kaum mehr Wohnung genug für sich selbst zu haben, übten sie doch die herzlichste Gastfreundschaft aus. Das Haus von Bordeaux war das erste auf dem Wege der Verbannten und that mehr als alle übrigen. P. von Ravignan erinnerte sich an Brieg und nahm nicht nur seine Gäste einfach auf, sondern that ihnen auch Ehre an; als ihr Bruder theilte er mit ihnen brüderlich und gab Alles, was er im Hause hatte, Geld, Wäsche, Kleidung, und dieß Alles mit so viel Freundlichkeit, daß die Fremden sich wieder wie zu Hause fühlten und ihre Heimath vergaßen.

Noch heute lebt die Erinnerung an die Aufnahme in Bordeaux in der Provinz Spanien fort, und der P. General schrieb damals ein kleines Wort der Anerkennung, das alles Lob enthielt, was P. von Ravignan wünschte: „Die den Flüchtigen aus Spanien erwiesene Gastfreundschaft ist nach dem Geiste der Gesellschaft Jesu!"

In seiner Eigenschaft als Superior glaubte P. von Ravignan endlich auch, vor Allem befehlen zu müssen durch sein Beispiel, und man kann mit Bestimmtheit von ihm

sagen, daß er noch viel genauer Alles selbst that, als er es von Andern forderte. Ueberall, auf der Reise wie zu Hause, beobachtete er in den Regeln und den Uebungen der Frömmigkeit die sorgfältigste Treue.

Sobald er sein Brevier beginnen konnte, begann er es; auf seinen Reisen, selbst im Wagen, wenn die Stunde der Meditation oder der Gewissens-Erforschung gekommen war, nahm er die Uhr zur Hand und steckte sie nicht eher wieder ein, bis die letzte Minute der zur Uebung bestimmten Zeit verstrichen war. Und was die Arbeit anbelangt, so nahm er für sich das Privilegium in Anspruch, sich selbst eine stärkere Aufgabe aufzuerlegen, als den Andern.

Während fünf Jahren war er gleichzeitig Superior des Hauses zu Bordeaux und Prediger der Conferenzen von Notre-Dame. Zu deren Vorbereitung benutzte er stets die heißen Tage des Sommers, obgleich dies eine Zeit des Feierns für die Seelsorger der Stadt ist. Er verließ dann Bordeaux, wie wir es später erzählen werden; sobald aber seine Arbeit vollendet war, kehrte er wieder in seine Funktionen zurück, und war dann so weit entfernt sich zurückzuhalten, um mehr Ansehen zu gewinnen, daß er vielmehr wie ein gewöhnlicher Arbeiter jede Kleinigkeit selbst besorgte; er nahm darin sogar nicht genug Rücksicht auf sich selbst und legte zu wenig Werth auf seine Achtung; allein vor Gott rechtfertigte ihn hierin der Eifer für die klösterliche Demuth.

Als ächter Sohn des hl. Ignatius hatte er eine Vorliebe für die unscheinbarsten Amtsverrichtungen und würde nie andere verrichtet haben, wenn ihm der Gehorsam dieselben nicht zur größern Ehre Gottes auferlegt hätte. So sah er es als eine förmliche Begünstigung an, eine allgemeine Retraite im großen Spitale zu Bordeaux halten zu dürfen. In Folge dessen verließen des Morgens gleich nach dem Frühstück alle Väter mit ihm das Haus, und jeder begab sich in den ihm bestimmten Saal. Das Werk ward gesegnet, sehr wenig Kranke blieben ohne Beicht; und P. von Ravignan hatte solchen Trost seit seinen Missionen in der Schweiz nicht mehr genossen.

Zweimal des Jahres, während dem Advent und der Fastenzeit, ward der Superior von Bordeaux, der sich als solcher durch seinen Minister vertreten ließ, ausschließlich Prediger. Wäre diese doppelte Obliegenheit nur eine Last für ihn gewesen, so würde er nie daran gedacht haben eine Erleichterung zu begehren; allein er fürchtete durch diese Theilung seiner Kräfte zugleich seine Predigten und sein Amt zu beeinträchtigen; zudem hielt er sich auch, ungerecht wie er gegen sich selbst war, für durchaus untauglich zur obern Leitung. Daher enthielt jeder seiner Briefe an den P. General eine neue Vorstellung dieser angeblichen Unfähigkeit:

„An mir liegt das Uebel, schrieb er ihm; ich verstehe es nicht, mich von Herzen hinzugeben, um die Unsern zu bilden; ich glaube, es würde dem Hause ein Dienst erwiesen, wenn man ihm einen andern Superior gäbe.“ Aber Rom entschied gegen ihn: „Der Augenblick ist noch nicht gekommen, Sie der Ober-Leitung zu entheben. Noch müssen Sie, mein guter Pater, Ihre Schultern unter dieses Kreuz beugen.“

P. Lacordaire war es, das gestehen wir gern, dem Paris es ein wenig verdankte, endlich den P. von Ravignan ganz besitzen zu dürfen. Während seines Aufenthaltes zu Rom sprach und handelte der zukünftige Dominikaner in diesem Sinne; und schon 1838 schrieb P. Villefort an P. von Ravignan, dessen intimer Freund er seit dem Noviziate von Montrouge war:

„Seit einigen Tagen ist Abbé Lacordaire in Rom, er hat uns besucht und das Benehmen der französischen Jesuiten gegen ihn sehr gelobt. Er sprach mir von Ihrer letzten Conferenz dieses Jahres, welcher er beigewohnt hatte, und von der Nothwendigkeit eines längern Aufenthaltes in Paris, um Früchte zu ärndten. Diese Nothwendigkeit wird übrigens auch von den Obern anerkannt, und ich hoffe, daß vom nächsten Jahre an die Wünsche der Unsern und der Fremden in dieser Beziehung erfüllt werden. Abbé Lacordaire ist hiehergekommen, um die Mittel zu berathen, den Dominikaner-Orden in Frankreich wieder einzuführen, in

welchem Falle er selbst das Kleid desselben anziehen würde. Ich hoffe, dieser Plan wird zur Ausführung kommen, und muß es wünschen, wenn ich an das viele Gute denke, das daraus entstehen würde."

Doch die Obern können nicht immer, wie sie wollen; oft müssen sie den Umständen nachgeben. P. von Ravignan hatte schon für 1840 seine Enthebung gehofft, nachdem er drei Jahre, der gewöhnlichen Dauer dieses Amtes, die Würde eines Superiors getragen, aber seine Wünsche konnten erst 1842 erhört werden. Alsdann schlug er, obwohl von Rechtswegen immer noch der Provinz Lyon angehörend, in dem Hause zu Paris seine Wohnung auf. Endlich im Jahre 1847 wurde er vermöge eines Tausches in diejenige Provinz versetzt, in der er seine Thätigkeit hatte.

Im Jahre 1837 hatte er seine oratorische Wirksamkeit begonnen, die er im Jahre 1846 beschließen sollte.

Diese zehnjährigen Predigten auf der berühmtesten Kanzel der Welt waren es, die zum guten Theil den Ruhm des P. von Ravignan begründet haben. Man wird uns jedoch verzeihen, dieser Epoche seines Lebens nicht mehr Ausdehnung und Wichtigkeit beizulegen, als den übrigen. Der Redner selbst ist bekannt, noch erinnert sich die Welt seiner Triumphe und seines Einflusses. Für uns aber, die wir vor Allem seinen Eifer und seine Tugenden schildern wollen, ist es vorzüglich seine innere und moralische Seite, die wir ins Auge zu fassen und darzulegen haben. Auch werden wir den Stoff für unsere Schilderung mehr in seinen Correspondenzen, als in seinen Erfolgen und äußeren Huldigungen suchen, und auf diese Weise soviel als möglich uns von P. von Ravignan selbst die Geschichte seines Apostolates erzählen lassen.

Neuntes Kapitel.

Conferenzen in Notre-Dame.

Methode des P. von Ravignan; seine Correspondenz mit P. Roothaan; seine Retraiten; Art und Weise seiner Beredsamkeit.

Pater Lacordaire hatte die Conferenzen in der Kirche Notre-Dame mit einem Beifall begonnen, der nicht größer hätte sein können. Ihr Erfolg war ein großartiger, und man muß gestehen, daß er von einem Talent erster Größe verdient wurde. Zugleich Redner, Dichter und Philosoph, hatte Lacordaire ebenso viel Schwung im Gedanken, als Glanz in der Darstellung und Zauber in der äußern Action; außerdem hatte seine Feder fast dieselbe Gewalt, wie sein Wort. Dieser Mann war dem 19. Jahrhundert wahrhaft von Gott gesandt, denn für ein so gottvergessenes und leidenschaftliches Geschlecht, welches Ohren hatte, um nicht zu hören, und Augen, um nicht zu sehen, waren die tausend und tausend Blitze und Donner eines solchen Genie's nothwendig. Unbestreitbar ist er der Schöpfer der Conferenzen von Notre-Dame; es gehörte viel dazu, sein Nachfolger zu sein —, und das war die Aufgabe von P. von Ravignan.

Hatte man bisher ein glänzendes Talent gehört, so sollte man nun einen starken Charakter sehen. Beide, zu verschieden, um mit einander verglichen zu werden, sind so hervorragende Redner, daß ihre Namen recht gut neben

einander genannt werden können. Auch fand der Nachfolger das Mittel, seinen berühmten Vorgänger zu ergänzen; wie dieser der Schöpfer der Conferenzen war, so wird jener der Einführer der Retraite in Notre-Dame, und das Werk des P. Lacordaire empfängt erst seine Krönung durch das des P. von Ravignan.

Der berühmte Conferenzgeber war nach Rom gegangen; seine Abwesenheit ließ die Kanzel von Notre-Dame unbesetzt, die Reihe der großen Predigten unterbrochen. Der Erzbischof von Paris, Herr von Quélen, hatte damals nicht lange zu wählen: die Stimme des Volkes bezeichnete ihm den P. von Ravignan, der schon durch seinen Predigt-Cursus in der Kirche vom hl. Thomas von Aquin bekannt war. Allein dieser entsetzte sich über solchen Auftrag und wollte zum Erstenmal in seinem Leben zurückweichen. In einem Briefe aus Toulouse von 1837 drückt er sein Widerstreben dem P. General folgendermaßen aus:

„Nur ein Gedanke beschäftigt und quält mich, nämlich diese Art von Amt, das man mir zugedacht. Gewiß, die Vorsehung selbst hat die Umstände so geleitet und dieses Verhältniß herbeigeführt, das gebe ich zu. Allein ich sage nur: wenn in mir mehr Demuth gewesen wäre, mehr vom Geist Jesu Christi und seiner Heiligen, so wäre mir vielleicht eine andere Verwendung, mehr fruchtbar und weniger in die Augen fallend, zu Theil geworden. Verzeihen Sie, mein hochwürdiger Vater, allein ich fühle mich erleichtert, indem ich diesen Gedanken in Ihren Schooß niederlege. Könnte ich nur aus größerer Nähe darin ausschütten all mein Elend und die Schwächen meiner Seele! Es ist schon lange her, daß Gott mich aus dem Leben der Welt zurückzog; und wenn ich auch das Glück meines Berufes beständig fühle, so sagt mir doch mein Gewissen, wie viel ich noch hätte thun sollen. Zum Glück hält und erträgt mich noch immer die äußerst große Nachsicht der Obern; meine Erkenntlichkeit und meine Liebe für die Gesellschaft sind darum noch fortwährend am Wachsen."

Der Gehorsam entschied; der General der Gesellschaft sprach das bestimmte Wort: „Gehen Sie!" und der P. von

Ravignan unterwarf sich. Stark durch sein Opfer und voll von Vertrauen auf Gott, bestieg er darauf die Kanzel von Notre-Dame.

Wir wollen nun zunächst die Art seiner Vorbereitung auseinandersetzen, dann einige Thatsachen über seine Conferenzen mittheilen, und zuletzt von der ihm eigenthümlichen Art seiner Beredsamkeit eine flüchtige Scizze entwerfen.

Stand P. von Ravignan einmal vor seinem Auditorium, so zählte er so wenig auf sich selbst, als wenn er nichts gethan hätte; allein vorher arbeitete er, als wenn er allein Alles thun müßte. Nennen wir zu dieser Arbeit noch das Gebet und den guten Rath, welchen er begierig suchte und demüthig befolgte, so haben wir das dreifache Geheimniß seiner Beredsamkeit.

Die undankbare Arbeit, die Predigten aufzusetzen, kostete ihm unerhörte Mühe und Anstrengung; er gestand, darin die härteste Abtödtung seines Lebens gefunden zu haben. Aber er war überzeugt, daß der Priester, um Apostel zu werden, im Schweiße seines Angesichts das Brod des Wortes bereiten müsse, und daß gerade das Verdienst der Arbeit den Segen auf das Amt herabziehe. Von Toulouse schrieb er 1837 an den Superior des Hauses von Paris:

„Ich bemühe mich, einiges Material zu sammeln. Ich möchte gern die Predigtweise, welche in Notre-Dame gebräuchlich ist, vereinigen können mit den Wahrheiten, die den thätigen Glauben hervorbringen. Haben Sie die Güte, darum zu beten, für ein Werk, welches ja auch das Ihrige ist. Ich für mein Theil bete oft und mit Trost vor dem Körper des hl. Thomas von Aquin zu St.-Sernin, um ihn zu bitten um Licht, Kraft, Einfalt, Nutzen. Wenn Sie es für angemessen hielten, könnten Sie es wohl unsern jungen Patres, die so voll Eifer und Muth für die Kanzel sind, wiedersagen, wie sehr ich von der Nothwendigkeit hartnäckiger Arbeit durch und durch überzeugt bin. Gerade diese Arbeit ist es, welche die Gesellschaft und die Ehre Gottes von uns verlangt."

Der größte Theil von Ravignan's Conferenzen ist datirt aus Canolle und Vals. Canolle ist ein kleines Haus

auf dem Lande, welches zu unserm Kloster in Bordeaux gehört; Vals, bei Puy, ist ein Scholastikat und Noviziat, wo Ravignan zugleich eine Familie und die Einsamkeit fand. Wie wir bereits gesagt haben, zog er sich alljährig im Sommer an einen dieser Orte für einige Wochen zu eifrigem Studium zurück. Ein Pater, der ihn gewöhnlich nach Canolle begleitete, erzählt das Leben, welches er in dieser Einsamkeit führte, also: „Wir beide befanden uns dort mit einem Bruder. Abgesehen von unsern der Regel gemäßen Erholungen und unsern Uebungen der Frömmigkeit, war alle Zeit der Arbeit gewidmet. Samstags gingen wir beichten in unsre Kapelle zu Bordeaux, und kehrten Sonntags nach Canolle zurück. In den letzten Jahren machte er je eine Conferenz in der Woche. Diese Einsamkeit gefiel ihm ausgezeichnet. Fast immer waren es Gegenstände der Frömmigkeit, womit er mich unterhielt!"

Indessen die Vacanzen von Canolle und Vals, so voll Arbeit sie auch waren, schienen Ravignan ungenügend. Er war Superior; die Sorgen seines Amtes, verbunden mit tausend dringenden Geschäften raubten ihm die Zeit, welche er zur Vorbereitung seiner Conferenzen für nöthig hielt. Das Werk Gottes schien ihm dadurch beeinträchtigt; er glaubte sich daher verpflichtet, dem P. General seine Befürchtungen und Wünsche aussprechen zu müssen: „Ich nehme mir die Freiheit, schrieb er ihm, Ihnen einfach mein Herz zu öffnen, wie ein Kind vor seinem Vater, um Ihnen eine Idee mitzutheilen, die mir seit drei Monaten unaufhörlich wiederkommt, immerhin ohne Verwirrung, ohne Widerstreben, allein doch mit einer von der Vernunft erhobenen Schwierigkeit, daß ich nämlich meine beiden Aemter nicht miteinander in Einklang bringen kann. Mitten in meinem sehr unruhigen Leben möchte es mir scheinen, als hätte ich mehrere aufeinanderfolgende und ruhige Monate nöthig, um die Arbeit der Conferenzen fortzusetzen. Ich schätze mich gewiß glücklich, zu gehorchen. Indeß muß ich gestehen, daß oft gewichtige Stimmen, wie auch meine eigne Vernunft mir das Bedürfniß nach andauernder und ruhiger Arbeit nahe legen. Denn meine Conferenzen sind schwach, und die Zeit,

welche ich zur Auffindung und Zusammensetzung des Stoffes nöthig hätte, erlaubt mir nur schwache Umrisse zu liefern. Möge indeß der Wille Gottes geschehen! Ich würde sehr elend sein, wollte ich mein Urtheil mit Gewalt geltend machen, und ich habe, auch selbst bei diesem Mangel hinreichender Vorbereitung, in Wahrheit süßen Trost und den sichtbaren Beistand Gottes empfunden. Verzeihen Sie mir, wenn Sie hierin Zudringlichkeit und Mangel an Fügsamkeit erblicken. Ich beschwöre Sie aus ganzer Seele, bei Ihren Gedanken an das schwächste Ihrer Kinder Ihr eignes Urtheil zum einzigen und entscheidenden Grunde machen zu wollen. Ich bin glücklich und zufrieden mit jeder Lage, in die der Gehorsam mich bringt. Gott legt mir diese fühlbare Gnade in den Grund meines Herzens."

Aber die bereits geernteten Früchte widersprachen diesen so bescheiden vorgebrachten Befürchtungen. Der P. General glaubte deßhalb, daß Ravignan fortfahren könne, seine doppelte Bürde zu tragen; dieser gehorchte und bemühte sich, es selbst zu glauben.

Dieser hervorragende Mann wurde wie ein Kind, wenn es galt, um Rath zu bitten oder solchen anzunehmen. Er schrieb einige Male in die Schweiz an seinen verehrten P. Godinot, und der weise Greis antwortete ihm mit einer Einfalt, ebenso würdig des Lehrers, wie des Schülers: „Gott sei gelobt! ich theile Ihre Ansicht, daß Sie viel dem Gebet schulden; und ich halte dafür, daß es wiederum Gebet ist, das Sie Ihrer nächsten Predigtreihe voranschicken müssen, sei es um dieselbe vorzubereiten, sei es um sie zu halten. Ich thue dasselbe meinerseits, und werde dies, mein sehr lieber Pater, für Sie immer thun."

Doch das oberste Orakel des P. von Ravignan war zu Rom. Die Thatsache selbst bestimmt mich, hier eine jener hohen und heiligen Freundschaften zu entschleiern, wie sie allein das Ordensleben zeigt. Der französische Jesuit hatte, besonders seit seiner italienischen Reise in seinem General mehr als einen Vater gefunden; beide hatten denselben Geist an derselben Quelle geschöpft; der P. Roothaan und der P. von Ravignan waren Eins geworden durch die

Exerzitien des hl. Ignatius. Mit tiefer Rührung habe ich all die väterlichen und kindlichen Briefe durchlesen, welche sie während zwanzig Jahren mit einander wechselten. Ich möchte wahrlich dem ganzen Jahrhundert die Geheimnisse dieser so intimen und so frommen Correspondenz offen darlegen können; die Welt würde dann endlich einmal begreifen, wenn sie überhaupt fähig wäre, irgend etwas von göttlichen Dingen zu begreifen, welcher der Geist der Gesellschaft Jesu ist.

Zunächst versäumte Ravignan niemals, alljährlich dem P. Roothaan den ausführlichen Plan seiner nächsten Conferenzen zu unterbreiten, um dazu schon im Voraus, wie die Billigung seines Richters, so die Segnung seines Vaters zu erhalten. „Darf ich es wagen, schrieb er ihm, Ihrem Interesse diese schwachen Entwürfe zu empfehlen? Wie oft seufzte ich bei ihrer Anfertigung nach der Rückkehr so vieler verirrten Seelen, die ich vor mir haben werde! Das Werk ist schwierig, die Zeiten merkwürdig, die Geister absonderlich krank, das Werkzeug arg ungeschickt und der Hülfe bedürftig; allein es vertraut auf den Herrn." 1837 antwortete ihm P. Roothaan: „Ihr Plan für die Conferenzen ist gut entworfen als eine Vorbereitung auf das Evangelium für die gegenwärtige Generation. Indessen, Sie müssen auch zum Herzen reden, besonders beim Schlusse, um die Predigten, welche sich nur an den Geist zu wenden scheinen, auch praktisch zu machen."

Wie ein Sohn vertraute Ravignan ihm auch seine innern Prüfungen, seine hl. Traurigkeit, seine apostolischen Projecte an; Roothaan beruhigte, tröstete, ermuthigte ihn, wie ein Vater. „Ich begreife gern, ermahnte er ihn, daß es Sie zu einer andern Art von Predigten hinzieht, und ich freue mich darüber; doch auch die heiligsten Neigungen müssen oft dem Willen Gottes geopfert werden. Muth, mein lieber Pater, und großes Vertrauen auf Gott, auf Gott allein; denn opus est Dei quod agitis." [1])

---

[1]) Es ist das Werk Gottes, woran Sie arbeiten.

Ein andermal schrieb er ihm: „Ach! mein theurer Pater, wie oft fühle ich mich gedrängt, Sie zu beklagen! Mir scheint, ich sehe Ihr Herz durchbohrt, gebrochen von Schmerz darüber, daß es Ihnen nicht gelingt, in so viele Herzen jener Nadel der Furcht Gottes Eingang zu verschaffen, des einzigen Mittels, sie wieder mit ihrem letzten Ziel und Ende zu verbinden. Aber nein, diese harte Arbeit ist nicht unfruchtbar. Dafür, daß der Arbeiter nicht allsogleich die Freude zu erndten genießt, wird er nur um so reicher belohnt werden bei dem Herrn der Erndte."

Der Rath, die Conferenzen zu publiziren, begegnet uns schon im Jahre 1838: „Ich hoffe sehr, schrieb ihm der P. General, daß sie dereinst gedruckt werden; denn so große Arbeit, um nur einmal gehört zu werden, das wäre wahrlich zu viel." Man sieht, von Seite des Vaters war dies nur ein Wunsch; aber man fühlt zugleich, für den Sohn war es ein Befehl. So versteht man im Ordensleben Autorität und Gehorsam.

Diese Briefe des P. Roothaan sind alle französisch geschrieben, denn er kannte alle Sprachen Europa's, wie seine Muttersprache. Doch, was ich bewundere und was ich liebe, ist nicht in dem Einen der Philolog, in dem Andern der Redner, sondern es ist in beiden der Ordensmann. Ich kenne z. B. nichts, was mehr den Geist des Evangeliums athmete, als folgender Brief des Vaters an seinen Sohn: „Ach! wie liebe ich Sie doch stets mehr und mehr, mein guter Pater, und wie segnet auch der Herr Sie und Ihre Arbeiten! Und zugleich gibt er Ihnen, mein vortrefflicher Pater, was kostbarer ist, als alle Erfolge: die Gnade, nicht zufrieden zu sein mit Sich Selbst. Das ist das donum donorum. Wenn es uns gelingt, den Willen Gottes zu thun und uns selbst zu mißfallen, zu arbeiten und zu leiden und keine Ruhe zu finden, als allein in der Barmherzigkeit des Herrn, steht es dann nicht gut, sehr gut? O gewiß, trösten Sie Sich, mein Pater, Sie haben Grund dazu durch die Güte und Barmherzigkeit des Herrn. Gern möchte ich noch länger reden mit meinem lieben Pater von Ravignan, doch . . . Adieu, mein guter Pater, ich umarme Sie."

Dieselbe Correspondenz liefert uns auch verschiedene Einzelnheiten über die Geschichte der Conferenzen von Notre-Dame. Denn bevor der Ordensmann sich für die folgende Predigtreihe Rathschläge ausbat, unterbreitete er seinem ersten Obern alljährlich die bescheidene Rechnungsablage des eben vollendeten Werkes. Diese Mittheilungen sind um so kostbarer, als uns Ravignan darin sein Herz offenbart, indem er uns sein Apostolat erzählt. Dabei zeigt uns die Einfachheit, und manchmal sogar die Nachlässigkeit des Stils nicht nur die Ungenirtheit der Vertraulichkeit, sondern auch die unaufhörlichen Geschäfte eines Mannes, der, durch seinen Eifer verzehrt und von allen Seiten gedrängt, keine Zeit findet von sich selbst zu reden. Nach dem ersten Cyclus der Fastenpredigten von 1837 schrieb er: „Wollen Sie, mein hochwürdiger Vater, von Seiten des letzten Ihrer Kinder, den Ausdruck lebendiger und tiefer Dankbarkeit genehmigen. Meine schwachen und elenden Arbeiten verdienen gewiß keine Belohnung, und Gott ist mein Zeuge, daß ich auch in meinem Herzen keine andere suche, als seinen göttlichen Willen. Dennoch schenkt er mir eine gar süße, die mir lieber ist, als alle andern, nämlich den Gedanken, daß Ihnen dadurch ein kleiner Trost zu Theil werden konnte. Ich erhebe meine Seele zu Gott, um ihn dafür zu preisen, und zugleich mich zu demüthigen im Hinblick auf seine Güte.

„Einige Früchte zeigten sich in Notre-Dame, doch, so viel ich beutheilen kann, in kleiner Anzahl im Verhältniß zur Masse der Zuhörer. Ich für mein Theil war Zeuge glücklicher Bekehrungen von Jünglingen und Männern. Die Gebete waren mächtig. Ich fühlte ihre Wirkung und die Gnade, die mich unterstützte. Denn was ist es, das ich gethan habe im Vergleiche zu dem, was ich hätte thun können?

„Gewisse Vorurtheile erwarteten mich beim ersten Auftreten; der unglaubliche Einfluß des Talentes meines Vorgängers machte meine Stellung unsicher und schwierig; doch ich kam vertrauend und betend, und Gott bildete zwischen einem unermeßlichen und imposanten Auditorium und seinem

schwachen Werkzeuge beständige Beziehungen des Wohlwollens und des Beifalls. Alsdann konnte ich Alles sagen mit der Freimüthigkeit und der Kraft des Glaubens."

Vor einer Versammlung, wie die in Notre-Dame, hatte er erst Philosoph sein müssen, ehe er das Recht erlangte, Apostel zu werden. Deßhalb wählte er zum Gegenstande für das erste Jahr eine Art von katholischer Philosophie der Geschichte, welche in großen Zügen den Kampf des Irrthums mit der Wahrheit darstellte. Diese Idee, ähnlich derjenigen, welche die „Stadt Gottes" hervorgerufen hatte, wurde fortgesetzt in der Predigtreihe des Jahres 1838 durch die Erklärung der Fundamental-Dogmen, zunächst von der göttlichen Persönlichkeit und Thätigkeit gegen die Abstraktionen der Pantheisten, den flachen Deismus nnd den Fatalismus; sodann von der Freiheit, der Unsterblichkeit der Seele und dem Ziel und Ende des Menschen gegen den Materialismus. So mußte er zu den ersten Principien zurückgehen, um den eingeschlafenen Glauben wach zu rufen, und die von tausend Irrthümern entstellten Dogmen wieder herzustellen. Einige seiner Zuhörer gingen denn auch von da an weiter bis zu den letzten praktischen Consequenzen, so daß Ravignan schon jetzt tröstliche Bekehrungen melden konnte. Zu Ende der Predigten von 1838 schrieb er:

„Die Theilnahme war eine ungemein zahlreiche und sehr bedeutende durch das Ansehen einer großen Zahl hervorragender Persönlichkeiten, gewesener und activer Minister des Königs, Pairs, Deputirten, Academiker, vornehmen Protestanten, Fremden von Rang und eine Masse von jungen Leuten.

„Es gab Beifall, der manchmal zu laut bezeugt wurde, auch einige Bekehrungen, aber in geringer Anzahl. Bei alle dem kein Zeichen des Mißfallens, weder in den Journalen noch im Auditorium. Gott sei dafür gelobt!

„Ich mußte mit vielen und sehr bekannten Leuten Beziehungen eingehen. Herr von Chateaubriand hat mich besucht; man hat mir zwei Zusammenkünfte mit Herrn von Lamartine verschafft; Aerzte und Gelehrte baten mich um

Gelegenheit zum Sprechen; einige beichteten. Wie sind so viele große Männer doch so unwissend im Glauben und krank am Geist und Herzen!

„Gott hat mir geholfen, ich habe seine Gnade gefühlt, wie auch die Mitgift der Gesellschaft und den Beistand des Gebetes. Von den Journalen hatte ich verlangt, daß keines Stenographen schicke, damit nicht mein Text entstellt und so der Oeffentlichkeit preisgegeben werde.

„Ueber all dieses, mein hochwürdiger Vater, wollen Sie mir Ihre Ansicht, Ihren Rath sagen; das wird mich glücklich machen und ist mir nöthig."

Von Rom aus spendete P. Roothaan diesem ersten Erfolge seinen Beifall; aber seine Freude war unermeßlich, als der Redner glaubte, nun auch den Namen Jesu Christi aussprechen zu können und dadurch zwar Philosoph zu bleiben, zugleich aber auch eigentlicher Verkündiger des Evangeliums zu werden. Nach den Conferenzen von 1839 schickte ihm Ravignan, von Arbeit überhäuft, folgenden in großer Eile geschriebenen Brief:

„Gott hat mir wieder geholfen, und ich würde wirklich undankbar sein, wenn ich in der nun zurückgelegten Bahn nicht Seine Gnade und Seine ganz besondere Thätigkeit anerkennen wollte.

„Unterstützt von dieser Gnade konnte ich frei von dem positiven Glauben reden, hatte ich das Glück, beständig von unserm Herrn zu sprechen und meine Worte stets mit Zustimmung hören zu sehen.

„Einige sind zu Gott zurückgekehrt; die Jugend der Schulen und der höhern Classen der Collegien scheint gute Eindrücke empfangen zu haben.

„Ich bitte Gott, diese Mission zu segnen, wenn dies zu Seiner Ehre gereicht. Die Gesellschaft besonders ist meine innere und äußere Kraft.

„Herr Walkenaër, ein ausgezeichneter Gelehrter, Mitglied des Instituts und Schriftsteller, hatte mich im vorigen Jahre aufgesucht, doch wir waren nicht zu Ende gekommen. Jetzt kehrte er zurück. Vierzig verlorene Jahre, wie alle Welt sah und wußte, wurden wieder gut gemacht, das

Glaubensbekenntniß öffentlich abgelegt in Gegenwart der Gelehrten des Tages. Beicht, Communion, Alles wurde abgemacht. Ich sah ein ungewöhnliches Genie zurückkehren und schmecken, wie schön der Glaube, und wie süß der Herr ist.

„Ein Doktor der Medizin, sehr unterrichtet und viel und weit gereist und geschifft, verlangte mich zu sprechen; die Gnade wirkte in ihm gar stark; heute ist er ein eifriger Christ: seine ganze Jugend war weit von Gott und in den thörichten Träumereien des Tages vergeudet worden.

„Ein reicher Protestant mit protestantischer Frau und Familie hatte mich im letzten Jahre gehört; dieses Jahr wurde er von der Gnade gedrängt, war aber noch gefesselt. Ich kam auf den Gedanken, ihm zu rathen, ohne Weiteres eine Beicht zu versuchen; diese Idee jagte ihm einen Schauer ein. Indeß, er entschloß sich dazu; ich lehrte ihm das Zeichen des Kreuzes u. s. w. Nachher fällt er mir um den Hals, in Thränen gebadet, drückt mich an sich, wie außer sich: es war eine der rührendsten und lebendigsten Bekehrungen. Alles war bestimmt und im Geheimen vorbereitet, ohne Wissen seiner Frau. Indeß vor der Abschwörung glaubte der Mann ihr frei eröffnen zu müssen, was geschehen, und was er nun zu thun im Begriffe war. Seine Frau billigt es, freut sich selbst über alle Hoffnung, gibt sich an's Lesen, und ich hoffe, daß auch sie sich bald bekehren wird.

„Ich habe eine Engländerin von neunundzwanzig Jahren getauft, die nie dies Sakrament empfangen hatte, und die sich ebenfalls auf eine sehr rührende Weise zum katholischen Glauben bekehrte.

„Ein anderer Engländer von hohem Rang (ich muß seinen Namen auf sein Verlangen verschweigen) kam oft zu mir. Im Grunde ist er überzeugt, aber große Hindernisse von Seiten seiner Familie halten ihn noch zurück. Wir haben uns gegenseitig eine regelmäßige Correspondenz zugesagt.

„Viele tröstliche Briefe habe ich erhalten, keinen anonymen oder kränkenden. Einen sehr schönen habe ich im Na-

men der Studenten der Philosophie vom Lyceum St. Louis in Paris bekommen. Die Vorsteher und Professoren der Universität führten fast alle ihre Zöglinge der Philosophie zu den Conferenzen, und es schien, als wenn ein guter Einfluß die Folge gewesen wäre. Zwanzig Zöglinge der großen Universitäts-Normalschule von Paris sind seit ein oder zwei Jahren praktische Christen; und sie und andere folgen mit Interesse den Conferenzen. In der Schule spricht man davon im guten Sinne.

„Ich könnte eine gewisse Zahl von Generalbeichten und Bekehrungen zu Gott aufzählen, welche nach mehr oder weniger langen Verirrungen von Seiten solcher Personen erfolgt sind, die alle eine sichere soziale Stellung haben.

„Herr von Chateaubriand hat dieses Jahr öffentlich seine Ostern gehalten; er kam wiederholt zu mir und sprach von seiner großen Osterhandlung.

„Aber welche Masse, welche Masse habe ich außerhalb der Wahrheit gelassen, für die ich nothwendigerweise durch meine Sünden, meinen Stolz und meine Fehler ein Hinderniß sein mußte! ich klage mich noch nicht genug darüber an; ich demüthige mich dafür vor Gott und vor Ihnen. Würdigen Sie Sich, mich zu tadeln und mich zu strafen."

Der P. General antwortete: „Als ich Jesum Christum und das Kreuz sah, erkannte ich gleich meinen lieben P. von Ravignan, den treuen Jünger des heil. Ignatius und der Exercitien. Daß Sie den anbetungswürdigen Namen Jesu Christi ausgesprochen haben, ohne verhöhnt worden zu sein, das ist viel, ohne Zweifel." Zugleich aber, nach dem von Frankreich erhaltenen Bericht zu urtheilen, hätte P. Roothaan mehr Kraft und Innigkeit in den praktischen Schlußfolgerungen gewünscht. P. Ravignan erklärte die Gründe, welche ihn zwangen, diese Folgerungen nicht weiter zu treiben, wie folgt:

„Mein hochwürdiger Vater, endlich kann ich ihnen ausdrücken, wie sehr ich gerührt und dankbar bin für die Bemerkungen, welche Sie mir zu machen die Güte hatten. Indeß bin ich der Wahrheit die Erklärung schuldig, daß

Ihre Ermahnungen über diesen Punkt mir gegenwärtig waren.

„Hier in aller Einfachheit meine Geschichte: Bischöfe, Groß-Vicare, erleuchtete Priester, unsre Patres, ausgezeichnete und christliche Männer wurden in einer Weise gefragt, daß sie alle Freiheit sich auszusprechen hatten, schienen mir aber doch der Meinung zu sein, daß ich hinlängliches Gewicht auf den Schluß lege, daß noch weitergehen, der Sache Gewalt anthun und das quod decet übertreiben hieße.

„Ich für mein Theil kann hinzufügen, daß ich mich nicht gedrungen fühle, wie mir vor Gott scheint, mehr für die großen Wahrheiten und das praktische Resultat zu thun und zu sagen; daß ich dazu die Gelegenheit benutze je nach den verschiedenen Umständen; daß ich sonst der innern Leitung, die ich mit reinem Willen im Gebete suche, Gewalt anthun würde. Auch glaube ich, es weniger an mir fehlen zu lassen, als es nach den öffentlichen Berichten den Anschein hat, die ich sehr wenig billige, und die weder das Resultat noch die Reihenfolge meiner Ideen wiedergeben.

„Nun möge Ihre väterliche Autorität entscheiden, und ich werde inständig von Gott mir die Gnade erbitten, besser gehorchen zu lernen."

Das Auditorium von Notre-Dame war in Paris besser bekannt, als in Rom; daher glaubte der Redner, den P. General mehr und mehr darüber aufklären zu müssen. Wirklich sehen wir ihn auch auf diese Frage zurückkommen in dem folgenden Briefe, den er am Schluß der Predigten von 1840 schrieb; das Resultat der letzteren schien ihm nicht zu erheischen, allzu ungestüm auf das verlangte Ziel loszugehen: „Haben die Conferenzen von diesem Jahre einige Frucht hervorgebracht? das frage ich mich vor Gott, und ich weiß nicht recht, was antworten. Ich habe so obenhin mit ja antworten hören, daß das Auditorium christlicher geworden scheine, daß mehr Männer ihr Ostern gehalten hätten. In meinem eigenen Kreise hatte ich numerisch weniger Bekehrungen, als die frühern Jahre. Zwei oder drei Männer, noch dazu wenig hervorragend, sind freimüthig zur Ausübung des Glaubens zurückgekehrt; einige andere wurden

zwar erschüttert, blieben aber zurück; eine protestantische französische Dame wurde mit ihrem jungen Sohne katholisch: das ist Alles, was Gott mir zu schicken sich gewürdigt hat. Ich demüthige mich tief wegen der Hindernisse, die ich dem Guten in den Weg lege, doch verliere ich nicht den Muth.

„Man findet indeß zu Paris, daß diese regelmäßige, in jedem Jahre wiederkehrende Vereinigung von Männern günstige Resultate für die Religion hervorbringt, und ich glaube, man kann hinzufügen, auch für die Gesellschaft. Die Jugend der Schulen und der Welt zeigt mir Achtung und Vertrauen. Mir scheint, ich habe das Recht, ihr die ganze Wahrheit zu sagen; gleichwohl glaube ich bemerkt zu haben, daß meine Bemühungen für thätiges Christenthum kein einziges vollständiges Echo gefunden haben."

Es gehörte in der That längere Zeit dazu, die Seelen von der Ueberzeugung und Sympathie zur thätigen Ausübung der Religion übergehen zu lassen. Die Conferenzen von vier Jahren bereiteten langsam die spätern großen Resultate vor; des Redners Wort beherrschte mehr und mehr ein Auditorium, welches jeden Tag zahlreicher, gewichtiger und gewählter wurde. Da endlich, nachdem er sich hinlänglich Meister der Situation wußte, that er dem Verlangen seines apostolischen Herzens Genüge: das Wort Retraite wurde ausgesprochen.

Seit seinem ersten Auftreten in Notre-Dame hatte P. von Ravignan die Retraite als die nothwendige Krönung der Conferenzen in Aussicht genommen. Die Klugheit hatte ihm Warten zum Gesetz gemacht; allein im Jahre 1841 schien ihm die Stunde Gottes gekommen. Doch um nicht das alte Werk den Zufällen des neuen zu unterwerfen, war er entschieden, wenigstens für den ersten Versuch, das eine vom andern zu trennen, und diese Trennung selbst durch die Verschiedenheit des Ortes anzudeuten. Lassen wir den Mann Gottes aus der Fülle seines Herzens die Früchte dieses neuen Apostolates erzählen:

„Man war den Conferenzen mit gewohntem Wohlwollen und Eifer gefolgt. Die Idee, mit der Retraite zu schließen, war schon vor fast fünf Jahren in mir aufgestie-

gen, beinahe seit dem Beginne meiner Conferenzen in Notre-Dame. Bis jetzt schien der geeignete Moment noch nicht gekommen. In diesem Jahre aber, gegen Mitte der Fastenzeit, bat ich den Herrn Erzbischof um Erlaubniß, und erhielt von ihm volle Freiheit zum Handeln.

„Es schien mir klug, vorher nichts verlauten zu lassen, auch in einer kleinen Kirche zu beginnen. Man gab mir die Abtei aux Bois, die, gedrängt voll, tausend bis zwölfhundert Menschen fassen konnte. Für den Fall einer Ueberfüllung sicherte ich mir die große und schöne Kirche von St. Eustache. St. Sulpice hatte man mir versagt.

„Am Palmsonntage kündigte ich dann zu Notre-Dame vor der Conferenz, für die heil. Woche eine Retraite für Männer an: jeden Abend um acht Uhr bis zum Charsamstag inclusive eine Belehrung.

„Am heil. Montag-Abend begab ich mich gegen sieben und einhalb Uhr zur Abtei aux-Bois. Ich fand eine ungeheure Menge und Ueberfüllung, doch keine einzige Frau, da ich sie alle ausgeschlossen hatte. Beinahe seit zwei Stunden war alles angefüllt, und schon über hundert Personen hatten sich, da sie nicht eindringen konnten, zurückgezogen. Mein Weg führte durch das Schiff der Kirche, ich konnte nicht passiren. Man erkannte mich, man bat mich inständig, doch ohne Tumult, anderswohin zu gehen. Ich versprach es. Von der Kanzel aus war ich erstaunt über diesen Zusammenfluß von Männern, fast alle jung, die Eingänge, die Altäre anfüllend, und ohne Unordnung.

„Nachdem ich sie lebhaft willkommen geheißen, bezeichnete ich ihnen St. Eustache für den folgenden Tag; dann forderte ich sie auf, sich alle zu erheben, um zu beten. Sie standen auf, wie Ein Mann, wir sprachen das Veni creator, und die Belehrung begann über die Worte: Venite seorsum, et requiescite pusillum. [1]) Ich empfahl ihnen Allen, zum Segen zu bleiben. Alle blieben. Tags darauf war St. Eustache schon von 3 Uhr an gedrängt voll und an den folgenden Tagen kam man sogar noch früher.

---

[1]) Kommet abseits und ruhet ein wenig.

„Mein Herz ist voll Dankbarkeit gegen Gott: Seine Hülfe hat sich offen gezeigt. Ich weiß nicht, ob jemals ein ähnliches Auditorium von Männern gesehen worden ist: das Eisenwerk der Thüren, die Füße der Pfeiler, Gitter — an alles hatten sich Menschen gehängt; Schiff und Seitenschiffe waren überschwemmt und gedrückter voll, als gut war; und dabei das tiefste, ehrfurchtsvollste Stillschweigen. Keine einzige Unordnung, keine Polizei. Drei bis vier Tausend Männerstimmen sangen das Miserere und Stabat. Tief hat mich dieses Schauspiel ergriffen.

„Gleich von vornherein habe ich mich der ganzen Freimüthigkeit apostolischer Sprache bedient und gerade heraus gesprochen von der Sünde, der Hölle, der Beicht u. s. w. Ich hatte meine Wohnung angegeben und täglich sechs Stunden bestimmt, die ich den mich besuchenden Männern widmen wolle; sie kamen in Masse. Sechs bis sieben Stunden täglich die ganze Woche hindurch habe ich Beicht gehört, junge Männer, alte Männer, vornehme und geringe, alle sehr im Rückstand. Gott hat mich getröstet. Die Gebete, welche von allen Seiten für dies Werk dargebracht wurden, haben sichtbar gewirkt. Eine gewisse Bewegung war in Paris nicht zu verkennen: überall mehr Ostercommunionen, unsere Patres mußten weit mehr Männer Beicht hören. Ich habe keinen Einzigen zurückgewiesen und bin noch immer nicht zu Ende. Viele kamen, um mir Zweifel vorzutragen, und ich antwortete ihnen: „Gewiß, glauben Sie mir, es gibt ein Mittel dagegen: knieen Sie Sich dorthin. Und Alle, ein Einziger ausgenommen, haben gebeichtet.

„Am Charfreitag war ich von der Rede über die Passion erschöpft: den folgenden Tag hatte ich keine Stimme mehr. Ich konnte Charsamstag den Schluß der Retraite nicht halten. Der Pfarrer von St. Eustache hatte den glücklichen Einfall, auf die Kanzel zu gehen und das Stück Brief vorzulesen, das ich ihm dieserhalb geschrieben hatte. Alles ging gut vorüber, die Menge blieb zum Segen und verlief sich dann.

„Viele drängten mich wegen einer allgemeinen Commu-

nion in der Metropole. Ich hatte auch daran gedacht, allein nach reiflicher Ueberlegung glaubte ich, für dieses Erstemal sei es besser, dies Verlangen unbefriedigt zu lassen und für nächstes Jahr aufzusparen.

„Ich habe eine ziemliche Anzahl der rührendsten Briefe von Männern erhalten, die zu Gott zurückgekehrt waren und sich zur Beicht an Andere gewandt hatten. Wir Alle hier waren voll Freude. Der Herr Erzbischof war entzückt.

„Ich hoffe, mit der Gnade Gottes können wir nächstes Jahr dieses wichtige Werk wieder aufnehmen und erweitern.

„Gott hat mich sichtbar gestärkt; ich hatte mir nur einige unzusammenhängende Bemerkungen gemacht, die ich kaum durchzusehen die Zeit hatte. Was ich alles für harte Wahrheiten gesagt habe, macht mich selbst erstaunen. Eure väterliche Liebe wird uns helfen, dem Herrn zu danken."

Bei diesen Nachrichten zittert P. Roothaan vor Freude; doch alsbald wendet sich seine Demuth an die des Ordensmannes: „Welches Glück! schreibt er, tausendmal Deo gratias. Ja, mein Pater, Gott hat Ihnen sichtbar beigestanden, wie Sie sehr richtig sagen. Ich habe so gern das Wort des heil. Petrus bei Gelegenheit des wunderbaren Fischfangs: Gehe weg von mir, Herr, denn ich bin ein sündiger Mensch. Eine neue Gnade besteht darin: Ne dona Dei nos extollant." [1]) P. Ravignan zögerte nicht zu antworten: „Ach! nein, ich verdiene durchaus nicht weder Ihre Güte, noch eine von den Gnaden Gottes, und wohl verpflichtet mich die Wahrheit, zu sagen: Exi a me, Domine, quia homo peccator sum. [2]) Gewiß, ich fühle die Gewalt des Satans ganz anders, als der Apostel, d. h. mit meiner ganzen persönlichen Schwachheit. Mir kostet es keine Mühe, mich zu demüthigen, ich habe noch keinen Augenblick an meine eigene Ehre gedacht: Gott war zu sichtbar. Und dann, was habe ich auch gethan? Viel Böses."

---

[1]) Daß die Gaben Gottes uns nicht aufblähen.

[2]) Weiche von mir, o Herr, weil ich ein sündiger Mensch bin.

Das Werk schien hiemit gesichert; auch im folgenden Jahre wurde die Retraite gehalten, und zwar an dem Orte, wohin sie naturgemäß gehörte, und sie blieb nun für die Zukunft mit den Conferenzen als deren nothwendige Ergänzung verbunden.

Am Ende der Fastenzeit von 1842 schrieb P. von Ravignan Folgendes: „Nie waren die Conferenzen mehr besucht; ebenso beträchtlich war der Zusammenfluß Abends und Mittags bei der Retraite. Der Abend war für die Männer, die stets trotz der unermeßlichen Menge durch ihre Haltung und Sammlung erbaut haben. Der liebe Gott hat sich sichtbar gezeigt; man konnte den Eindruck einer außerordentlichen Gnade gleichsam fühlen. Die Bekehrungen von Männern aus der großen Welt waren sehr zahlreich. Ich für mein Theil habe sieben und achtzig Generalbeichten gezählt. Endlich haben wir auch zu Paris eine allgemeine Communion von lauter Männern in der Metropole zu Stande kommen sehen. Das war eine wunderbare Ceremonie, die alle Welt, beiwohnende und communizirende, tief gerührt hat. Von dem Gitter des Chors, wo ich die heil. Communion reichte, bis unter die Orgel war das ganze Schiff voll von Männern, alle aus den reichen und wohlhabenden Ständen und aus den Schulen."

Wie im Jahre 1841, so schloß der Apostel von Notre-Dame auch diesen Brief mit der Erklärung, daß er sich leicht von der Versuchung zu eitler Ehre habe frei halten können, da bei dem ganzen Werke das alleinige Wirken Gottes zu sehr in die Augen fallend gewesen sei. In den folgenden Jahren erstattete er seinem General Bericht von gleichen Erfolgen mit gleicher Bescheidenheit: „Dank den Gebeten und der göttlichen Hülfe sind auch in diesem Jahre die Conferenzen von Notre-Dame und die Retraite gesegnet worden. Meine Dankbarkeit ist ebenso tief, wie das Gefühl meiner Unwürdigkeit. Ich wage Ihr Erbarmen vor Gott für mein Elend anzurufen, und Sie, obgleich als unwürdiges Kind, um Antheil an Ihren Gebeten und heil. Opfern zu bitten."

Ravignan hatte zuerst drei Retraiten zugleich unternommen und durchgeführt: eine für das Volk um sieben Uhr Morgens, eine andere für die Damen um ein Uhr, und eine dritte endlich für die Männer um sieben Uhr Abends. Doch die Aufgabe zeigte sich bald als übermenschlich. Deßhalb ließ er in den vier folgenden Jahren die Exercitien am Morgen ausfallen. Die zweifache Bürde, welche er beibehielt, wäre noch für Manchen zu schwer gewesen. Denn es ist gewiß nicht leicht, zwei verschiedene Retraiten neben einander abzuhalten; man muß wohl Herr seiner Selbst sein, um nicht durch die Theilung zu verlieren. So verschiedene Auditorien verlangten auch sehr verschiedene Themata.

Die hohe Gesellschaft übrigens fluthete jedesmal in den weiten Raum; die Equipagen bedeckten in langen Reihen den Platz von Notre-Dame und alle umliegenden Straßen, und man konnte für diese Zeit sicher auf eine Verminderung der Promenade von Longchamp [1]) rechnen.

Um durch Kommen und Gehen eine Zeit nicht zu verlieren, die den Seelen zu gut kam, und um noch besser und leichter aller Welt zugänglich zu sein, verließ P. von Ravignan während der ganzen Dauer der doppelten Retraite seine Zelle, und ließ sich auf dem Schauplatz seiner apostolischen Thätigkeit selbst nieder. Der Canonicus Surat, Erzpriester der Metropole, bot ihm mit großer Liebenswürdigkeit seine Gastfreundschaft an, die Ravignan mit eben solcher Dankbarkeit annahm. Einmal hier eingezogen, gehörte dann der Mann Gottes ganz den Seelen an, ertheilte ohne Unterlaß, nach geschehener Beicht, Verzeihung, und damit jenen Frieden, der die Gnade begleitet.

Ich will hier nicht eine Beschreibung der schönen Ceremonien geben, die P. von Ravignan eingeführt, und die wahrhaft christliche Manifestationen waren. Wer am Anfang der abendlichen Exercitien gehört hat, wie der Bußpsalm abwechselnd von Kinderstimmen und von der Stimme des ganzen Volkes gesungen wurde; wer am Charfreitag

[1]) Gewöhnliche Promenade der vornehmen Welt in Paris.

gesehen hat, wie, nach einer Rede über die Passion, würdig der eines Apostels, die Prozession der heil. Reliquien sich mitten durch die gedrängten Reihen zog, und wie diese sich vor ihr neigten; wer zumal jener Oster-Communion beigewohnt hat, wo dreitausend Männer, die Demuth im Herzen und einen heil. Stolz auf der Stirne, in der schönsten Ordnung sich dem Heiligthum näherten, wo der erste Pfarrer der Diözese und der Redner von Notre-Dame sich in die Freude theilten, ihnen das Brod der Engel zu spenden, — der wird sagen können, daß es auf Erden kein Schauspiel gibt, welches des Himmels würdiger wäre. Die alte Metropole, Zeuge von so viel gottlosen Scenen und weltlichen Feierlichkeiten, sah damals Tage, die sie trösteten über ihre Herabwürdigung, und sie an ihre herrlichsten Festtage erinnerten. Wer aber könnte sagen, in welchem Maße diese so durch und durch katholischen und fast nationalen Demonstrationen Einfluß geübt haben auf das mitlebende Geschlecht? Gott allein, gewiß, wird als gerechter Abwäger der Werke den Antheil des Verdienstes kennen, das davon dem Gründer der Retraiten von Notre-Dame zukommt.

Kaum war indeß diese Predigtreihe geschlossen, so verschwand der Ordensmann, kehrte zurück in seine liebe Zelle und schlug sich an die Brust als ein unnützer Knecht; während die Stimme des Bischofs dem Gedanken des Volkes Ausdruck lieh, und ihn öffentlich nannte: den heiligen Priester, den Engel des Evangeliums, den Apostel von Notre-Dame, den modernen Chrysostomus. In der Stille seiner Einsamkeit hörte er wohl diese Beifallsbezeugungen der Erde, lieh ihnen aber nicht sein Ohr und machte auf keine andere Belohnung für die Arbeit Anspruch, als auf die Gelegenheit zu neuer Arbeit.

So gingen die Conferenzen und Retraiten neben einander fort bis zum Jahre 1846, mit immer wachsendem Erfolge. Dann aber kam eine Krankheit und schloß dem Apostel diese glänzende und arbeitvolle Thätigkeit. Schon vor seiner letzten Predigtreihe in der Metropole fühlte er die Abnahme seiner Kräfte; und man kann sagen, daß

sein Herz mit der Vorsehung zusammenwirkte, um ihn der Kanzel von Notre-Dame zu rauben; alles drängte ihn, andern Händen das Werk zu überlassen, das er aus Gehorsam übernommen hatte. Wohl verdienen seine Gefühle am Ende seines Apostolats von zehn Jahren veröffentlicht zu werden. Am 22. Februar 1846 ergoß er folgendermaßen seine Seele dem P. General:

„Im Begriff, die Conferenzen von Notre-Dame wieder zu beginnen, ist es mir nöthig, sehr auf die Hülfe von Oben und auf den Beistand Ihrer Gebete zu zählen. Ich fühle mich schwächer, übler, als je. Das vorbereitete Material scheint mir schlecht gewählt, schlecht dargestellt. Ich sage mir selbst, in aller Ruhe, daß ich verbraucht sein muß. Ich bin nicht gerade niedergeschlagen, wie mir scheint, aber ich finde mich nicht recht im Zuge, wie man sagt. Doch bei alledem beunruhige ich mich keineswegs, nicht genug vielleicht, und ich bin nur zu gleichgültig in Betreff des Erfolges. Sollte Gott mir seine Gnaden entziehen wegen meiner Unwürdigkeit? Ach! wohl habe ich es verdient.

„Wie dem nun auch sein mag, wäre es nicht an der Zeit, nach diesem Jahre die Kanzel von Notre-Dame zu verlassen? Sind zehn Jahre nicht eine vollständig durchgemachte Carriere? Sollte die Abnahme der Lust und des Eifers bei mir nicht ein Wink der Vorsehung sein? Dazu kommt, daß der Aufenthalt in Paris mich ermüdet und meine Seele bedrängt; sie erleidet dabei immer geistigen Schaden. Ich habe dort nicht mehr den Eifer (wenn ich ihn je gehabt habe), der genügen könnte. Ich bin hier in Wahrheit zu gar wenig mehr gut. In der Provinz könnte ich noch einige Jahre hindurch einer mehr nützlichen und mehr apostolischen Predigtweise obliegen. Und dann, ich bin fünfzig Jahre alt, und habe immer vor Gott Verlangen gehabt, frühzeitig die Thätigkeit der Kanzel zu beenden. Dabei widerstehe ich jedoch dem Zuge zur Einsamkeit und sitzenden Thätigkeit, da er mir von der Natur herzurühren scheint. Aber Ihrer väterlichen Liebe überlasse ich alle diese Dinge mit kindlicher Ergebung.

Mit Freude werde ich den Theil ergreifen, den der Gehorsam mir zuweist."

Obgleich dieser Brief so unterwürfig war, machte er doch dem Gehorsam des Ordensmannes und dem Eifer des Apostels Unruhe. Er schrieb von Neuem:

„Ich habe fast Gewissensbisse, daß ich zu meiner demnächstigen Erleichterung beigetragen haben könnte. Habe ich vielleicht dem Bewußtsein meiner Schwäche nachgegeben? Habe ich es an Vertrauen fehlen lassen und mich der Hülfe von Oben wegen meiner Sünden unwürdig gemacht? Ist es wohl meine Sache, die Kanzel zu verlassen, oder doch wenigstens zu suchen, sie zu verlassen, weil dieses Amt mühsam und gefährlich ist? Alles dies beunruhigt mich und macht mich unsicher. Gewiß, ich weiß nichts, das ich mir hiebei erbitten möchte. Nein, ich verlange nichts, weder für, noch wider. Sehen Sie zu und urtheilen Sie. Ich erwarte Ihre Befehle, alle Ihre Befehle mit der tiefsten Ehrfurcht und der zärtlichsten Liebe."

Der P. General ließ der demüthigen Bitte Gerechtigkeit widerfahren und antwortete: „Sie haben ein wenig Ruhe nur zu theuer erkauft. Ich halte es daher für angemessen, daß Sie nach der diesjährigen Predigtreihe die Kanzel von Notre-Dame dem Herrn Erzbischof wieder zur Verfügung stellen. Nach einigen Jahren der Unterbrechung können Sie dieselbe wieder besteigen, wenn man sie Ihnen anbietet. Für jetzt jedoch räth die Klugheit, zu pausiren. Ich wünsche, daß Sie die kleine Ruhe, welche Ihnen dadurch zu Theil wird, der Durchsicht und Veröffentlichung Ihrer Conferenzen widmen möchten."

Doch, der Herr Erzbischof von Paris berücksichtigte die Bedürfnisse der Kirche und nahm den Abschied nicht an. Der Ordensmann theilte diesen Willen des Prälaten seinem Superior mit und fügte bei: „Nachdem ich vor Gott die Sache überlegt, nachdem ich gebetet und wiederholt das hl. Meßopfer in dieser Intention dargebracht habe, glaube ich wirklich, daß im Interesse der Religion und der Seelen und im Interesse der Gesellschaft Alles dafür spricht, noch ein Jahr in Notre-Dame auszuhalten. Verzeihen Sie,

mein hochwürdiger Vater, segnen Sie mich, und entscheiden Sie dann; befehlen Sie Alles, was Sie wollen."

Die Conferenzen wurden auch für 1847 zugesagt; sie waren schon vorbereitet, als der Redner fühlte, daß seine Kräfte erschöpft seien; und diese Schwäche offenbarte den Willen des Himmels. Die Aufgabe war erfüllt, der Soldat der Kirche mußte sich ausruhen im Leiden.

Viele Stimmen wurden natürlich über die Conferenzen laut; wir heben jedoch nur eine Kritik heraus, welche geeignet ist, uns die Demuth des Redners zu zeigen, ohne daß sie diese unsre Darstellung beflecken könnte. Wie wir gesehen, hatte P. von Ravignan, um nicht der Oeffentlichkeit überliefert und zugleich durch die Stenographen entstellt zu werden, die Wiedergabe seiner Conferenzen in der periodischen Presse verboten; dazu hatte er ein Recht und auch, wie er glaubte, eine Pflicht. Der Erfolg sollte bald sein Widerstreben rechtfertigen. Er hatte nämlich nur geduldet, daß in zwei religiösen Journalen ein Bericht erschienen war, aber auch dafür jede Verantwortlichkeit abgewiesen. Nun glaubte ein Canonicus aus der Provinz, mehr eifrig vielleicht als gut war, in diesem Berichte den Keim zu allen Häresien und dazu noch den Rationalismus im Prinzip zu erkennen, und hielt es für seine Pflicht, darüber öffentlich Lärm zu schlagen. Die Demuth hat ihre eigne Art, sich zu vertheidigen; auf die Heftigkeit antwortete P. von Ravignan mit Milde:

„Herr Abbé, wenn ich in Betreff des Berichtes meiner Conferenzen geschwiegen habe, wenn ich ein wahres Widerstreben empfunden habe und noch empfinde, mich über diesen Gegenstand mit Ihnen zu unterhalten, so ist daran, wollen Sie es glauben, gewiß nicht irgend ein Grund der Bitterkeit oder Eigenliebe Schuld. Ich lasse, wie Niemand, Ihren gewissenhaften Arbeiten und dem Eifer, der Sie für die reine Lehre kämpfen heißt, Gerechtigkeit widerfahren.

„Aber seit der Wille Gottes mir das Amt der Conferenzen von Notre-Dame auferlegt hat, ist folgendes die Regel, die ich mir unerschütterlich zu befolgen vorgesetzt habe, und die ich, erlauben Sie mir es zu sagen, immer befolgen werde.

„So viel von mir abhängt, werde ich stets Alles thun, die Berichte der Journale zu hindern. Trotz all meiner Bemühungen ist mir dies bis heute nicht gelungen. Ich meine, daß, wenn ich vor dem Herrn Erzbischof von Paris und oft vielen andern Bischöfen, vor den Groß-Vicaren, dem Kapitel, einer guten Zahl ausgezeichneter Priester und vor einer Versammlung von gebildeten Männern rede, alsdann meine Lehre alle nur wünschenswerthe Oeffentlichkeit und Sanction hat. Ich bin ein großer Gegner, ich gestehe es, von dieser modernen Oeffentlichkeit der Kanzelreden durch die Journale. Dagegen habe ich stets aufrichtig die Kritik, den Rath und das Urtheil über meine Lehre von Seiten des Herrn Erzbischofs, von Seiten vollendeter Theologen, meiner Obern und meiner erfahrensten Collegen gesucht, und ich bin es der Wahrheit schuldig zu erklären, daß mir seit vollen sechs Jahren in dieser Beziehung keine einzige Ausstellung gemacht worden ist.

„Ich lege keinen Werth auf das, was die Journale mir in den Mund schieben; ich billige durchaus nicht ihre Berichte; sie geben weder meine Gedanken noch mein Wort wieder. Oft sind sie sehr fehlerhaft, sehr ungenau, entgegen der Wahrheit unserer Lehre und meines Wortes; ich lasse sie gewähren. Ich verantworte nur das, was ich auf der Kanzel gesagt habe. Ich lese nicht einmal diese Berichte, und ich wünschte, daß man dieselben außerhalb Paris ebenso beurtheilen möchte, wie ich sie selbst beurtheile.

„Herr Abbé, ich nehme durchaus keinen Anstoß an dem, was Sie mir zu schreiben für nöthig gefunden haben über meine „befremdlichen Behauptungen," meine „falschen und anstößigen Grundsätze . . . . . welche beim Hören Anlaß geben, sich die Ohren zu verstopfen und beim Lesen sich die Augen zu bedecken und bittre Thränen zu vergießen, . . . diese Irrthümer, so widersprechend der hl. Schrift und der beständigen Lehre der Kirche." Ich will in den Ausdrücken Ihres Briefes nichts sehen, als die Liebe und den Eifer eines Mitbruders; ich danke Ihnen dafür von Grund meines Herzens."

Die Demuth allein genügt oft, die Lage der Dinge um-

zukehren; so hier: der Critiker war ehrlich genug, diesen wahrhaft rechtfertigenden Brief zu veröffentlichen und seine Abbitte beizufügen. Hier seine eignen Worte: „Diese Antwort des berühmten Predigers der Conferenzen von Notre-Dame ist geeignet, uns persönlich mit Scham zu bedecken und zugleich ihm, wir sind davon überzeugt, das beredtste Lob zu spenden, das man nur seiner Demuth und seiner Liebe ertheilen kann."

Es bleibt uns nun, nach diesem schnell hingeworfenen Gemälde, nur noch übrig, im Redner selbst die Ursachen des Triumphes aufzusuchen, den er während dieser zehn Jahre davongetragen hat. Ehemals wurden die Conferenzen des P. von Ravignan nur gehört, heute können sie gelesen werden; mögen also die Professoren der Beredsamkeit dieselben untersuchen und beurtheilen, das gehört in ihr Bereich; uns genügt es, die Art und Weise des evangelischen Arbeiters selbst zu charakterisiren; unsere Arbeit soll weder ein literarischer Aufsatz, noch eine oratorische Studie, sondern einzig der Bericht über ein heiliges und großes Apostolat sein.

Alle Welt ist darüber einig, daß P. von Ravignan ein wirklicher Redner war, allein damit ist nicht gesagt, daß er auch in allen Theilen der Redekunst untadelhaft gewesen sei. So z. B. hätte man weniger Anwendung des Verstandes wünschen können, aber mehr Phantasie, mehr Farbe und mehr Scenerirung. Indeß er war überaus groß in seiner Art; das sei uns genug. Denn wenn dies bei einem Menschen der Fall ist, dann sind die Fehler gleichsam nur Zugaben, die durch die Hauptsache verdeckt werden, nur Schatten, welche die schönen Züge besser hervorheben.

Wenn man ihn liest, wird man Mangel an Literatur und Poesie finden; daran dachte man aber gar nicht, wenn man sein eigenes und mächtiges Wort hörte; er wählte stets dasjenige Wort, welches seinen Gedanken wiedergab, sprach, um zu bekehren und nicht, um zu gefallen und wünschte nicht, sich zu überleben, es sei denn in dem Gedächtnisse Gottes. Ganz Philosoph und Denker, war er nicht das, was man Schöpfer nennt; als Geist in hohem Grade po-

sitiv, zog er eigenen Erfindungen und überraschenden Theorien die gewöhnlichen und praktischen Beweisführungen vor. Aber nicht nur in seiner Natur, auch in seiner religiösen Ueberzeugung muß man den Charakter und das Geheimniß seiner Art zu reden suchen. In der Persönlichkeit des P. von Ravignan selbst lag ein guter Theil seiner Beredsamkeit; man kann dies mit zwei Worten so bezeichnen: die Tugend predigte die Wahrheit. Das würde vielleicht in einer Academie nicht genügt haben, allein in der Kirche genügte es. Da wird ein Mann leicht überzeugen, wenn man fühlt, daß er glaubt, und leicht überreden, wenn man sieht, daß er selbst danach lebt.

Daneben besaß übrigens Ravignan auch bewunderns-werthe oratorische Eigenschaften. In erster Linie ist hier seine vollkommene Sicherheit, eine Art Unempfindlichkeit zu nennen, die weit weniger von dem Vertrauen auf sein Talent herrührte, als vielmehr von dem Vergessen seiner selbst und der Verachtung der eigenen Ehre. Dazu kam weiter das so tiefe Gefühl für seine Mission und die innerste Ueberzeugung von der Wahrheit dessen, was er lehrte, woraus gerade die so große Gewalt seines Wortes hervorging. Und eben diese Gewalt seines Wortes, ist das eigentlich unterscheidende Merkmal und gleichsam das Siegel des P. von Ravignan. Es bestand dieselbe nicht in einem Prunken des Geistes, das wäre zu wenig gesagt; auch nicht in dem Blitzen des Genie's, sondern in etwas noch weit Besserem, namentlich für den, der die Gewissen zähmen und lenken muß; sie bestand in der Festigkeit seines Charakters. Hätte er auch die ganze Welt am Fuße seiner Kanzel gehabt, er würde deßwegen nicht mehr und nicht weniger gesagt haben, stets dachte er allein an die Seelen, und machte, daß sie nur an Gott dachten. Das war die wahrhaft oratorische Gewalt, die seiner Erscheinung eine unvergleichliche Majestät und seiner Logik eine unwiderstehliche Macht gab; er verstand es, fest zu sein in seinen Behauptungen, und gerade darin lag sein Triumph.

Dazu besaß Ravignan auch das oratorische Ergriffensein und jene tiefen und heftigen Erregungen, welche nothwendig

zur Beredsamkeit gehören. Zunächst lag etwas wie ein Zittern und ein gewisser Nachdruck in seiner scharfen und ein wenig südlichen Betonung; er schnellte das Wort ab, wie einen Pfeil, und seine ganze Seele schien mit ihm fortzufliegen und sich zu erheben. Weiterhin war zwar sein Stil ein wenig hart und abgestoßen; aber gerade dadurch wurde er nervigter und einschneidender; er hatte Entschiedenheit und Wucht. Endlich wurde seine ganze Rede von einem beständigen Fortschritt getragen, ging Schritt für Schritt am Anfange, und stürmte förmlich gegen den Schluß. Verlockend war er keineswegs; aber er herrschte durch die Majestät, erschütterte durch die Logik, riß hin durch die Ueberzeugung. Das unermeßliche Auditorium, worin sich alle sozialen, politischen und literarischen Größen von Paris drängten, voll Ernst und Anstand, wie es sich für die Heiligkeit des Ortes und die Würde des Redners ziemte, war zuweilen tief bewegt und wie hingerissen von unvorhergesehenen Wendungen.

Eines Tages hatte P. von Ravignan das freiwillige Unglück des Ungläubigen mit großen Zügen gemalt: seine Unsicherheit und seine Widersprüche, seine Traurigkeit und seine Furcht, sein Bedauern und seine Verzweiflung. Das Gemälde war ergreifend durch seine Wahrheit, und mit unglaublicher Eindringlichkeit vorgeführt; das Auditorium fühlte sich zu Boden geschlagen. Plötzlich hält der Redner athemlos inne, kreuzt die Arme über der Brust, stellt sich mit ruhiger Sicherheit hin, erheitert sein Gesicht, und läßt mit unnachahmlichen Ausdruck die Worte fallen: „Doch wir, meine Herren, wir glauben!“ Bei diesem unerwarteten Gegensatz war die Erschütterung vollständig: eine Bewegung geht durch das Auditorium, es kann sich nicht mehr halten und bricht aus in lauten Beifallssturm. Darüber jedoch wird die Demuth des Priesters bestürzt, seine Frömmigkeit unwillig, sein Blick feurig, sein Arm scheint sich zu bewaffnen, man meint, er wolle sich auf das Auditorium stürzen, indem er ausruft: „Ruhe, meine Herren!“ und seine Stimme übertönt den Lärm, und seine Haltung unterdrückt die Kund-

gebung. Er konnte nicht ertragen, daß man einem Menschen Beifall bezeige in der Gegenwart Gottes.

In Betreff der äußern Haltung beim Reden, die ebenfalls einen großen Theil der Beredsamkeit ausmacht, kann man von Ravignan sagen, daß die seinige schön, weil natürlich war. Er war dabei ganz er Selbst: indem sein Stil seinen Gedanken wiedergab, drückte sich in seiner Haltung sein Charakter aus. Sie machte in ihrem Ensemble den Eindruck der Größe, Klugheit und Kraft. Jetzt sprach er nicht mehr, wie damals: „Laß uns vornehm erscheinen;" er war es, ohne es zu wollen und ohne daran zu denken. Seine Art zu stehen war zugleich edel und bescheiden, seine Stirne hoch und wie leuchtend, sein Auge feurig, wenn es nicht himmlisch wurde, sein Angesicht verklärt, seine Gesticulation rasch, natürlich und eher eckig, als abgerundet.

Einer der schönsten Momente war der, wenn er auf der Kanzel erschien. Hatte er sich demüthig vor Gott niedergeworfen, so erhob er sich vornehm vor den Menschen, und blieb, gleich als sehe er sich selbst dem Himmel und der Welt ein Schauspiel geworden, längere Zeit unbeweglich, die Augen niedergeschlagen, in sichtbarer Sammlung; war dann endlich das Auditorium unter dem Einfluß dieser stillschweigenden Einleitung zur vollen Ruhe gekommen, so begann er mit dem bekanntlich ihm eigenthümlichen Zeichen des hl. Kreuzes, das er mit Ernst und Feierlichkeit machte. Er litt auch nie, daß Andre dieses Zeichen des Christen unordentlich machten. „Wie! sprach er einst, ist denn das Kreuz etwa ein Spielzeug oder eine Vogelscheuche? Sie scheinen mir es wahrlich für eins von beiden zu halten. Allein dafür ist es nicht da. Seien Sie also ohne Furcht dabei und ohne Scham. Ein Christ muß stolz darauf sein, seine Fahne hochzuhalten, und bei der Ehre für Jesum Christum, nicht ohne Feierlichkeit darf das Zeichen des hl. Kreuzes gemacht werden."

Ueber diese wahrhaft rednerische Vorbereitung, wie sie dem P. von Ravignan eigenthümlich war, staunte denn auch alle Welt. Viele gingen ebensowohl hin ihn zu sehen, als ihn zu hören. Ein protestantischer Minister, der Zeuge

eines solchen Anfangs mit seiner stummen Beredsamkeit war, konnte sich nicht enthalten, in der Ueberraschung auszurufen: „Er hat gepredigt, ohne zu sprechen, und die Rede ist zu Ende, ehe sie angefangen hat.“ Zur Zeit erzählte man sich auch die geistreiche Aeußerung: „Wenn P. von Ravignan auf der Kanzel erscheint, weiß man wirklich nicht, ob er eben hinaufgestiegen oder herabgestiegen ist.“

Uebrigens sprach der Redner selbst sehr schlecht von seinen eigenen Werken, und dachte nicht besser darüber: „Alles das will nichts heißen, sagte er oft, es ist nichts werth; alles ist gut zum Verbrennen.“ Und als ihm befohlen wurde, sie zu verwahren und durchzusehen, gehorchte er mit einem Ekel, den nur die Pflicht überwinden konnte, und wiederholte zum Schluß: „Ich habe alles gethan, was ich konnte, und damit beruhige ich mich; bei alledem bin ich der Welt nichts schuldig und verlange auch nichts von ihr.“ Möglich, daß man wirklich jetzt beim Lesen seiner Conferenzen nicht alles das findet, was man beim Vortrag gefunden hatte, und ich stehe nicht an, es auch meinestheils auszusprechen: Ach! dies ist nur der Schatten dessen, was der glänzende Redner wirklich war. Es fehlt dabei seine große Seele.

Wenn aber auch P. von Ravignan noch so viel leistete in seinen Conferenzen, so war er, wie mir scheint, doch einzig in seinen Retraiten. Darin lag wahrhaft seine Macht. Vor Allem macht sich dabei eine wunderbare Fruchtbarkeit bemerkbar. Nun besteht aber die Fruchtbarkeit nicht allein in der Menge der Reden oder Werke; denn wenn man den nämlichen Gegenstand nicht wiederholen würde, so wäre es auch kein Wunder, wenn man sich selbst nicht wiederholte; die wahre Fruchtbarkeit besteht vielmehr in der Mannigfaltigkeit und der Abwechselung bei demselben Gegenstand. Nun zeigte sich aber P. von Ravignan immer neu über ein und dasselbe Thema. Bei seinen zahllosen Retraiten in Notre-Dame und überall anderswo gab er die Exerzitien des hl. Ignatius, und nichts als diese; er machte sich eine förmliche Pflicht daraus, ihren Plan zu befolgen, weil er darin die Ordnung der Vernunft und des Glaubens, die

Logik der Natur und der Gnade erkannte; ihre großen Wahrheiten durchzunehmen, weil sie für heute dieselben sind, wie für ehemals; ihre Methode zu empfehlen, ihre Grundsätze anzugeben, ihnen sich anzupassen bis zum Wortlaut so sehr, daß der Stil des P. von Ravignan schließlich die Farbe des Stils vom hl. Ignatius annahm. Und doch, bei mehreren Retraiten vor demselben Auditorium erscheint er jedesmal neu. Es ist nur die alte Wahrheit, aber er faßt sie unter einem neuen Lichte; von welcher Seite er auch immer seinen Gegenstand angreift, sobald er tiefer eindringt, begegnet er dem Ewigen und Unendlichen, wie man auch stets, von welcher Küste immer man auf das Meer gekommen sein mag, die Unermeßlichkeit vor sich hat.

Dieser ersten, mehr speculativen und auf dem Verstand beruhenden Eigenthümlichkeit seiner Retraiten kann man eine zweite mehr praktische und guten Takt voraussetzende anreihen; mit der Fruchtbarkeit des Inhalts verband sich die Fertigkeit in der Form. Da finden wir, was man nennt: den Mann eines einzigen Buches.

P. von Ravignan hatte sich dergestalt zum Herrn der Exerzitien gemacht, wie der Arbeiter es von seinem Werkzeug ist; er veränderte sie nicht, er paßte sie nur an. Die apostolische Kunst besteht, wie schon zu den Zeiten des hl. Paulus, darin, Allen Alles zu werden, sich zu den Seelen herabzulassen, um sie zu Gott empor zu heben; auch um die Exerzitien zu handhaben ist keine andre Taktik nöthig. So hatte auch der Jesuit kein anderes Arsenal, als sein kleines Buch, allein er verstand es, darin je nach Bedürfniß alle Hülfsmittel und alle Waffen zu finden. Wenn er zwei und selbst drei Retraiten zugleich in Notre-Dame gab, war jede vollkommen, und dennoch jede verschieden von der anderen.

Was die Vorbereitung und Abhaltung betrifft, so war die Methode des P. von Ravignan bei den Retraiten nicht dieselbe, wie bei den Conferenzen. Jedenfalls brachte er auch zu jener als entfernte Vorbereitung eine tiefe Ueberzeugung mit, welche er durch die Gewohnheit der Betrachtung sich angeeignet hatte, allein das war auch Alles; zu

Weiterem fehlte ihm die Zeit. Er begnügte sich damit, vor der Retraite ihren Plan zu entwerfen, die Gegenstände für jeden Vortrag zu bestimmen und die Eintheilung eines jeden Gegenstandes festzustellen. Wenn dann die Stunde des Vortrags nahte, sammelte er sich und betete, manchmal erst auf dem Wege vom Hause zur Kirche, stellte seine Seele unter den Eindruck der Wahrheit und unter die Segnung der Gnade und überließ sich dann der Bewegung seines Herzens und der Einsprechung Gottes.

Es war also eine reine Improvisation, welche Ravignan in der That für die Retraiten vorzog, während er sie bei den Predigten ausschloß, und im Prediger Gelehrsamkeit und Erfahrung voraussetzte.

„Schöpfen Sie aus sich selbst, sagte er, so werden Sie mehr hinreißen, weil Sie sich freier bewegen können; indem Sie sich selbst in Bewegung setzen, werden Sie auch Andere voran bringen.“ Er war fast keinem Nachtheil dieser Methode, als da sind Nachlässigkeit, Weitschweifigkeit, Ungleichheit unterworfen; dagegen kamen ihm wohl alle ihre Vortheile zu Statten; die Frische, die Natürlichkeit und das Leben. Alle Dinge hatten ihren Platz mit Ordnung und Fortschritt; alle Worte kamen zur rechten Zeit, passend und edel, als wären sie vorher gewählt worden, nie entfernte er sich von seinem Wege, noch überschritt er die bestimmte Zeit.

Die Improvisation muß gehört, nicht gelesen werden; man kann und darf nicht sprechen, wie man schreibt; die Sprache des Schriftstellers ist nicht die des Redners, am wenigsten die des Missionärs. P. von Ravignan würde weniger gut gethan haben, wenn er besser gesprochen hätte. Und, soll ich die ganze Wahrheit sagen? Gewiß ging er offenbar zu weit, wenn er vorgab, er verstehe nicht zu schreiben; allein ich glaube in Wahrheit, daß er besser redete, als er schrieb.

So ging P. von Ravignan bei seinen Retraiten als Missionär zu Werke, aber natürlich mit der nöthigen Rücksicht auf seine Person und sein Auditorium. Das Herz sprach. alsdann mehr, als der Verstand. Doch unterließ der Redner unbeschadet seiner Frische auch hiebei nicht, zuerst

das Prinzip aufzustellen, und alsdann die Folgerungen zu ziehen: hatte er das Dogma auseinandergesetzt, so ging er alsbald zur directen Anrede über, wendete sich an die Zuhörer, befragte sie, trieb sie unbarmherzig in die Enge, bedrohte und schreckte sie, suchte ihnen jedoch alsdann wieder nur um so mehr Muth zu machen und beschwor sie mit gefaltenen Händen und Thränen in den Augen. Sein Ungestüm war unaussprechlich, aber man wird sich erinnern, daß er dabei nie unwillig wurde, außer gegen die Sünde; und stets war er voll Mitleid, besonders mit den Sündern.

Fügen wir zum Schluß noch bei: das Werk der Retraiten wurde mehr und mehr das eigentliche Amt des P. von Ravignan. Seine Kraft nahm ab, allein sein Eifer blieb derselbe; und als seine Stimme nicht mehr weit genug reichte für die Conferenzen, war sein Herz noch ganz voll Feuer für die Exerzitien, und wie der Soldat fällt mit den Waffen in der Hand, so endete auch er fast zugleich sein Leben und seine letzte Retraite.

Zehntes Kapitel.

Advents-Predigten und verschiedene andere Reden.

P. von Ravignan legt seine letzten Gelübde zu Lyon ab, macht eine Wallfahrt nach Loyola, wird nach Rom gesandt. Leichenrede auf den Erzbischof von Quélen; Predigt vor der Königin Marie Amalie; Bekehrung schismatischer Russen.

Während P. von Ravignan die Fasten-Conferenzen in Notre-Dame hielt, beriefen ihn die hervorragendsten Städte Frankreichs für die Adventspredigten. Wir finden ihn 1837 zu Lyon, 1838 zu Bordeaux, 1839 zu Grenoble, 1840 wieder zu Bordeaux, 1841 zu Rom, 1842 zu Besançon, 1843 zu Rouen, 1844 zu Toulouse, 1845 zu Metz, 1846 in Marseille, und in den folgenden Jahren zu Straßburg, Dijon, Poitiers, Angers und Nantes bis Krankheit ihn auf dem Wege nach Marseille zurückhielt; dies war das Ende seiner großen Predigtreihen, die dann, wie wir sehen werden, durch eine andere Art von Apostolat ersetzt wurden. Zu dieser Aufzählung müßte man eine Menge einzelner Predigten und Retraiten hinzufügen, von denen wir jedoch später reden werden. Es gab also wirklich in der Thätigkeit des P. von Ravignan weder Zwischenraum noch Ruhe.

Einige Einzelheiten, die sich auf diese verschiedenen Dienstleistungen beziehen, müssen wir hier nachholen. Was dabei am meisten ins Auge fällt, ist die Demuth und die

lakonische Kürze, womit der Ordensmann von seinen Arbeiten Rechnung ablegt. Meistens beschränkt sich Alles auf wenige Worte: „Die Predigten waren wenig besucht; — die Adventspredigten waren hinlänglich besucht; einige gute Erfolge — Die Predigten waren stark besucht, nichts Bemerkenswerthes an Früchten, ich demüthige mich dieserhalb."

Indessen gibt es viele Seelen, die noch heute voll Glück das Andenken an diese Predigten bewahren, da dieselben für sie der Anlaß waren, daß sie zum Glauben oder zur Ausübung der religiösen Pflichten zurückkehrten; und Gott hat ohne Zweifel die Arbeiten des Apostels günstiger beurtheilt, als er selbst.

Nach den Predigten zu Lyon, im Jahre 1837, verlängerte P. von Ravignan seinen Aufenthalt in dieser Stadt, um sich in einer Retraite auf seine letzten Gelübde vorzubereiten. Er schrieb in Bezug hierauf an den P. General: „Der P. Provinzial hat mir die Entscheidung mitgetheilt, wodurch Sie die Gnade haben, mich zur Profession zuzulassen, und sogar den Termin dafür abzukürzen; ich verdiene weder das Eine, noch das Andere; doch werde ich mich bestreben, dieser Gunst mich weniger unwürdig zu machen, indem ich mich noch inniger mit dem Geiste unseres heil. Vaters vereinige; es fehlt mir dazu nicht an Verlangen. Gott sei gelobt, daß er mich in die Gesellschaft zugelassen hat und mich darin festhält; es ist dies ein Glück, das mein Herz wohl zu schätzen weiß, und wofür ich dem Herrn Dank sage alle Tage meines Lebens." Am 2. Februar 1838, dem Feste von Mariä Reinigung, legte er in die Hände des P. Renault, damals Provinzial von Lyon, die feierliche Profeß der vier Gelübde ab und hatte damit endlich nach vierzehn Jahren die Freude, vollständiger Jesuit zu sein.

Bald wollte die Vorsehung der Liebe des neuen Profeß zur Gesellschaft und seiner kindlichen Anhänglichkeit an die Person des heil. Ignatius eine gar angenehme Freude bereiten. Im Monat November 1839 nämlich, vor den Adventspredigten in Grenoble, als er gerade bei einer

neuntägigen Andacht in Bayonne predigte, erhielt er vom P. Provinzial die Erlaubniß, über die spanische Grenze zu gehen und eine Wallfahrt nach Loyola zu machen.

Wenige Stunden vom Meer und den Pyrenäen entfernt, inmitten einer ernsten, von allen Seiten durch Berge eingeschlossenen Gegend erhebt sich noch heute das Schloß, worin der heil. Ignatius geboren wurde, und das später für den verwundeten Helden von Pampelona die Wiege eines neuen Lebens geworden ist. Weite Gebäulichkeiten, geziert durch die Freigebigkeit der spanischen Könige, erheben sich ringsum und umgeben das alte Schloß, nunmehr ein Familiengut der Gesellschaft Jesu. Oft zwar wurde ihr dasselbe entrissen, immer aber gab Gott es ihr zurück, und noch in unsern Tagen haben erlauchte Besucher mit ihrer Gegenwart diese heil. Stätte geehrt, deren Fußboden der heil. Franz von Borgia, ehemaliger Herzog von Gandia und Vicekönig von Catalonien, mit Ehrfurcht geküßt hatte.

Hierher nun kam P. von Ravignan, um neue Kraft für sein Apostolat zu schöpfen. „Was mich anbelangt, schrieb er, so glaubte ich hier den der Gesellschaft eigenthümlichen Tugenden, die mir zu meiner Thätigkeit so nöthig sind, näher zu sein. Wie bin ich in der That doch so weit davon entfernt! Aber mit Freude habe ich diesen heil. Ort besucht und habe dort gebetet um die Demuth des Herzens. Wäre es nur nicht so weit vom Verlangen zur That!“ Mit diesen Zeilen ist jedoch nicht Alles gesagt. Erst der Tod des demüthigen Ordensmannes sollte es offenbaren, was ein einziger seiner Brüder, damals sein Beichtvater, aus seinem Munde erfahren hatte. In dem schon durch so viele Wunder geweihten Heiligthume nämlich bildete sich zwischen seiner Seele und der des heil. Ignatius ein inniges und übernatürliches Verhältniß. Und welcher Natur waren diese wunderbaren Mittheilungen? Wir wissen es nicht, doch wissen wir, daß als P. von Ravignan Loyola verließ, er im Voraus die Arbeiten und Prüfungen kannte, welche nach der Wallfahrt in Frankreich seiner harrten. Uebrigens war dies nur das Vorspiel von andern übernatürlichen Offenbarungen, die wir in der

Folge zu erzählen haben, und die den würdigen Sohn des heil. Ignatius bis in die Arme des Todes begleiteten und trösteten. —

P. Roothaan und P. von Ravignan kannten sich schon genau durch ihre Correspondenz, hatten sich aber nie gesehen. Das Verlangen, sich auch persönlich zu begegnen, war in Beiden gleich groß, und einen Augenblick hoffte der französische Jesuit im Jahre 1840, daß ihm eine Wallfahrt nach Jerusalem dazu Gelegenheit geben werde. Folgendes lesen wir darüber in einem Briefe aus jener Zeit an den P. General: „Herr August von Parceval, ein alter Freund meiner Jugend und ein sehr christlich gesinnter Mann, hat seit langer Zeit das Project gefaßt, eine Wallfahrt nach dem heil. Lande zu machen, die heutzutage durch die Dampfboote so leicht und kurz ist. Seit zwei Jahren spricht er mir davon, verlangt einen Priester, seinen Freund, mitzunehmen, will alle Kosten bestreiten und hat vor, über Rom zu reisen. Er würde allein mit seinem Kammerdiener sein. Er läßt mir keine Ruhe; darum schreibe ich Ihnen seine Bitte." Auch unterließ der demüthige und gehorsame Ordensmann nicht, hinzuzufügen, daß er nicht sein eigenes Verlangen ausdrücke, da er keines habe, sondern nur den Vorschlag eines Freundes, und daß er seinerseits nur um Eines bitte, nämlich getadelt zu werden, wenn er Unrecht habe. Der P. General antwortete ihm: „Sie werden einsehen, wie dieser Vorschlag eine Versuchung ist auch für mich, der ich Sie so gern einmal sehen möchte. Indessen wage ich noch nicht, weder ja noch nein zu sagen." Doch die Wallfahrt nach Jerusalem sollte ein Project bleiben. Dagegen verschaffte ihnen die Vorsehung im folgenden Jahre eine andere Gelegenheit, sich lange zu sehen und einander zu genießen.

Im Jahre 1841 wurde nämlich der Redner von Notre-Dame von der Lyoner Provinz als Deputirter zu der sogenannten Versammlung der Procuratoren gesandt, welche sich alle drei Jahre zu Rom beim General zusammenfindet, um ihn über die Bedürfnisse der Gesellschaft aufzuklären und innerhalb derselben die Einigkeit der Geister

und Herzen zu erhalten. Kaum waren die Geschäfte der Versammlung beendigt, als sich die andern Deputirten beeilten, in ihre Provinzen zurückzukehren, P. von Ravignan jedoch blieb noch in Rom, um die Adventspredigten in der Kirche St. Louis von Frankreich und eine Retraite in der Kapelle Caravita zu halten. In folgenden bescheidenen Worten gab er davon Bericht: „Rom tröstet und rührt mich immer. Die heiligen Erinnerungen thun mir wohl. Meine Adventspredigten hier sind hinlänglich besucht. Ich bin im Begriff, eine kleine Retraite zu geben. In diesem Augenblick gibt es zu Rom, für den Winter, eine ziemlich große Anzahl von französischen Familien. Der Botschafter, Herr von Latour-Mauburg, hat die Artigkeit, mir einen seiner Wagen zu schicken, um mich am Kloster abzuholen, und mich dann wieder nach der Predigt von St. Louis zurückzubringen." Kaum war er nach Frankreich zurückgekehrt, als P. Roothaan ihm schrieb: „Ich wiederhole Ihnen, mein lieber Pater, wie sehr es mich gefreut hat, Sie zu sehen, Sie kennen zu lernen, Sie zu hören und Zeuge des Guten zu sein, das der Herr sich würdigt durch Ihre Thätigkeit zu wirken. „Immer vorwärts!" Ich weiß nicht, ob Sie schon wissen, daß eine Genossenschaft von frommen Personen, von der Fürstin Borghese gebildet, diese beiden Worte als Andenken aus der Retraite von Caravita auf einen Ring eingegraben bei sich trägt, und sich ihrer zu wahrhaft guter und nützlicher Erinnerung (ricordo) bedient."

Auf der Ueberfahrt von Rom nach Marseille wurde das Schiff vom Sturm an die Küste Corsica's geworfen und war genöthigt, dort Schutz zu suchen. P. von Ravignan hatte schrecklich gelitten; sobald er nur den Fuß auf ein Schiff setzte, selbst bei ganz ruhiger See, wurde er von der Seekrankheit ergriffen und blieb während der ganzen Fahrt in einem Zustande, als sollte er den Geist aufgeben. Kaum war er nun hier an's Land gestiegen, als auch der Bischof von Ajaccio, von seiner Ankunft in Kenntniß gesetzt, ihn einlud, die Kanzel seiner Kathedrale zu besteigen. Trotz der noch frischen Mühen der Reise

nimmt er das Anerbieten ohne Zögern an, denn jede Gelegenheit, das Evangelium zu verkünden, schien ihm ein Glück, das ein apostolischer Mann nicht versäumen dürfe. Und wo er auch immer reden sollte, in einer Kathedrale oder in einer armen Dorfkirche, in einem Kloster oder einem Collegium: Alles war ihm recht, und er war bereit zu Allem. So war sein Leben gleichsam eine beständige Mission, und man konnte an der Hand seiner Predigten die Spur seiner Reisen verfolgen.

Nach den Predigten zu Besançon, im Jahre 1842, sprach der Cardinal-Erzbischof laut seine Bewunderung für Ravignan aus: „Es sind nun vierzig Tage, sagte er, daß ich mit ihm umgegangen bin, ich habe ihn aus nächster Nähe beobachtet, und doch muß ich mich noch immer fragen, in welchem Stücke dieser Mann nicht vollkommen ist.“

Während dieses Jahres wurde das gewöhnliche Maß der Arbeiten unseres Apostels weit überschritten, indem sich an die Adventspredigten zu Besançon und an die Fastenpredigten zu Paris noch die drei Retraiten der heil. Woche und drei Monate Conferenzen zu St. Severin anreihten.

Im Advent von 1843 machte P. von Ravignan von Rouen aus seinem Superior folgende erfreuliche Mittheilung: „Trotz des Widerstandes von Seiten der Damen, welche durchaus ihre Stühle inne halten wollten, haben wir doch von dem Schiff der Kathedrale die Männer Besitz ergreifen lassen. Sie zeigen viel Eifer. Präfect, General, erster Präsident, General-Procurator wohnen regelmäßig bei. Aber... aber... wenn kein Mann Gottes da ist!“ Doch die Früchte zeigten, daß der Mann Gottes wohl da war; nur P. von Ravignan allein zweifelte daran.

In dieselbe Zeit fallen noch viele andere Arbeiten und einzelne Dienstleistungen an verschiedenen Orten Frankreichs; denn trotz der Unpopularität, die damals mit dem Namen eines Jesuiten verknüpft war, hatte P. von Ravignan doch in den höhern Regionen der Gesellschaft durch sein Talent und besonders durch seine Tugend eine erstaunliche Beliebtheit erlangt, man stritt sich förmlich um ihn, und er verweigerte seine Dienste nie. Außerdem kann man durchschnitt-

lich auf jeden Winter noch ungefähr zehn Predigten für milde Zwecke und Gelegenheitsreden allein in Paris rechnen. Es wäre langweilig, sie alle einzeln aufzuzählen. Begnügen wir uns daher mit drei Thatsachen, die einer besondern Erwähnung in dieser Biographie werth zu sein scheinen.

Im Jahre 1840 wurde P. von Ravignan trotz seinen Gegenvorstellungen mit der Leichenrede des Erzbischofs von Quélen betraut. Gewiß fehlte es ihm nicht an Verehrung für diesen so ungerecht verfolgten Kirchenfürsten; allein die Jesuiten erkannten wohl, daß man nur einen Vorwand suchte, um sie selbst zu verfolgen. Daher war das öffentliche Lob dieses Prälaten voll von Gefahren für den Conferenzgeber von Notre-Dame, und der P. General konnte auf seine Klagen nur antworten: „Ich bedauere Sie, daß Sie eine so schwierige Aufgabe haben übernehmen müssen.“ Dazu kam, daß eine Maßregel der Regierung die Sache noch delicater und peinlicher machte. Herr Teste, damals Kultusminister und Siegelbewahrer, ordnete an, daß die Leichenrede vorher einer Commission zur Durchsicht vorgelegt werden müsse. Es mag dem Metropolitan-Kapitel von Paris selbst schwer geworden sein, ich zweifle nicht daran, sich dieser Maßregel zu fügen, ehe dasselbe sie dem Redner auferlegte. P. Guidée, der Superior des P. von Ravignan, überbrachte ihm die ärgerliche Nachricht; er aber antwortete darauf nur: „Ich gestehe, mein hochwürdiger Vater, wenn ich ein Abbé von Ravignan wäre, würde ich nie diese Bedingung des Ministers annehmen, sondern unverzüglich den Herrn Capitels-Vikaren meine Entlassung einreichen; aber der Pater von Ravignan wird Alles thun, was Sie wollen.“ Man fühlte der Rede das Falsche der Lage an, fand zwar nichts darin zu tadeln, aber doch manches hinzuzuwünschen, und mit dem Lob war man fast ebenso in Verlegenheit, wie mit dem Tadel. Dabei sagte aber der demüthige Ordensmann Niemanden etwas von der Bedingung, die ihm gestellt war, vielmehr, statt auf die Umstände die Mangelhaftigkeit seiner Arbeit zu schieben, legte er sie allein dem Mangel an Talent bei. „Was wollen Sie? sprach er mit Munterkeit; Bossuet hatte Genie und ich

habe keins — das ist der Unterschied." Das „Journal des Debats", welches ohnedies keine Schonung für die Jesuiten kannte, ließ über diese Leichenrede eine überaus scharfe Kritik erscheinen. Man theilte dieselbe ohne Weiteres dem P. von Ravignan mit, denn man wußte, daß er nach jeder Gelegenheit zur Demuth begierig war. Gleich bei der nächsten Erholungsstunde bringt er denn auch, als handele es sich dabei gar nicht um ihn selbst, seinen Brüdern dieses Verdammungs-Urtheil mit und übergibt es ihnen ganz heiter mit den Worten: „Um es nicht zu vergessen, meine Patres, da habe ich eine Kritik, die mir sehr gut zu sein scheint; ich empfehle Ihnen die Lektüre derselben." Ist ein Kunstwerk in den Augen Gottes wohl so viel werth, wie ein solcher Akt der Demuth?

Mit der Leichenrede für Herrn von Quélen hatte der Redner kein Glück gemacht, weil er sein Herz nicht frei konnte reden lassen; war dieses jedoch der Fall, konnte seine Seele sich ausgießen ohne Zwang, so blieb der Erfolg stets sicher. Besonders in den Reden für milde Zwecke erntete P. von Ravignan seine schönsten oratorischen und apostolischen Triumphe. Man konnte sicher sein, mit seinem Namen, mit seinem Worte anzuziehen und viel einzunehmen. Nichts widerstand der Gewalt, der Salbung, der Würde seiner Rede, wenn er die Sache der Armuth und des Unglücks führte.

Eines Tages predigte er zu St. Roch zu Gunsten des Werkes von Maria Theresia für kranke Geistliche gestiftet von Frau v. Chateaubriand. Ich habe den Schluß dieser Rede vor mir, und gewiß, wenn man diese auf die Rückseite eines Briefes von P. von Ravignan geschriebenen Zeilen sieht, weiß man nicht, ob man in ihm mehr den großen Redner, oder mehr den freiwillig Armen bewundern soll, wie er für die Sache von Brüdern spricht, die gleich ihm Priester und arm sind. Dieser Schluß lautet also: „Indem ich von Gott rede, der aus Liebe zu Euch Mensch geworden ist, habe ich da nicht zugleich von denen geredet, die er zu Fortsetzern und Ausspendern seines göttlichen Amtes eingesetzt hat? Für sie rufe ich demüthig Euren Beistand an,

und ich brauche nicht vor Euch zu erröthen über dieses ehrenvolle Elend meiner priesterlichen Brüder. Ich fürchte nicht es auszusprechen: hier werden die Gebete der Dankbarkeit an Gott gerichtet von dem rührendsten Unglück, von Herzen, welche die Vorsehung bestimmt zu haben schien, das Elend nicht sowohl an sich selbst zu erfahren, als vielmehr ihm bei Andern zu Hülfe zu kommen. Ja, alltäglich werden sich zum Dank für Eure Wohlthaten von den Stufen des Heiligthums jene Hände zum Himmel erheben, welche lange gewohnt waren, die Spenden an Andere zu vertheilen, die Ihr nun ihnen darbietet mit einer Liebe, voll zarter Ehrfurcht für sie und demüthiger Rücksicht auf Euch selbst."

Diese schönen und rührenden Worte hatte auch die Königin Marie Amalie gehört, und noch in der Verbannung zu Clairemont sprach sie davon zu einer treuen Freundin: „Bis dahin galt mir Ravignan schon als ein ausgezeichneter Redner; allein von diesem Tag an hat sich meine Achtung vor ihm noch verdoppelt."

Noch weit mehr sollte der Redner bei einer andern Gelegenheit das Herz dieser Fürstin rühren. In demselben Jahre nämlich, in welchem die Regierung unsre Gesellschaft der Verfolgung der Journale und öffentlichen Vorträge Preis gab, im März 1843, predigte er vor der Königin, wiederum zu St. Roch, für die unglücklichen Opfer des Erdbebens zu Guadeloupe. Zwar durch seinen Stand jeder Politik fremd, machte er doch in Folge einer plötzlichen Eingebung in seiner Rede eine Anspielung auf einen andern noch frischen Trauerfall, nämlich auf den tragischen Tod des Herzogs von Orleans und versuchte darin den großen Schmerz dieser wahrhaft christlichen Mutter zu trösten, deren erster Ausruf gewesen war: „Ach! sagt mir wenigstens, daß er im Himmel ist!" Die Königin begnügte sich nicht damit, hiefür durch den Herrn Erzbischof dem beredten und heiligen Prediger, (das waren ihre Worte) zu danken; eine ihrer Hofdamen schrieb auch an P. von Ravignan: „Sagen Sie es mir doch, Sie, die Alles so gut sagen, müssen wir denn durchaus fürchten und nicht vielmehr Alles von der Barmherzigkeit Gottes hoffen? Wenn Sie irgend eine gute

Hoffnung für dieses leidende Herz wissen, theilen Sie mir dieselbe mit. Sie haben ihm ohnedies schon so wohl gethan!"

Darauf gab P. von Ravignan folgende demüthige und fromme Antwort, die gewiß geeignet ist, unsre Leser ebenso zu erbauen, wie sie die hohe Mutter getröstet hat.

„Gnädige Frau!

„Erst vor wenigen Augenblicken hat man mir den Brief überbracht, den Sie die Gnade hatten mir zu schreiben. Ich bin tief gerührt von Ihrem ehrenden Auftrag und verdiente für eine erfüllte Pflicht, für einen schwachen Ausdruck des innigen Gefühls meiner Seele die Bezeigung so großen Wohlwollens nicht. Der Schmerz einer Mutter ist der edelste und verehrungswürdigste aller Schmerzen und, wir müssen es glauben, auch der wirksamste auf das Herz Gottes. Wir vermögen nicht, es ist wahr, die Geheimnisse Seiner Barmherzigkeit zu durchdringen; wir können nicht wissen, noch sicher sagen, was in den letzten Augenblicken eines schmerzhaften und geheimnißvollen Todeskampfes vorgeht; doch, da wir Christen und nicht weniger unter das Gesetz der Hoffnung gestellt sind, als unter das des Glaubens und der Liebe, müssen wir unaufhörlich aus dem Abgrund unserer Schmerzen uns erheben zu dem Gedanken an die unendliche Güte des Erlösers. Keine Grenze, keine Unmöglichkeit ist hienieden zwischen die Gnade und die Seele gesetzt, so lange noch ein Hauch von Leben in ihr ist. Immer muß man daher hoffen und demüthiges und beharrliches Flehen an den Herrn richten. Man kann nie sagen, bis zu welchem Punkte es erhört werden kann. Selbst große Heilige und große Gelehrte, wenn sie von dieser mächtigen Wirksamkeit des Gebetes für theure Seelen sprachen, waren weit entfernt, ihre Grenze bestimmen zu wollen. Einst werden wir diese unaussprechlichen Wunder der göttlichen Barmherzigkeit erkennen und darum muß man nie aufhören, sie mit einem tiefen Vertrauen anzurufen. Ich für mein Theil betrachte stets gern den lieben Gott als die zärtlichste und mitleidigste Mutter: was eine Mutter, in so hohem Grade dieses Namens würdig, so glühend für den letzten

Augenblick ihres Sohnes verlangt hat, das hat Gott noch weit glühender verlangt. Ich baue hierin ganz auf die Sorgfalt Seiner allmächtigen Liebe.

„Demüthig werde ich dem Herrn dafür danken, daß es mir vergönnt war, durch mein schwaches Wort in dem größten der Schmerzen einigen Trost zu spenden."

Auch sonst sprach P. von Ravignan gern von den Geheimnissen der Gnade, die, wie er glaubte, im Augenblick des Todes vor sich gingen, und es scheint, daß nach seinem Gefühl eine große Anzahl Sünder sich noch in der Todesstunde bekehren würden, um mit Gott versöhnt den letzten Hauch auszuathmen.

Damit hörten aber die Beziehungen zwischen der königlichen Mutter und dem frommen Tröster nicht auf, und ich halte es für meine Pflicht, hier noch eine von jenen vielleicht unerwarteten Annäherungen zu verzeichnen, welche die christliche Liebe zwischen Herzen zu knüpfen weiß, die durch andere Ereignisse von einander geschieden scheinen. Am 30. März 1843, zu derselben Zeit, wo die Regierung Louis Philipp's ihre Feindseligkeiten gegen uns begann, schrieb P. von Ravignan an P. Roothaan:

„Herr Trognon, der die Ehre hatte, Sie in Rom zu sehen, verläßt mich so eben. Die Königin schickte ihn zu einem frommen Zwecke. Sie hatte durch die Familie de la Ferronnays erfahren, daß Sie jede Woche über die Intention einer Messe verfügen, welche von jedem Priester unserer Gesellschaft gelesen wird. Die Königin nun, noch immer lebhaft bekümmert um das Heil ihres ältesten Sohnes, der so plötzlich gestorben, hegt den innigen Wunsch, Sie, wie sie sagt: um „den größten Dienst" zu bitten, um denjenigen nämlich, für die Seele ihres Sohnes die Intentionen derjenigen Messen unserer Väter zu verwenden, die Ihnen zu Gebote stehen, und zwar nur für ein einziges mal. Ich glaubte nun, mein verehrtester Vater, Herrn Trognon sagen und der Königin antworten lassen zu dürfen, daß ich an der Erfüllung ihres Wunsches nicht zweifle und Ihnen sofort darüber schreiben würde. Die Königin scheint uns aufrichtig zugethan zu sein; sie hat mir wiederholt in freund=

licher und vertraulicher Weise schreiben lassen, hatte mich um die Rede für Guadeloupe gebeten und ist gegenwärtig beschäftigt, uns sechs Freibillets auf den Booten von Alexandrien zu verschaffen für jene Patres, die sich nach Madura begeben werden. Ich wage zu hoffen, daß Sie die Bitte einer armen, in christlicher Weise betrübten Mutter genehmigen werden."

Noch ein anderer Brief liegt uns vor, datirt aus den Tuilerien am 6. April 1843, und adressirt an den P. General der Gesellschaft Jesu, den wir trotz seiner Aehnlichkeit mit dem vorigen wegen seines historischen Interesses ebenfalls mittheilen wollen:

„Mein hochwürdiger Pater!

„Unsere erhabene und fromme Königin, noch immer beschäftigt und beunruhigt über das Loos der Seele ihres geliebten Sohnes, den sie so schrecklich verloren hat, hört nicht auf, für ihn um Gebet zu bitten. Sie hat erfahren, daß einmal jede Woche alle Priester der Gesellschaft Jesu bei der Feier des heil. Meßopfers ihre Meinung mit der des P. General vereinigen müssen, und alsbald ist ihr auch der Gedanke gekommen, ob sie nicht erlangen könnte, daß Sie in Ihrer Liebe so gütig wären, die Vereinigung so vieler guten Gebete für die Seele ihres armen Sohnes zum Thron der göttlichen Barmherzigkeit aufsteigen zu lassen. Ich habe es übernommen, mein hochwürdiger Pater, Sie von dem Verlangen Ihrer Majestät in Kenntniß zu setzen. P. von Ravignan hat mir versichert, daß Sie von ganzem Herzen diesem Wunsche einer Mutter willfahren würden, und ich kann Ihnen zusagen, daß dieselbe dafür eine tiefe und treue Dankbarkeit Ihnen bewahren wird."

„Trognon, Secretär Sr. Kgl. Hoheit
des Prinzen von Joinville."

In der That beeilte sich P. Roothaan die Bitte zu genehmigen, und kündigte dies dem P. von Ravignan mit folgenden Worten an: „Sie haben sehr wohl gethan, zu antworten, daß Sie nicht an der Erfüllung des Verlangens

einer frommen Mutter zweifelten, die ihr Leid so christlich trägt. Da ich Ihren Brief Samstag erhielt, so stellte ich schon am selben Abend meine Intentionen fest, und zwar in folgender Ordnung. Ich rechne auf die Application von zwölfhundert Messen wöchentlich. Um nun der frommen Bitte gerecht zu werden, habe ich zunächst in dieser Woche, d. h. der Charwoche, dreihundert Messen in besagter Intention applizirt. Ebenso werde ich es in der Osterwoche machen, dann aber, in der Woche darauf, werde ich sechshundert applizieren. Ich habe für letztere Woche die größere Zahl aufgespart, damit bis dahin die würdige und fromme Mutter von diesen Applicationen Kenntniß haben und ihre eigenen Wünsche noch spezieller damit vereinigen könne. Alles dies, mein lieber Pater, geschieht sehr gern und mit wahrer Genugthuung, in der Ueberzeugung, daß wir seiner Zeit große Wunder der Barmherzigkeit Gottes sehen werden, die er auf die Gebete und Seufzer einer frommen Mutter für das Heil ihrer Kinder gewährt hat.

„Da ich gerade von dem Gebrauche rede, den ich von meinem Schatze mache, so können Sie wohl denken, daß dabei die Conferenzen und besonders die Retraite von Notre-Dame nicht vergessen werden. Mein ante te omne desiderium holt dort, in diesem Schatze, all seine Kraft und Wirksamkeit."

Ganz zur selben Zeit mußte P. von Ravignan auch seine eigene Mutter trösten, der er leider persönlich nicht beistehen konnte! Sie starb zu Bordeaux, während er zu Paris predigen und so die kindliche Pflicht dem apostolischen Werke zum Opfer bringen mußte. Doch schrieb er wenigstens unterm 19. März 1843: „Meine innig geliebte Mutter! Zu Paris durch heilige, von Gott aufgelegte Pflichten festgehalten, thut es mir weh, mich nicht mit meinem Bruder und meinen Schwestern vereinigen zu können, um Dich mit meiner Liebe und meiner Sorgfalt zu umgeben. Der Herr hat Dir neue und schwere Leiden geschickt; könnte ich dieselben doch erleichtern! Doch opfere ich wenigstens täglich am heil. Altare für meine gute und zärtliche Mutter das Opfer der Messe. Das Blut Jesu Christi

bittet gewiß besser für Dich, als ich es thun könnte. Er wird Dir die Gnaden der Ergebung und Stärke erlangen, die uns Allen so nothwendig sind. O gewiß! haben wir Vertrauen in die unendliche Güte Gottes!"

Zu gleicher Zeit schrieb er an eine fromme Freundin seiner Familie: „Meine arme Mutter von sieben und siebenzig Jahren ist von einem vierten Anfalle betroffen worden und läßt uns wenig Hoffnung. Wir können es Gott nicht genug danken, daß er ihr das klare Bewußtsein läßt. Unsere guten Patres von Bordeaux vertreten meine Stelle bei ihr. Möge der Wille Gottes geschehen in Allem und immer!"

Sobald indeß P. von Ravignan Paris verlassen konnte, reiste er eilig nach Bordeaux; aber er kam zu spät. Hatte Gott vielleicht noch im letzten Augenblick durch diese Abwesenheit des Sohnes das mütterliche Herz von der zu großen Zärtlichkeit reinigen wollen, die bei der ersten Trennung von demselben zu Tage trat? Statt ihres Sohnes sah die Sterbende an ihrem Bette seine Ordensbrüder, die sich beeilten, ihn zu vertreten; und bald sollte auch der Sohn selbst, der in diesem Leben so selten für sie da war, ihr für immer wiedergegeben werden im Himmel.

Von Bordeaux schrieb P. von Ravignan am 28. April 1843: „Ich bin am Montag von Paris abgereist; meine Mutter hatte wenige Stunden vorher ihren langen Todeskampf von vierzig Tagen beendigt. Ich kam noch zeitig genug, um dem Begräbniß beizuwohnen. Beten Sie für ihre Seele, die in ein besseres Leben heimgegangen ist." P. Roothaan antwortete ihm: „Ich werde Ihre liebe Mutter vor dem Herrn nicht vergessen. Sursum corda!" Das ist die Art, wie die Kinder Gottes einander trösten.

Nur wenige Tage vor dem Verlust seiner Mutter hatte er erfahren, daß auch sein jüngerer Bruder Julius von Ravignan christlich gestorben sei. Unter dem Schmerz dieser Nachricht schrieb er: „Julius ist jetzt bei Gott: in diesem Gedanken finde ich Beruhigung. Wie ist doch die Religion so schön! sie gibt Freude selbst neben einem Grabe. Armer Bruder! Doch, soll ich ihn beklagen? Er verließ das Leben, und ich möchte gern an seiner Stelle sein, wenn der Wille

und die Ehre Gottes nicht die Fortsetzung meiner Arbeiten verlangten." Immer kam er auf dieses Verlangen nach dem Tode zurück, wie auf eine fixe Idee während seines ganzen Lebens. Durch die geringste Veranlassung wurde sie in ihm geweckt; keinen seiner Brüder, noch irgend einen andern frommen Gläubigen konnte er sterben sehen, ohne fast eifersüchtig darauf zu sein, und wir werden ihn nicht eher vollständig befriedigt sehen, bis auch die Reihe an ihn gekommen ist.

Bevor wir die Erzählung der apostolischen Arbeiten des P. von Ravignan während dieses Zeitraumes von zehn Jahren schließen, müssen wir noch mehrerer hervorragenden Bekehrungen erwähnen, die er unter griechischen Schismatikern bewirkte. Um dieselbe Zeit hatte nämlich die Vorsehung mehrere junge Herren aus den ersten Familien Rußlands zu Paris vereinigt. Von Zweifeln gepeinigt, suchten sie Licht bei dem Ordensmann, den die allgemeine Verehrung ihnen als den tauglichsten hiezu bezeichnete. Die Unterhaltungen mit ihm vollendeten, was seine Predigten begonnen hatten, und bald wurde sein apostolisches Herz durch verschiedene fast gleichzeitige Glaubensablegungen getröstet. Dieselben Umstände jedoch, welche einige dieser edlen Bekehrten verhinderten, öffentlich ihren neuen Glauben zu bekennen, machen es auch uns zur Pflicht, ihre vom Himmel geliebten und dem P. von Ravignan theure Namen zu verschweigen. Indeß ist einer von ihnen bereits durch den Tod diesem Gesetz der Klugheit entrückt, und es ist uns somit gestattet, wenigstens ihn zu nennen: den Grafen Gregor Schouvaloff, der später Barnabit wurde. Dieser Graf Schouvaloff hat seine Conversion in einer rührenden Schrift selbst erzählt, und wir wollen nur eine Stelle daraus mittheilen, welche seine erste Zusammenkunft mit P. von Ravignan beschreibt. „Es war sichtbar Deine Gnade, o mein Gott, die mich führte, als ich zum ersten Male mich an ihn wandte. Nie werde ich es vergessen. Es geschah während der heiligen Charwoche. Als ich ihn am Abend vor diesem glücklichen Tage predigen hörte, kam es wie ein unwiderstehlicher Drang über mich, zu ihm zu gehen, um ihm mein Herz zu öffnen, und den Morgen darauf um sechs Uhr

war ich schon in der Kirche von Notre-Dame am Fuße des Altars, wo der hochwürdige Pater die hl. Messe feierte. Eine halbe Stunde später führtest Du mich zu ihm, zu demjenigen, der von nun an mein Leiter, mein Vater, mein Führer, mein Schutz und meine Stütze sein sollte. Mein Vater, sprach ich zu ihm, ich komme nicht, um Sie zu fragen, ob ich katholisch werden solle; ich bin es schon im Herzen, meine Ueberzeugung ist vollständig, und ich bin entschlossen, für meinen Glauben alle Opfer zu bringen. Und P. von Ravignan lächelte mit Glückseligkeit. Seine katholische Seele, die Seele eines Heiligen, leuchtete aus seinen Zügen. Und voll Eifer gab dieser Priester mir guten Rath, und ich hatte das Glück zu befolgen, was Deine Weisheit selbst ihm eingegeben."

Am 6. Januar 1843 schwor sodann Graf Schouvaloff das Schisma in der Kapelle des Oiseaux ab, dem gewöhnlichen Schauplatz für derartige Ceremonien. Von diesem Augenblick an entstanden die innigsten Beziehungen zwischen dem neu vom Irrthum Zurückgetretenen und dem glücklichen Werkzeug seiner Rückkehr. Als dann im Jahre 1855 Graf Schouvaloff durch Verhältnisse gezwungen worden war, nach Rußland zurückzukehren, fühlte er auch dort das Bedürfniß, über die Angelegenheiten seiner Seele denjenigen zu berathen, den er den „tausendfach gesegneten Apostel" nannte. Später erhielt er sodann durch P. von Ravignan die Erlaubniß, wieder zurückkehren zu dürfen, obschon damals sein Vaterland dem unsrigen feindlich war, und wie er nächst Gott dem P. von Ravignan die Gnade verdankte, in der katholischen Kirche zu leben, so sollte er ihm in der Folge auch noch das Glück verdanken, in einer armen Zelle als Ordensmann zu sterben.

Zur selben Zeit, wie Graf Schouvaloff, kehrte auch einer seiner Freunde, Attaché bei der russischen Botschaft in Frankreich, zum wahren Glauben zurück. Unter der mächtigen Einwirkung der Gnade zeigte sich nun sofort in ihm ein unwiderstehlicher Zug der Seele, ohne Verzug Ordensmann, und zwar Jesuit zu werden. Damals waren aber die Russen, welche mit P. von Ravignan in Beziehung

standen, durch Spione des Schisma's augenscheinlich überwacht. Einige Bekehrungen mögen bekannt geworden sein, andere vermuthete man, und so war zu fürchten, daß auf den Eintritt des jungen Diplomaten in die Gesellschaft Jesu eine Verschärfung der drückenden Regierungs-Maßregeln eintreten werde.

Die Gräfin Swetchine, welche zu Petersburg durch P. Rozaven bekehrt worden war, bildete damals zu Paris den Mittelpunkt der edlen Colonie, und war noch ganz besonders gleichsam die Adoptiv-Mutter des Aspiranten zum Ordensleben. Diese berühmte Frau nun, welche Graf Joseph de Maistre schon so sehr geschätzt hatte, und die damals durch alle Annehmlichkeiten des Geistes, verbunden mit allen Gaben des Herzens die hohe Gesellschaft von Paris anzog, glaubte dem P. von Ravignan die Befürchtungen ihrer Landsleute mittheilen zu müssen. Als treue Katholikin dankte sie Gott für den hochherzigen Entschluß des jungen Fürsten; allein gleichwohl war die Lage eine schwierige, und man mußte sich auf den Zorn einer mächtigen Familie und einer verfolgungssüchtigen Regierung gefaßt halten. Auch das Interesse der hl. Sache selbst schien wenigstens eine Verschiebung des Eintritts zu erheischen.

P. von Ravignan antwortete ihr von St. Acheul aus, wo er gerade die Retraite seines neuen geistlichen Sohnes leitete. Möge man uns gestatten, einige Stellen dieser Antwort anzuführen, die nicht weniger ein Denkmal seines unerschütterlichen Eifers, als seiner frommen Klugheit ist:

„Madame!

„Indem ich diesen Brief beginne, bitte ich Gott, mich innig mit Ihrer theuren Ueberzeugung und mit den Gefühlen der so wahren und aufgeklärten Frömmigkeit, wovon Sie erfüllt sind, zu vereinigen. Wohl kann ich sagen, ich habe gleichsam in Gegenwart Ihrer Gedanken und von der werthen Erinnerung an Sie begleitet und geführt, den wichtigen Ueberlegungen unseres jungen Freundes zur Seite gestanden. Bei unserm aufrichtigen Verlangen, einzig den Willen Gottes zu suchen, bei dem Zustande heiligen Gleich-

muthes und gewissenhafter Freiheit, wie ihn die Regeln unserer Gesellschaft und die unumgängliche Pflicht für das Geschäft der Standeswahl vorschreiben, konnte uns der rührende Ausdruck Ihrer Wünsche und Ihrer Befürchtungen, wie Ihre vertraulichen Mittheilungen keinen Augenblick verlassen . . .

„So griff ich also zu dem Buche der Exerzitien, zu jenem heil. Buche, welches unser gottseliger Vater uns hinterlassen hat; jedoch that ich nichts anderes, als seine Seiten auf die einzelnen Stunden der Retraite vertheilen. Alles mußte von meiner Seite dahin zielen, und hat mit der Hülfe Gottes dahin gezielt, einen wirklichen Frieden und eine wahre Freiheit in der Seele des würdigen Sohnes zu unterhalten, den die Gnade mir geschenkt hat. Und was auch immer das Gefühl meiner väterlichen Liebe sagte, und was für Wünsche von Vollkommenheit und Glück ich auch immer für denjenigen hegte, den ich, mir so nahe, in die Hände unseres Herrn gelegt sah, ich hielt mit Willen jeden Ausdruck eines ausgesprochenen Verlangens von seiner Seite fern, ich suchte jede Aeußerung einer Voreingenommenheit, wenn sie mir auch noch so fest und sicher schien, zu verschieben. Ich selbst ließ mich dabei durch die so heiligmäßig weisen Vorschriften des Buches „Institutum" leiten und mußte demgemäß sechs volle Tage der Vorbereitung und des Gebetes vorschreiben, ohne irgend eine Ueberlegung, ohne ein Stillestehen bei irgend einem Ergebniß erlauben zu dürfen. Ueberdies leitete auch Gott selbst Alles durch seinen Geist. Was hatte ich da noch zu thun, und was hätte ich da noch thun können? Noch bin ich erstaunt und gerührt über diese Fülle von Gnade der Ruhe und von Freiheit voll Sammlung, mitten in der Wirksamkeit so eingreifender Betrachtungen. Alles schien mir von Oben geordnet: ich sah nur Anzeichen vor mir, die überaus sicher waren und zu einer festen Entschließung nicht besser hätten sein können; und diese Anzeichen, der hl. Ignatius selbst hat sie angegeben in seinen wunderbaren Regeln über die Unterscheidung der Geister und über den Entschluß Betreffs der Standeswahl.

„Nunmehr machte ich unsern jungen Freund auf die

ganze Wichtigkeit des Berufes, den er in Ueberlegung gezogen hatte, aufmerksam. Ich legte ihm alle in Frage stehenden Dinge vor und ließ ihn dann während vierundzwanzig Stunden allein mit Gott und mit sich selber, ohne ihn zu sprechen, ja ohne ihn zu sehen. Ich durfte nichts thun, als mit Ihnen beten.

„Diesen Morgen nun, nach der Messe und Communion, brachte er mir schriftlich seine definitive Entscheidung. Nachdem ich sie aufmerksam gelesen, mußte ich fürchten, gegen mein Gewissen zu fehlen, wenn ich nicht eine wahre Vocation in ihm anerkannt hätte. Ihr würdiges Kind in unserm Herrn glaubt, daß Ihre Besorgniß für die katholischen Russen übertrieben sei, und Ihr mütterliches Herz wird es demnach billigen müssen, wenn er einen vor Gott geprüften und entschiedenen Beruf forthin keinerlei Aenderung mehr unterwerfen will."

Der Seelenführer hatte hier gehandelt, wie die Gesellschaft Jesu unter ähnlichen Umständen immer handelt: er hatte sich damit begnügt, den Ueberlegungen, welche Gott selbst leitete, zuzusehen. Der junge Fürst verstand die Stimme, welche ihn berief dereinst an dem Heile Rußlands mitzuarbeiten, und der Diplomat wurde Jesuit. Die Vorsehung aber gestattete nicht, daß sich die an diesen Schritt geknüpften Befürchtungen der erlauchten Gräfin verwirklichten. P. von Ravignan hatte sein Vertrauen auf Gott gesetzt, und sein Vertrauen war nicht getäuscht worden. [1])

Dreizehn Jahre nach der Entscheidung dieses Berufes für die Gesellschaft Jesu schickte P. von Ravignan den tugendhaften Grafen Schouvaloff in das Noviziat zu den Barnabiten, nachdem auch er lange Zeit daran gedacht hatte, Jesuit zu werden. Der Geist Gottes weht, wo er will; und der weise Seelenführer hatte eine besondere Gabe, auf den verschiedenen Wegen der Vollkommenheit den Antrieb

---

[1]) Die Person, um die es sich hier handelt, ist Fürst Gagarin, seither mit der Zurückführung der griechischen Kirche zur katholischen Einheit unermüdlich beschäftigt. A. d. Ü.

des Himmels zu unterscheiden. Hier wollen wir die Geschichte dieser so schönen und rührenden Berufung nicht wiederholen, da der eifrige Barnabit selbst sie mit so vieler Salbung erzählt hat; wir verweisen unsre Leser dieserhalb auf seine Memoiren, die der Tod inzwischen geheiligt und daraus gleichsam das Testament des Glaubens und der Frömmigkeit des P. Schouvaloff gemacht hat. [1])

---

[1]) Ma conversion et ma vocation. Par le P. Schouvaloff, Barnabite. Suivi de lettres de direction, par le R. P. de Ravignan. Paris. Douniol. A. d. Ü.

Elftes Kapitel.

Verfolgung von 1843 und 1844.

Die öffentliche Meinung wird gegen die Jesuiten aufgeregt. P. von Ravignan bei Guizot; man verklagt ihn in Rom, und sucht seine Sache von der seiner Brüder zu trennen. Er veröffentlicht seine Vertheidigung der Gesellschaft Jesu.

Das Jahr 1843 eröffnete für die Gesellschaft Jesu eine Aera, die ihr nicht neu war: die Aera der Verfolgung. Bisher hatten einzelne und locale Anfeindungen von Seite untergeordneter Agenten den Sturm bloß angekündigt; nun aber war ohne Zweifel ein höherer Befehl gegeben worden; die ganze Welt schien gegen die Jesuiten verbündet, und einen Augenblick konnte man glauben, daß, wie das 18., so auch das 19. Jahrhundert sie ächten wolle.

Schon bei Beginn des Kampfes hatte der P. General dafür gehalten, daß es den Umständen gemäß natürlich sei, den P. von Ravignan mit dem Amte eines Superiors des Hauses von Paris zu betrauen. Diese Nachricht betrachtete P. vou Ravignan jedoch als ein Unglück und beeilte sich, dem P. Roothaan die Gründe seines Wiederstrebens auseinanderzusetzen. Er schrieb: „Vier und zwanzig Stunden habe ich hingehen lassen, bevor ich antworte, und wage nun, nachdem ich vor Gott die Sache überlegt habe, Ihnen in aller Demuth einige Bemerkungen zu unterbreiten. Wahrscheinlich dachten

Ew. Hochwürden, daß unter den Umständen, in welchen wir uns gegenwärtig zu Paris befinden, meine alten Verbindungen mit vielen Männern aus der Welt, und die Beziehungen, die ich leicht zu der kirchlichen und bürgerlichen Obrigkeit haben kann, nützliche Umstände seien zur Leitung dieses theuren Hauses von Paris, das jetzt das Ziel so vieler Angriffe jeder Art ist.

„Doch schon durch mein Hiersein und meine Thätigkeit werden diese Beziehungen Nutzen bringen, mag ich nun Vorgesetzter oder Untergebener im Hause sein. Der P. Provinzial und der P. Rektor werden stets über mich verfügen können, und treue Hingebung von meiner Seite soll ihnen nicht fehlen, ebenso wenig wie meine Liebe für die Gesellschaft, die meinem Herzen alle Tage theurer wird. Ich sehe daher nicht ein, wie es uns nach Außen nützlich sein könnte, wenn man mir das Amt eines Superiors übertrüge. Was aber die innern Angelegenheiten betrifft, so wird jeder Andere besser dafür sorgen, als ich es je vermöchte.

„Mir würde also scheinen, daß ich, was meine persönlichen Beziehungen betrifft, von demselben Vortheil sein könnte, wenn ich meine jetzige Stellung behalte. Die Minister des Königs und der Erzbischof haben ohnedieß mit mir stets verhandelt als mit einem Manne, der in ihren Augen die Gesellschaft vertritt, wie unwürdig ich dessen auch sein mag. Meine Beziehungen zu so vielen Menschen von jedem Alter, jedem Stande und jedem Lande haben sich dermaßen vervielfältigt, daß ich wahrhaftig Mühe genug habe, für mich allein die Pflichten der Regel zu erfüllen. Die Heiligen freilich haben noch mehr gethan ohne Zweifel; allein ich müßte gerade das besitzen, was mir gänzlich fehlt, wollte ich für mein Theil thun, was sie inmitten ihrer vielfachen Beziehungen gethan haben. Ich fühle in mir nicht diese Kraft und diese Gnade, die für Alles genügt. Ich muß gestehen, daß ich während fünf Jahren als Superior von Bordeaux, ohne es wirklich zu sein, so viel ausgestanden, und daß ich auch den andern und ihren Arbeiten so viel Mühe verursacht habe, daß ich eine neue Bürde bis zum Aeußersten fürchte.

„Euer Hochwürden wollen demnach entscheiden; zum Voraus nehme ich Ihr letztes Wort von ganzer Seele an, möge es ausfallen, wie es wolle."

Als der P. General diese Gründe genehmigt hatte, beeilte er sich zu antworten: „Ich kann Sie versichern, meine Dankbarkeit ist lebhaft und tief. Mein Gott! wie nöthig habe ich doch, lange zu gehorchen und nie etwas mehr zu werden!"

Die edle Rolle, welche nunmehr die Ereignisse dem P. von Ravignan zuwiesen, macht es nöthig, uns bei diesen traurigen Erinnerungen etwas aufzuhalten.

Zunächst geschah Alles, um die öffentliche Meinung gegen die Jesuiten aufzuregen, sodann um auch die Regierung gegen sie zu stimmen; weder das Eine noch das Andre hielt schwer; der Haß brauchte nur der Furcht die Hand zu reichen. Es wurde also die Gesellschaft Jesu von Frankreich in die Acht erklärt; die Zeitungsschreiber wetteiferten dabei mit den Professoren in ihren Vorlesungen; Anschuldigungen galten für Beweise, Träume für Thatsachen, ein Roman für Geschichte. Die Kühnheit der Verläumdungen fand ihres Gleichen nur in der Leichtgläubigkeit des Publikums; die unglaublichsten Fabeln wurden begierig ergriffen und bis in die hohen Regionen der Regierung verbreitet.

Am ersten Mai, dem Festtage des Königs, offenbarte eine hervorragende Persönlichkeit in Gegenwart der Prinzen und mehrerer Minister, die in einem Saale der Tuilerien versammelt waren, ein neues und schreckliches Complott: die Keller von St.-Sulpice seien ein Arsenal von Waffen, die Jesuiten hielten dort ihre Zusammenkünfte, und noch am Abend vorher habe sich P. von Ravignan daselbst mit seinen Getreuen berathen. Glücklicher Weise war ein treuerer Zeuge zugegen: „Ich wohnte gestern dieser Versammlung bei, sagte eine Dame vom Hofe; wir hatten eine Lotterie für die Armen von der hl. Familie." Und mit boshafter Naivetät fügte sie hinzu: „Es waren zwei oder drei Hundert Haushaltungen dabei vertreten, die sich glücklich schätzten, wenn sie eine Kaffeekanne oder einen Kochtopf gewannen."

Bei diesen Worten konnte man über das vorgebliche Complott nur lachen.

Inmitten dieser Verdorbenheit der öffentlichen Gesinnung schrieb im Journal des Debats ein bekannter Literat, damals Lehrer eines königlichen Prinzen, zunächst „eine Würdigung der unendlichen Kunst, mit der P. von Ravignan die nimmer ruhende Reaction verleugnet, von der er doch eines der hervorragendsten Organe sei", und rief dann „ihm nebst allen Mönchen der Poststraße und der Straße Sala" zu: „Was helfen mir Ihre Tugenden, wenn Sie mir die Pest bringen?" Dieses Wort machte Furore, und man merkte dabei nicht, wie in diesem so gerühmten Witz neben einer Verleumdung zugleich ein Unsinn und eine Lästerung lag.

Indessen vermochte nichts die eitle Furcht zu beruhigen, welche der Regierung das Wort Jesuiten, oder vielmehr der Lärm, den man mit diesem Worte machte, einjagte. Die Häuser der Gesellschaft wurden bei der Diözesan-Obrigkeit verklagt; um das Gehässige einer gewaltsamen Unterdrückung zu vermeiden, wollte man, daß die Bischöfe selbst sie schlössen; und auch damit begnügte man sich nicht: selbst jedes Zeichen von Wohlwollen, das man den in Ungnade gefallenen Ordensmännern bezeigte, war in den Augen der Regierung ein Act der Feindseligkeit. Der Bischof von Angers hatte sich erlaubt, in Gegenwart seiner zu einer Retraite versammelten Priester, einige für die Jesuiten günstige Worte zu sprechen, — und eine ministerielle Verwarnung ließ nicht auf sich warten. Wenige Tage darauf schrieb ihm Herr Martin, damals Minister des Cultus, um ihm sein Bedauern auszudrücken über „eine solche Sprache" und ihm zu empfehlen, in Zukunft „jede Aeußerung ähnlicher Natur" zu vermeiden. Der Bischof antwortete mit muthiger Freimüthigkeit. Nachdem er seine hohe Werthschätzung der Gesellschaft Jesu begründet hatte, fügte er bei: „die wahren Feinde der Regierung sind nicht die Jesuiten, noch der Clerus; es sind dies vielmehr jene Menschen, welche die Gesellschaft durch unmoralische und irreligiöse Werke verderben, es sind diejenigen, welche die Jugend zur Indiffe-

renz und Pflichtvergessenheit verleiten; es sind jene, die da fürchten, daß die Religion durch den Clerus Einfluß übe auf die Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes, das die Hoffnung des Staates bildet."

Die Minister selbst hatten fortwährende Beunruhigungen auszustehen und ließen dies hinwiederum uns durch beständige Quälereien fühlen. Jede Interpellation in der Kammer trug den Jesuiten neue Zumuthungen von Seite der Regierung ein. Eine Bemerkung des P. von Ravignan gibt über das Unerquickliche dieser Lage Aufschluß: „Man muß wirklich hier sein, schrieb er den 30. Dezember 1843 an den P. General, um sich ein richtiges Bild der Dinge machen zu können; man muß wiederholt mit unsern öffentlichen Vertretern gesprochen und sie inmitten ihrer Aengsten um unsertwillen gesehen haben, um alle Schwierigkeiten der Lage begreifen zu können. Zweimal während des kurzen Advents, wo ich zu Rouen predigte, wurde ich durch den Siegelbewahrer und durch den Director des Kultus nach Paris berufen. Bald handelt es sich um dies, bald um das . . . Unsre Kapellen sollen wir schließen, unsre Novizen heimschicken, alle unsre Theologen aus Frankreich fortgehen heißen u. s. w. u. s. w. Herr X bereitet etwas vor, was die ganze Regierung in Bewegung setzt; es ist elend, es ist erbärmlich, aber es macht, daß wir in beständiger Aufregung leben."

Gerade am Abend vorher, ehe diese Zeilen geschrieben wurden, am 29. Dezember, hatte P. von Ravignan zum dritten Male eine Zusammenkunft mit Herrn Guizot. „Er hat mich in Erstaunen gesetzt, schrieb er bei dieser Gelegenheit, durch die Ueberlegenheit seiner Ansichten, durch seine Hochachtung für unsre Gesellschaft, durch die Art und Weise, wie er sich gegen all die Vorurtheile und Angriffe aussprach, deren Ziel wir sind. Ich weiß ganz gewiß, daß er in dem Ministerrath zu unsern Gunsten gesprochen hat. Außer Andern hält auch der Nuntius zu Paris dafür, daß man für die katholischen Interessen auf Herrn Guizot mehr rechnen könne, als auf alle andern öffentlichen Männer unserer Zeit. So viel ist gewiß, daß er ein Staatsmann

ist, daß seine Ansichten erhaben, hochherzig und der Freiheit des Unterrichts und der Kirche günstig sind. Ich werde freilich seiner Politik und seinen Meinungen nur mit Maaß vertrauen, allein er verdient doch mehr Achtung, als die meisten anderen Herren der Regierung."

Es liegt mir über diese dritte Unterredung des Mönchs mit dem Minister ein Blatt vor, welches den Inhalt derselben wiedergibt und der Mittheilung werth ist:

„Guizot, mit Wohlwollen: Was wünschen Sie mir zu sagen?

Ravignan: Man scheint im Ministerium des Cultus Herrn X. zu fürchten.

G. Man weiß, was man von den Einfällen des Herrn X. zu erwarten hat, man wird ihn reden lassen. Allein die öffentliche Meinung ist voll von Vorurtheilen; man bringt die Klage des Clerus mit der Reise der Legitimisten nach London in Verbindung. Die Leichtgläubigkeit Vieler schiebt Ihnen Dinge in die Schuhe, denen ich durchaus keinen Glauben schenke. Sie müssen klug sein, sich auf die Thätigkeit Ihres Berufes beschränken; die Regierung hat durchaus keine Abneigung gegen Sie. Ich denke, Sie können der Gesellschaft durch die Leitung der Geister noch große Dienste leisten, wenn Sie Ihren Einfluß, der stets ein großer ist, wohl benutzen.

R. Ich muß Ihnen erklären, daß wir wirklich ausschließlich mit der Thätigkeit unseres hl. Berufes beschäftigt sind und den Geist der Kirche befolgen, wie die Vorschriften des Papstes, dem wir in geistlichen Dingen noch besonders zu gehorchen geloben.

G. Der Papst steht gänzlich außer und über den politischen Parteien, ich weiß es . . . Aber einigemal hat doch Ihr Orden, erlauben Sie mir es Ihnen zu sagen, denn ich habe sehr eingehend seine Geschichte studirt, zweimal also hat Ihr Orden sich zu ungehöriger Zeit an gefallene Dynastien angeschlossen, unter Anderm an die Stuarts, ganz gegen die wohlverstandenen Interessen der Kirche. Die Zeiten sind nicht den Regierungen unterworfen; es gibt unvermeidliche Aenderungen, denen man sich fügen muß.

Kämpfen wollen gegen einen neuen Geist, gegen neue Einrichtungen, würde für die Religion nicht vortheilhaft sein. Ihr Orden hat sich in dieser Hinsicht getäuscht.

R. Ich habe die Ehre, Ew. Exzellenz zu bemerken, daß die Gesellschaft Jesu Verfolgungen zu leiden hatte, selbst unter den Stuarts . . . daß sie nur einer ganz andern Macht widerstand, als der der Regierung.

G. Allerdings gab es dort Verfolgung, eine protestantische Revolution, der Sie sich freilich nicht anschließen konnten.

R. Was unsere Anhänglichkeit an gefallene Dynastien betrifft, so glaube ich nicht, daß man sie als den Geist der Gesellschaft Jesu bezeichnen könnte, das wäre unrichtig. Man wirft uns ganz andere Dinge vor . . . Doch wir sind in Wirklichkeit Männer der Kirche und folgen ihrem Geist, der darin besteht, in allen Staaten und unter allen Regierungsformen das Werk des Glaubens und der evangelischen Thätigkeit zu betreiben. Wir sind wahrlich jeder Parteinahme fremd. Wenn wir Beziehungen zu den Legitimisten haben, so kommt dies daher, daß dieselben religiös sind und um den Beistand unseres Berufes bitten kommen. Davon kann man sich ja durch die Thatsachen überzeugen.

G. Eine Thatsache . . . Einer Ihrer Patres zu Lyon hat Portraits des Herzogs von Bordeaux und Pamphlete zu seinen Gunsten vertheilt. Ich habe dies Niemanden gesagt, als dem Nuntius.

R. Der Nuntius hat uns dies erzählt; wir haben nach Lyon geschrieben. Alle Patres wurden durch den Superior befragt, stellen es aber auf's Entschiedenste in Abrede.

G. Ich glaube Ihnen; doch in dieser Weise beschäftigt sich die öffentliche Meinung mit Ihnen. Uebrigens ist auch diese legitimistische Bewegung nur oberflächlich; Boden hat sie nicht.

R. Wir sind unser zweihundert Priester. Wir predigen . . . welche Thatsache wirft man uns vor? Unsre Worte müßten uns doch verrathen.

G. Keine Thatsache. Es gäbe deren allerdings vereinzelte, denen ich jedoch keinerlei Wichtigkeit beilege. Man wird sich übrigens nun mit der Unterrichtsfreiheit beschäftigen und keine Concessionen dabei machen, weil eine ver-

nünftige Regierung deren überhaupt nicht macht. Doch werden unter gewissen Bedingungen Alle zugelassen. Auch Sie dürfen dabei nicht ausgeschlossen werden, vorausgesetzt, daß Sie sich zu dem bequemen, was verlangt wird."

Die Wirklichkeit entsprach jedoch keineswegs diesen Worten. Allein wer weiß nicht, daß ein Minister, wie eine zweifache Aufgabe, so auch einen zweifachen Charakter hat? Der Mann auf der Tribüne gleicht nicht immer dem Manne im Cabinet. Die irregeleitete öffentliche Meinung riß die Kammern, und die Majorität der Kammern hinwieder das Ministerium mit sich fort.

P. von Ravignan vervielfältigte sich gleichsam, um die Vertheidigung zu organisiren. Da Gott selbst ihn in den Vordergrund gestellt hatte, so war er es auch, auf den die Superioren sich verließen, und mit dem unsere Freunde sich vereinigten. Weit entfernt, vor der Arbeit und Verantwortlichkeit zurückzuschrecken, sagte er der Ruhe Lebewohl und ging entschlossen zum Kampfe, erwartete wenig von den Menschen, denen die Gegenwart angehörte, hoffte dagegen Alles von Gott, als dem einzigen Herrn der Zukunft. Und in diesem Kampfe gegen die Vorurtheile und Leidenschaften war die Mäßigung seines Charakters so bewunderungswürdig, und die Maßnahme seiner Handlungen so vollkommen, er sah so klar voraus und ging so gerade voran, daß selbst die Bosheit ihn auf keinem Fehltritt überraschen konnte. Unaufhörlich von tausend Feinden beunruhigt, einigemal von allzu eifrigen oder allzu furchtsamen Freunden in Verlegenheit gebracht, wich er doch keinen Schritt zurück, verletzte Niemanden, brachte nie die Seinigen in Gefahr, setzte immer nur sich selbst derselben aus, und so wurde endlich die Verleumdung zum Rückzug genöthigt, wenigstens vor P. von Ravignan.

Indessen darf nicht verschwiegen werden, daß sein Benehmen doch nicht Alle befriedigte, die mit ihm unter derselben Fahne kämpften. Es gibt solche übertriebene Naturen, denen man nie weit genug gehen, nie hart genug schlagen kann; sie halten Alles für gefehlt, was nicht über die Grenzen hinausgeht. Dies war aber nicht das Tem-

perament, noch die Taktik des P. von Ravignan: er besaß den disciplinirten Muth des Soldaten, und nicht die unbedachtsame Heftigkeit eines Abenteurers; jede Maßlosigkeit schien ihm eine gefährliche Schwäche, und während seine Feinde ihm nicht eine einzige Concession entrissen, erlangten doch auch seine eifrigsten Freunde keine Unklugheit von ihm.

Gegen Ende des Jahres 1843 sah er sich plötzlich in Rom verklagt durch Personen, deren Character wir gewiß ehren und deren Intentionen wir respectiren müssen. Doch unterliegt es keinem Zweifel: ehe man einen Mann von solcher Energie und unter solchen Umständen der Schwäche beschuldigte, hätte man zweimal zusehen und prüfen sollen. Der P. General, der gerade krank war, nahm sich die Sache sehr zu Herzen und beauftragte den P. von Villefort, sofort an P. von Ravignan zu schreiben und ihn um Aufklärung zu bitten. Alle Beschwerden liefen darauf hinaus, daß er die Klugheit zu weit treibe. Ein Seminar-Director, heißt es in diesem Briefe, habe sogar lachen müssen über diese Furcht des Jesuiten. Folgendes ist die Antwort:

„Mein hochwürdiger Vater!

„Eben heute habe ich den Brief erhalten, den Ew. Hochwürden die Güte hatten, mir durch P. von Villefort schreiben zu lassen. Mein Gewissen fühlt sich allzu tadelnswerth, als daß ich nicht all das Mißfallen an meinem Benehmen für verdient hinnehmen sollte. Ich bekenne es aufrichtig: ich bin innerlich verwirrt und erstaunt darüber, daß man mich in der Gesellschaft Jesu noch duldet. Würdigen Sie Sich, mein hochwürdiger Vater, mich immer ohne Rückhalt zu tadeln, ich werde von Herzen dankbar dafür sein, ich werde dadurch meinem Beruf und meinen Obern nur noch zärtlicher anhänglich werden.

„Doch mein Herz hat sehr gelitten, und ich bin tief betrübt, wenn ich bedenke, daß ich Ihnen wirklich Kummer verursacht habe. Meine Augen füllen sich, indem ich dies schreibe, unwillkürlich mit Thränen; ich bin für Ihre väterliche Autorität von so zarter und kindlicher Verehrung

durchdrungen, Sie haben mir seit langen Jahren so viel Beweise von Vertrauen und Zuneigung gegeben, daß ich nun wirklich nicht weiß, wie ich meinen Kummer und meine Reue ausdrücken soll. Vergeben Sie mir, mein hochwürdiger Vater, entziehen Sie mir nicht Ihre Nachsicht und vielfache Güte; ich bin mit Freuden bereit, mich jeder Buße zu unterziehen, die Sie mir auflegen wollen; ich bitte darum mit Inständigkeit.

„Wenn mein Benehmen dem Geist der Gesellschaft Jesu und meiner Pflicht zuwider war, will ich mich gewiß nicht rechtfertigen, ich will nur einfach die Wahrheit erzählen, und zwar nach Ordnung der Fragen, wie sie mir in Ihrem Namen P. von Villefort vorlegt.

„Erstens: Als das Buch vom „Monopol" erschien, weiß ich nicht, ob ich die durch dieses Buch hervorgerufene Lage „ein unermeßliches Unglück" genannt habe, aber wohl habe ich darin mit den bedeutendsten und der Kirche wie der Gesellschaft Jesu ergebensten Geistern ein Hinderniß erblickt für die Erreichung jener Resultate, welche die ausgesprochene religiöse Bewegung in mehr friedlicher Weise herbeizuführen schien. In diesem Sinne habe ich die beleidigende Form des Buches getadelt. Ich konnte dabei auch Furcht für die Folgen an den Tag legen; denn was die Existenz der Gesellschaft Jesu in Frankreich betrifft, so wußte ich, wie aufgeregt bei dieser Gelegenheit die Herren der Regierung gegen uns waren. Ich konnte denken und sagen, daß die auf solche Weise geschehene Veröffentlichung gefährlich, vielleicht auch ungelegen sei; ich glaube wirklich nicht, etwas anderes gesagt oder gedacht zu haben.

„Zweitens: Es ist falsch, ganz und gar falsch, daß irgend ein Pater unseres Hauses zu Paris, noch auch ich, den jungen Leuten, die gegen die Gottlosigkeiten der Herren Michelet und Quinet protestiren wollten, die Absolution versagt hätten. Bedeutende Laien und bedeutende Geistliche waren der Meinung, es sei besser, jede gewaltsame Collision zu vermeiden. Mir scheint noch immer, daß wir, die wir hier am Orte gegenwärtig waren, in Anbetracht der Umstände nur eine Pflicht erfüllten, wenn wir

die jungen Leute ermahnten, davon abzustehen. Es konnte nur Uebles daraus hervorgehen, ohne irgend etwas Gutes.

Drittens: Nein, ich habe zu Herrn Guizot durchaus nicht in einer Weise geredet, die in den Mund eines Profeß der Gesellschaft Jesu nicht paßte. Er und ich allein können dies wissen und behaupten. Gewiß, ich war nicht gekommen, um mit ihm über die calvinistischen Lehren zu discutiren. Meine beiden ersten Worte lauteten ungefähr: Ein verschiedener Glaube scheidet uns, ich bin Jesuit . . . Mein Gewissen sagt mir, daß ich ihm gegenüber freimüthig und zugleich zurückhaltend war.

„Viertens: Niemals habe ich zum Cultusminister noch zu Jemand anders gesagt: „Wir existiren nicht." Ich habe offen und einfach geredet. Ich war ja als Jesuit, um unsere Gesellschaft zu vertheidigen, zu den Ministern berufen worden oder hingegangen; wie hätte ich da sagen können: „Wir existiren nicht?"

„Ohne Zweifel habe ich vielfach fehlen können in meinen Worten und in meinen Handlungen, den Weltlichen und den Unsrigen gegenüber Indessen scheint mir doch, daß die Obern zu Paris, ohne die ich nichts Wichtiges gethan und nicht einmal gesprochen habe, jenem Weg gefolgt sind, den die wahre Klugheit anzeigte.

„Nein, mein hochwürdiger Vater, ich finde in meinem Herzen weder Furcht, noch Mangel des Glaubens: ich werde offen für die Sache der Gesellschaft Jesu kämpfen, sobald man es verlangen wird, und auch dann werde ich noch immer hoffen. So unaufhörlich durch die Oberen in diese traurigen Verhandlungen hineingezogen würde ich manchmal, ich gestehe es, offener Verfolgung den Vorzug gegeben haben. Doch, müssen wir deßwegen dieselbe hervorrufen?"

Der P. General schrieb ihm hierauf: „Ich beeile mich, Ihren Brief zu beantworten und Ihnen zu sagen, daß es mich nicht weniger tröstete zu sehen, wie sehr die Anschuldigungen, die man gegen Sie erhoben hatte, falsch waren, als es mir leid that, daß dieselben Ihnen Betrübniß verursachten. Nunmehr ist mein Herz beruhigt und erleichtert.

Ihr Benehmen war das eines wahren Kindes der Gesellschaft Jesu. Sie haben in Betreff des „Monopol“ nicht anders gehandelt, als ich selbst gehandelt habe. — Danken Sie dem lieben Gott, mein theurer Pater, für dieses Kreuz, ich danke ihm dafür an Ihrer Statt; es ist dies in meinen Augen ein Grund zu hoffen, daß er sich noch lange Ihrer Thätigkeit bedienen wird, um ihm Seelen zu gewinnen. Alle apostolischen Männer hatten ähnliche Prüfungen zu bestehen. Also, mein theurer Pater, consolemur invicem! Dem Herrn gefällt es, seine Diener zu üben. Er sei gepriesen in aeternum et ultra!“

P. von Ravignan, man wird es gern glauben, machte sich wenig aus alle dem, was Bosheit oder unbedachter Eifer gegen ihn ersann, er ließ, wie er sich gewöhnlich ausdrückte, fallen, was fallen und gehen, was gehen wollte; allein mit seinen Brüdern war er, wie dem Namen, so auch dem Geiste und Herzen nach verwachsen und fühlte sich daher bis in Tiefe der Seele verletzt, wenn man von ihnen ihn scheiden wollte. Und dennoch, um die Jesuiten desto leichter verderben zu können, hielt man kein Mittel für geeigneter, als ihm eine abgesonderte Stellung in seinem Orden zuzuschreiben oder ihn gar als Ausgetretenen darzustellen. Dies war immer die Taktik der Feinde der Gesellschaft Jesu, besonders derjenigen, die sie nur aus Vorurtheil oder aus Mißverständniß der Lage verfolgten. Denn jene, welche durch böse Leidenschaften gegen sie aufgebracht waren, (und das war Gott sei Dank! die geringere Zahl) nahmen dabei auf Niemanden Rücksicht und waren nicht verlegen in der Wahl der Mittel. Wohingegen die ehrlichen Menschen, die durch Lügen, wie sie seit Pascal geläufig waren, irre geführt wurden, und die Repräsentanten der Regierung, welche die Jesuiten opfern mußten, um sich selbst in ihren Stellungen zu erhalten, ihr Gewissen damit beruhigten, daß sie mit Royer-Collard sagten: „Der P. von Ravignan hat die Treuherzigkeit, sich für einen Jesuiten zu halten.“ Das wiederholte man dann in den Kammern und im Cabinet der Minister. Und was anders sollte selbst Guizot sagen, den die damaligen Zeitungen zuweilen unter

den Zuhörern des P. von Ravignan aufzählen? Er verhehlte durchaus nicht seine Achtung und Sympathie für den Redner von Notre-Dame. Als ihm derselbe, so erzählt man, eines Tages wegen eines vorgeblichen Angriffs auf die Universität in einer seiner Conferenzen denunzirt worden war, wies er die Anklage mit den Worten zurück, daß die Weisheit und Klugheit des P. von Ravignan hinlänglich bekannt sei, und daß ein Name, wie der seinige, vor jedem Angriff schütze. Was anders sollte auch Herr von Salvandy sagen, der persönlich mehr als Achtung für P. von Ravignan hegte? Schon im Jahre 1838 hatte dieser Minister seine Tugend und sein Talent zu schätzen gewußt, wie folgende in demselben Jahre zu Rom geschriebenen und vom berühmten Redner unterzeichneten Zeilen bekunden: „Herr von Salvandy, Minister des öffentlichen Unterrichts, hat mit dem Erzbischof von Paris über ein Project in Betreff der Sorbonne gesprochen. Es war dabei Rede von mir als Professor; ich wundere mich nur, daß man auf eine solche Idee kommen konnte.“ Was anders endlich sollte auch Martin (du Nord), Minister des Kultus, sagen? Ich lese in einem Briefe, der aus seinem Cabinet kommt und von einem Bischof geschrieben ist: „Der Minister ist sehr zufrieden mit P. von Ravignan; er schätzt und ehrt ihn. Ueberhaupt, fügte er bei, sind die Einzelnen in der Gesellschaft Jesu sehr gut, nur der Geist des Ganzen ist gefährlich und in Opposition mit den Gesetzen.“

Man sagte auch, die Gesellschaft Jesu habe Concessionen machen müssen, um P. von Ravignan zu behalten, eine Aussage, welche die vollständigste Unwissenheit über die Thatsachen wie die Grundsätze, über die Art der Gesellschaft Jesu wie den Character des P. von Ravignan selbst voraussetzt. Die Gesellschaft Jesu macht nie Concessionen, selbst dann nicht, wenn man es verlangen sollte; sie kann wohl von ihren Gliedern verlieren, sie kann aber keine ihrer Regeln darangeben. Und was den P. von Ravignan betrifft, so würde gerade er niemals Concessionen angenommen haben, wenn man ihm solche auch hätte machen wollen.

Endlich verbreitete man wirklich das Gerücht, P. von Ra-

vignan sei aus der Gesellschaft ausgetreten, und diese letzte Version mußte natürlich, gerade weil sie die albernste und den Jesuiten feindlichste war, als die glaubwürdigste erscheinen. Die Neuigkeit lief von Paris bis nach Rom. Der P. General konnte Ravignan nicht das Unrecht anthun, auch nur einen Zweifel an seiner Beständigkeit aufkommen zu lassen. Er begnügte sich damit, ihn davon zu benachrichtigen, und fügte bei: „Nie habe ich auch nur die geringste Unruhe über Ihre persönliche Stimmung gehabt: ich bin deren zu sehr versichert. Es wäre mir unmöglich, auch nur zu denken, daß mein trefflicher P. von Ravignan sich davon beirren lassen könnte. Wahrhaftig, müßte man dazu nicht närrisch sein? Verzeihen Sie mir dies Wort, mein guter Pater, das meiner Feder unwillkürlich entschlüpft ist."

Die Jesuiten Frankreichs wußten, was sie von der innigen Anhänglichkeit ihres Bruders an seinen Beruf zu denken hatten; sie hatten gehört, wie er bei Gelegenheit des Abfalls Einiger ausgerufen: „Ist denn die Gesellschaft Jesu ein Möbel zum Aus- und Einschieben? Sind denn die Gelübde ein Band, das sich leicht zerreißen und wieder anknüpfen läßt?" Gerade über diesen Punkt wanken auch bis zu seinem letzten Seufzer weder seine Gefühle noch seine Sprache. Einige Jahre später schrieb er bei einer ähnlichen Gelegenheit: „Ach, wie sind sie blind und zu beklagen! Sie werden später fühlen, welche Mutter sie verlassen haben! Und dann die Erinnerung an den Beruf, und das brüderliche Contubernium! Arme Geistliche! wie beklage ich sie! Wahrlich, bei solchen Anlässen untersucht und prüft man sich selbst, und welch lebhafte Danksagungen hat man dann Gott darzubringen, wenn man fühlt, wie man durch seine Güte an die Mutter, an die Gesellschaft Jesu, fest gebunden und mit Leib und Seele ihr ergeben ist! Wie schließt sich, wenn man solch traurige Ausscheidungen sieht, das Herz und das ganze Innere noch weit enger an den Beruf, den Gott uns erhalten wolle! In dem Zustand körperlicher Prüfung, in den es dem Herrn gefallen hat, mich zu setzen, mitten in einem tiefen Frieden meiner Seele,

habe ich mit Innigkeit alle meine Gelübde erneuert, habe ich sogar ein lebhaftes Verlangen nach Gesundheit wiedergefunden, was ich lange nicht mehr gefühlt hatte."

Es war aber nicht genug, daß die Jesuiten Rom's und Frankreich's von den persönlichen Gefühlen ihres hochherzigen Bruders, des Gegenstandes so vielen Widerspruches, erbaut wurden. Da er der Welt zum Schauspiel geworden, so mußte er auch im Angesichte der Welt protestiren und erklären, daß er Jesuit, und was ein Jesuit sei. Er erhob also seine Stimme und nahm zum Motto folgende Worte des heil. Hilarius: „Es ist Zeit zu reden, . . . länger zu schweigen wäre nicht Mäßigung, sondern würde für Schwäche gelten" — und dann sagte er in dem kleinen Werke, das alsbald bis zu den Grenzen Frankreichs wiederhallte, mit lauter Stimme:

„Die Klugheit hat ihre Gesetze, sie hat ihre Grenzen. Im Leben der Menschen treten Umstände ein, wo die bestimmtesten Erklärungen hohe, unausweichliche Pflicht werden. Ich gestehe also: seit unter uns die Macht des Falschen eine Herrschaft wieder erlangt hat, die bereits abgethan schien, seit veralteter Haß und überlebte Einbildungen von Neuem die Aufrichtigkeit der Sprache verkehren und die Gesetze der Gerechtigkeit entarten wollen, fühle ich das Bedürfniß zu erklären: Ich bin Jesuit d. h. Mitglied der Gesellschaft Jesu. Diese Erklärung, ich bin sie mir selbst schuldig, ich bin sie schuldig meinem Amt, meinen Brüdern im Priesterthum, der Jugend, allen Gläubigen, die mich mit ihrem Vertrauen beehren; ich bin sie schuldig der Kirche und Gott. Der Mehrzahl lehre ich damit nichts Neues, allein ich genüge dadurch einem Bedürfnisse meines Gewissens, einem Bedürfnisse meiner Stellung und meiner Freiheit. Auch gibt es gerade gegenwärtig unter diesem Namen so viel Schande und so viel Schmach zu ernten, daß ich nicht umhin kann, meinen Antheil an einer solchen Erbschaft öffentlich in Anspruch zu nehmen. Dieser Name ist mein Name, das sage ich mit Freimuth; die Erinnerung an das Evangelium aber wird es Manchem begreiflich machen, daß ich es auch sage mit Freude."

Nach dieser so feierlichen Erklärung war es unmöglich geworden, die Jesuiten zu ächten, ohne zugleich den Redner von Notre=Dame mit zu ächten. Und darum mußte nun auch P. von Ravignan, nachdem er einen Theil der Verantwortung auf sich genommen, gegen die alten Gesetze, welche die Gesellschaft Jesu verbannt hatten und zu deren Wiedereinführung man nun die Regierung nöthigen wollte, die Verfassung anrufen. Deßwegen fuhr er in dem Schriftchen fort, indem er die Vertheidigung aller religiösen Orden zugleich in seine Hand nahm:

„Katholik und Franzose, wie ich bin, im Genuß aller Rechte eines Bürgers, durch das Grundgesetz der Gewissensfreiheit versichert fühlte ich einst das Bedürfniß, mich der evangelischen Vollkommenheit so weit zu nähern, als mir dies möglich sein würde. Das Ordensleben schien mir der Weg, die gesuchte Vollkommenheit zu erreichen: es war von der Kirche gebilligt und hatte zugleich in meinen Augen die Eigenschaft, ausschließlich Sache des Gewissens zu sein. Allerdings sind die Gelübde, welche zum Ordensmann machen, nicht anerkannt durch das Gesetz. Doch, was thut das? Das Gesetz kümmert sich nicht um solche Gelübde: es läßt zu, daß man sie ablegt, es bleibt gleichgültig, wenn man sie verletzt. Allein sie verbieten, das kann das Gesetz nicht, ohne die Regierung mit einer Inquisition und Intoleranz von der gehässigsten Art zu bewaffnen. Eine solch innerliche und nur den Einzelnen angehende Handlung des religiösen Lebens untersagen, sie Männern untersagen, die man für freie ausgibt, das heißt in einen offenbaren Widerspruch fallen, das heißt die Freiheit des Gewissens gerade da antasten, wo sie am zartesten und heiligsten ist.

„Ohne Zweifel können Männer, Priester, die sich zu gemeinsamen und rein religiösen Uebungen vereinigen, in den Augen des Staates kein Recht einer politischen oder bürgerlichen Corporation haben, und wir nehmen auch kein solches in Anspruch; aber diese gemeinsam lebenden Priester, die übrigens nach Außen keine andere Funktionen verrichten, als solche, wozu sie, wie alle andern Priester, durch die bischöfliche Jurisdiction berechtigt sind, müssen gesetzlich

unantastbar sein; wo nicht, so ist die religiöse Freiheit eine Lüge und das öffentliche Recht der Franzosen, das Grundgesetz, eine Täuschung; denn alsdann haben die Worte ihren wahren Sinn verloren und dienen nicht mehr zum Ausdruck der Gedanken.

„Die Verfassung nun, hat sie die Gewissensfreiheit proklamirt? ja oder nein?

„Die evangelische Vollkommenheit, ist sie ein Recht des Gewissens? ja oder nein?

„Nun ist aber das Ordensleben nichts anderes, als die evangelische Vollkommenheit: das ist die feierliche Lehre der Kirche, wie die Gewissensfreiheit das feierliche Versprechen der Verfassung ist. Wenn also ich, ein Franzose, in Frankreich Benedictiner, Dominicaner oder Jesuit werden will, mit welchem Rechte wolltet ihr dieses hindern?"

Nachdem er nun auf diese Weise seine Brüder mit seinem Namen, wie mit einem Schilde gedeckt und mit ihnen und allen Ordensmitgliedern Frankreichs an die Freiheit des Gewissens und des Evangeliums appellirt hatte, wollte er weiter auch noch die Schuldlosigkeit seines Ordens vor den Augen Frankreichs entfalten, das durch die täglichen Lügen der Journale und Flugschriften daran beirrt war. Dabei erinnerte er sich seiner Unterhaltung vom 29. Dezember des vergangenen Jahres mit dem Minister-Präsidenten Guizot und fürchtete darum nicht, eine Untersuchung jener Anklagen herauszufordern, welche die Verleumdung auf die Jesuiten geschleudert hatte. Er wagte also zu sagen:

„Ihr, die ihr auf uns, auf Priester, auf Franzosen, auf freie und ruhige Bürger, die ganze Strenge der Verbannung herabruft, kennt ihr uns? Habt ihr uns gesehen, habt ihr uns gehört? Welches Wort, das aus unserem Munde gekommen, hat die öffentliche Ruhe und die den Gesetzen schuldige Achtung gefährdet? Und doch haben unsre zweihundert Stimmen von einer großen Anzahl von Kanzeln gehallt in den volkreichsten Städten, wie in den unscheinbarsten Dörfchen. Wo sind die Civilbehörden, die uns anklagen? Wo sind die geistlichen Obrigkeiten, die

uns verurtheilen? Ist auch nur eine sichere und tadelnswerthe Handlung einem Einzigen von uns zugeschrieben worden? Vorurtheile, Empfindlichkeiten, Vermuthungen sind nicht genug; sie würden weder der Wirklichkeit noch den Beweisen gegenüber Stand zu halten vermögen; und die Schuld einer Gesellschaft kann nur einen thatsächlichen und richtigen Ausdruck finden in den Fehlern derjenigen, aus denen sie besteht. Ihnen allein, den Individuen, kommt die Handlung, das Verbrechen wie die Tugend, zu. Welche unter uns also sind die Schuldigen?"

Aber auch das war noch nicht genug: es mußte auch jenen Menschen geantwortet werden, die sich an dem Orden selbst vergriffen, die beim Mangel alter Gesetze deren neue gemacht haben würden, um ihn zu verbannen, und die mit Dupin sagten: „Ich gebe zu, daß es Jesuiten gab, die brave Männer, liebenswürdige Männer, große Prediger, große Mathematiker waren; aber als Gesellschaft, als Orden ist ihnen nur zu Theil geworden, was sie verdienten. Die Besten können augenblicklich schlecht und verderblich werden durch ihr Gesetz des Gehorsams: das bleibt immer „der Stock in der Hand eines Greises." In Frankreich hat man dieses instinktmäßig herausgefühlt; Alles, was es dort Edles, Gesundes und Unverdorbenes gab, hat sich vom ersten Tag an gegen sie aufgelehnt; und, als Orden betrachtet, kenne ich nur Ein Lob, was man ihnen mit Wahrheit geben kann: man muß sie loben wegen all der Tugenden, die sie durch ihre Existenz gegen sich hervorgerufen und wach gehalten haben."

Indem daher P. von Ravignan seiner Vertheidigungsschrift den Titel gab: „Von der Existenz und dem Institut der Jesuiten", bezeichnete er die vier Punkte, welche er einer öffentlichen Prüfung unterwerfen wollte, klar, wie folgt:

„Ich will also sagen, was wir sind; man weiß es nicht, ich will es daher klar auseinandersetzen. Vier Punkte werden es uns deutlich machen:

„Der Geist, den wir aus dem Buch der „geistlichen Exercitien" des heil. Ignatius schöpfen;"

„Der Gehorsam, den seine „Constitutionen“ uns auflegen;“

„Das Apostolat, welches die Gesellschaft in ihren Missionen ausübt;“

„Die Lehren, welche sie festhält.“

„Ich rede von dem, was ich weiß; nichts in meinem Leben ist sicherer, nichts mir besser bekannt, als was ich nun sagen werde, und das ist die einfache Wahrheit. Die Menschen können dieselbe zwar zurückstoßen, doch Gott sieht und richtet mich.“

Diese Darlegung des Geistes des hl. Ignatius und der Arbeiten und Lehren seiner Kinder sollte nicht eine Apologie im eigentlichen Sinne sein, d. h. eine in's Einzelne gehende Widerlegung all der tausendfach gegen die Gesellschaft Jesu geschleuderten Beschuldigungen. Eine solche war gerade erschienen unter dem Titel: „Ueber die Jesuiten von einem Jesuiten,“ und einige hochherzige Freunde der Gesellschaft Jesu hatten sich nicht gescheut, ihre Stimmen mitten im Lärm der Leidenschaften zu erheben, um die Lügen zu wiederlegen, welche in den Zeitungen, Pamphleten und öffentlichen Vorträgen ihre Regeln und ihre Geschichte entstellten. P. von Ravignan aber rückte den Stand der Frage weiter hinaus, ging bis zur Quelle der Verläumdungen und des Hasses selbst, und warf, statt die Vorwürfe einen nach dem andern zu widerlegen, sie alle mit einem Schlag über den Haufen, indem er an Stelle des Streites eine einfache Darlegung der Frage setzte, und sagte: So sind wir. Um aber so sprechen zu können, war eben ein Mann nöthig, dessen Stimme die allgemeine Aufmerksamkeit erregen, selbst den Feinden Achtung abnöthigen und zum Schluß sagen konnte:

„Und wenn ich in diesem Kampfe unterliegen müßte, so würde ich, ehe ich auf dem Boden, auf dem ich geboren bin, den Staub von meinen Füßen schüttelte, mich noch ein letztes Mal an den Fuß der Kanzel von Notre-Dame setzen. Und dort würde ich alsdann, mit dem unauslöschlichen Bewußtsein verkannter Billigkeit im Herzen, mein Vaterland beklagen und voll Trauer sprechen: „Einst gab

es einen Tag, an dem die Wahrheit ihm gesagt wurde, eine Stimme verkündigte sie; aber trotzdem wurde Gerechtigkeit nicht geübt, es fehlte an Muth, sie zu üben. Und so lassen wir denn hinter uns eine verletzte Verfassung, eine unterdrückte Gewissensfreiheit, eine verhöhnte Gerechtigkeit, ein Land, das um eine große Ungerechtigkeit reicher ist: und gewiß, es wird sich dabei nicht besser befinden. Aber ein besserer Tag wird anbrechen, und ich fühle in meiner Seele eine untrügliche Sicherheit, daß dieser Tag nicht mehr ferne ist. Die Geschichte wird den Schritt, den ich thun will, nicht verschweigen. Sie wird auf das ungerechte Jahrhundert selbst das ganze Gewicht seiner unbeugsamen Verordnungen fallen lassen. Du, o Herr, wirst nicht immer erlauben, daß die Ungerechtigkeit hienieden ohne Aufhören triumphirt, Du wirst befehlen, daß die zeitliche Gerechtigkeit zuvorkomme der ewigen Gerechtigkeit."

Damals konnte man sehen, daß der Name des P. von Ravignan nicht ohne die besondere Vorsehung des Himmels für das Wohl der Gesellschaft Jesu von Tag zu Tag gewachsen, und nun eine Art von Macht geworden war, die wohl konnte zu denken geben. Am 25. Januar 1844 zeigten die katholischen Zeitungen das Erscheinen seines Buches an, und das erste Exemplar hatte die Ehre, von dem Cultusminister gekauft zu werden. Seine Exzellenz, die vorher nicht befragt worden war, nahm es sehr übel auf, daß P. von Ravignan die Existenz der Gesellschaft Jesu in Frankreich notorisch und authentisch gemacht hatte. Was sollte man aber thun? Nennen wir uns nicht, so beschuldigt man uns der Zurückhaltung: wir sind alsdann eine geheime Gesellschaft; nennen wir uns, so beschuldigt man uns der Indiscretion: wir sind alsdann eine ungesetzliche Gesellschaft.

Diese unverhoffte Veröffentlichung bildete ein Ereigniß; die Lage der Dinge wurde dadurch plötzlich eine andere, und die Jesuiten traten wieder ein in den Besitz des gemeinsamen Rechtes. Die Kammern hatten verlangt, sie sollten nicht existiren, die Minister hatten geantwortet, daß

sie nicht existirten, P. von Ravignan aber, Einer gegen Alle, strafte die Minister Lügen schon gleich durch den Titel seines Buches, und dann die Kammern durch das ganze Werk. Im Namen der ewigen Gerechtigkeit und der neuen Verfassung ergriff er Besitz von der Freiheit zu existiren, die man im Namen veralteter Gesetze ihm wehren wollte; machte er die Frage aus einer Sache der Gesetzgebung zu einer Sache der Gerichte, und, während man die Jesuiten vor die Kammer brachte, führte er die Gesetzgeber vor die öffentliche Meinung und fürchtete nicht, wenn es nöthig wäre, vor den Gerichten zu erscheinen.

Zugleich mit diesem Buch erschien ein „Brief" von Herrn von Vatimesnil an P. von Ravignan, gefolgt von einem „Gutachten über den gesetzlichen Zustand der nicht autorisirten religiösen Genossenschaften in Frankreich." Der Exminister vervollständigte damit die Vertheidigungsschrift seines verehrten Freundes, wies die Abschaffung der alten Gesetze gegen die religiösen Orden nach und zeigte ihnen die unangreifbare Stellung, in die sie sich stellen müßten, falls die Regierung sie gerichtlich verfolgen wollte. Indem P. von Ravignan dieses Gutachten am Schluß seines eigenen Werkes veröffentlichte, leitete er es mit folgenden Zeilen ein: „Man wird hier die Kraft und die Wissenschaft des berühmten Rechtsgelehrten mit der Unabhängigkeit eines freien Geistes und der Hingebung einer begeisterten Seele vereinigt finden. Ich übergebe es der Oeffentlichkeit, weil ich gleich ihm die feste Ueberzeugung habe, daß die Verfassung und die Gesetze uns Schutz gewähren, und daß man die religiöse, dem Innern und dem Privatleben angehörende Existenz der nicht anerkannten Genossenschaften nicht verfolgen kann, ohne zugleich das Grundgesetz zu verletzen, ohne zugleich Hand anzulegen an die Gewissensfreiheit gerade in dem Punkte, der ihr der nächste und heiligste ist."

P. Lacordaire hatte sich unter dem Kleide des hl. Dominicus bereits diese Freiheit selbst genommen, ohne darum zu bitten, und beglückwünschte nun seinen Waffenbruder, sie auch seinerseits erobert zu haben. Einige Tage nach dem Erscheinen der religiösen Vertheidigungsschrift rief er in

einer vom Erzbischof von Paris präsidirten feierlichen Versammlung aus: „Wenn wir in England wären, würde ich drei Salven zu Ehren des P. von Ravignan vorschlagen.“ Diese Worte wurden mit einstimmigem dreifach wiederholten Beifall aufgenommen. Darauf, am 1. Februar 1844, kam eine Deputation von fünfzehn jungen Männern, Mitgliedern des dritten Ordens vom hl. Dominicus, dessen Gründer und Director P. Lacordaire war, zu P. von Ravignan, um ihm eine Glückwunsch-Adresse zu überreichen. Zum Andenken an diese brüderliche Vereinigung zwischen dem Sohne des hl. Dominicus und dem Sohne des hl. Ignatius soll hier der Text derselben für die Geschichte aufbewahrt werden:

„Sehr verehrter Pater! Die Bruderschaft des dritten Ordens vom hl. Dominicus ist tief ergriffen von einer That, die kürzlich eine geliebte Stimme als ein großes Ereigniß für die Kirche Frankreichs bezeichnete. Wir wagen nicht, Sie zu beglückwünschen, hochwürdiger Pater, wir bringen Ihnen nur in Demuth den Ausdruck unserer Dankbarkeit und Liebe; und wir haben hiezu einen Tag gewählt, (des Mart. Ignatius) der, wenn er auch kein eigentliches Fest für Sie ist, Sie doch an das des hl. Stifters Ihrer ausgezeichneten Gesellschaft erinnert. Es ist uns lieb, eine Gelegenheit zu haben, Ihnen, die Sie so oft unsre Seelen erbaut haben, den Tribut unserer kindlichen Ergebenheit bezeigen und Ihnen ausdrücken zu können, wie sehr es uns glücklich macht, öffentlich die enge und fruchtbare Vereinigung an den Tag treten zu sehen, welche katholische Herzen von verschiedenen Söhnen eines und desselben Vaters, von verschiedenen Dienern eines und desselben Gottes geschlossen haben. Noch ganz ergriffen von dem mächtigen Eindruck einer Stimme, die eine Schwester und Freundin der Ihrigen ist, noch voll Trauer über den Abschied von demjenigen, den wir wie einen Vater lieben, ist es für uns ein wahrer Trost, Ihnen nahen zu dürfen, die Sie mit ihm die apostolische Arbeit theilen und nicht lange die Kanzel von Notre-Dame werden schweigen lassen. Seit Sie dieselbe verlassen, hat sich eine Verfolgung erhoben, die wir zugleich

für Sie und mit Ihnen erlitten haben, denn unsre Sache ist eine gemeinsame. Doch, Gott sei Dank, diese Verfolgung war nur ein neuer Triumph für die Kirche, für die Gesellschaft Jesu und für Sie, hochwürdiger Pater, der Sie beide so edel vertheidigt haben."

Noch gibt es einige Namen, die in der Geschichte dieses Kampfes mit Stillschweigen zu übergehen uns die Dankbarkeit verbietet. Dem Erzbischof von Orleans und Herrn von Vatimesnil kommt die Ehre zu, über die Demuth des P. von Ravignan den Sieg davon getragen und ihn zur Verfassung seines Buches bewogen zu haben. Auch müssen wir hinzufügen, daß er sein Manuscript dem Herrn Trognon, damals Lehrer eines königlichen Prinzen, und dem Grafen Molé, Expräsidenten des Ministerrathes, mitgetheilt hat; er setzte großes Vertrauen in den literarischen Geschmack des Erstern, und in den guten Sinn für Moral und Politik des Letztern. Graf Molé und P. von Ravignan schätzten sich gegenseitig, seit sie sich kannten, und daraus entstand dann, beiläufig bemerkt, eine jener Freundschaften, die an die Namen von Lamoignon und Bourdaloue erinnern.

Nachdem wir nun gesehen haben, wie der Redner von Notre-Dame für die Vertheidigung seiner Brüder gekämpft und ganz Frankreich mit seinem Namen erfüllt hat, werden wir uns zum Schluß gewiß gern in seine demüthige Zelle zurückbegeben, worin er sein Buch geschrieben hat. Es war dies zu St. Acheul geschehen, in der Stille und dem Frieden eines Noviziates. Bevor er es begann, hatte er acht Tage hindurch die Exerzitien des hl. Ignatius gemacht, um in der Unterhaltung mit dem Himmel die nöthigen Einsprechungen zu finden. „Hier angekommen, schrieb er am 13. Juli 1843, hatte ich keine Zeit zu verlieren und begab mich sofort in die Retraite. Ich gehe daraus, wie ich hoffe, ein wenig verändert hervor."

Nach Paris zurückgekehrt, schrieb P. von Ravignan am 30. November desselben Jahres an P. Roothaan: „Seit zwei vollen Monaten bin ich mit der Abfassung einer Schrift über die Gesellschaft beschäftigt. Sie ist endlich vollendet; ich weiß nicht, was sie werth ist; ich war glück-

lich, zu gehorchen, aber ich verdiene nicht, von Gott gesegnet zu werden. Wird diese Schrift erscheinen? Ich weiß es nicht. Die Obern mögen entscheiden. Kein Mensch hier, selbst in unserm Hause, weiß, daß ich dies Werk verfaßt habe. Es ist von großer Wichtigkeit, daß die Sache geheim bleibt. Ich wage Ew. Hochwürden zu bitten, daß auch zu Rom über diese Sache nichts verlautet, denn ein Theil der Wirkung ist von der Ueberraschung bedingt, die eine unerwartete Veröffentlichung hervorbringt. Ich setze einfach auseinander, was wir sind. — Ich werfe mich auf die Kniee, um Ihren Segen zu erbitten. Wie lebhaft fühle ich die Gnade, die man mir erweist, indem man mich in der Gesellschaft erträgt!"

Als das Werk erschienen war, beglückwünschte der P. General den Autor in folgenden Ausdrücken: „Mit dem lebendigsten Interesse habe ich Ihre Broschüre über die Gesellschaft gelesen. Ich habe darin den ausgezeichneten Geist und das Herz meines vielgeliebten P. von Ravignan und seine zarte und starke Liebe für unsre gemeinsame Mutter gesehen und gefühlt. Das Vorwort ebensowohl wie der Schluß scheinen mir prächtig." P. Roothaan hatte Recht zu sagen, daß der ganze Schriftsteller in seinem Buch zu finden sei; denn wirklich, man erkennt seinen Charakter im Vorwort, und sein ganzes Herz hat sich ausgegossen im Schluß.

P. von Ravignan bewahrte indessen seine Demuth inmitten all des Beifalls, der seiner Arbeit von allen Seiten zu Theil wurde. Royer-Collard schrieb ihm am 15. Februar 1844: „Ihre beredte Schutzschrift für das Institut der Jesuiten läßt mich die Gewalt dieser außerordentlichen Schöpfung und die Wirkung, welche sie übt, begreifen. Wenn man die an sich unähnlichsten Dinge mit einander vergleichen wollte, könnte man sagen, daß in einer Entfernung, wie von der Erde zum Himmel, Lycurg und Sparta die Wiege des hl. Ignatius sind. Sparta ist vergangen, die Jesuiten werden nicht vergehen. Sie haben ein Princip der Unsterblichkeit in dem Christenthume und in den kriegerischen Leidenschaften des Menschen."

Zur selben Zeit unterwarf sich auch der Autor mit bewundernswerther Einfachheit den Ausstellungen, die ihm von Rom aus gemacht wurden. Kleine Ungenauigkeiten, auf die man ihn aufmerksam gemacht hatte, verbesserte er in den neuen Auflagen, und am 4. März 1844 schrieb er an den P. General: „Der Druck der neuen Ausgabe meiner Broschüre ist schon ziemlich vorangeschritten, doch habe ich es mir angelegen sein lassen, die hauptsächlichsten Verbesserungen darin vorzunehmen. So habe ich das corrigirt, was die zweihundert Millionen bekehrter Ungläubigen in einem Zeitraum von zwei Jahrhunderten betraf. Ich hatte dies mit einem unsrer Patres nach den Angaben von Humboldt in seiner amerikanischen Reise berechnet . . . Doch ich sehe ein, daß diese Berechnung nicht hinlänglich begründet war.

„Was die Exerzitien und die übrigen Stellen betrifft, so habe ich gewiß in vielen Punkten geirrt, ich fühle es. Doch, mein hochwürdiger Vater, ich wage es noch einmal, Ihnen mit allem Respect zu bemerken, daß es vielleicht, wenigstens nach meiner Ansicht, seine Schwierigkeit haben möchte, einem Publikum, wie das von Paris und Frankreich, das hl. Buch der Exerzitien in einer gründlicheren und einfacheren Art und Weise vorzulegen.

„Wenn je diese kleine Broschüre, die mir so viel Mühe gekostet hat, in einer Zeit, wo ich mehr Muße hätte, wieder veröffentlicht werden sollte, so würde ich sie noch einmal mit Sorgfalt durcharbeiten, und Alles corrigiren, was Ew. Hochwürden mir aufgetragen haben, Alles auch, was P. Rozaven mir zu bemerken die überaus große Güte hatte.

„Wollen Sie es glauben, mein hochwürdiger Vater, ich bin immer glücklich und voll Trost, wenn Sie mich zurechtweisen. Ich lobe den Herrn dafür. Ach! ich müßte noch weit mehr getadelt werden; es wird mir so schwer, mich selbst zu ertragen, daß ich über die Geduld und Güte der Obern gegen mich staunen muß.“ Am Schluß dieses Briefes fügte er bei: „Nichts Neues; man läßt uns in Ruhe; wir haben einen großen Schritt gethan und, glaube ich, unsere factische Existenz erobert. Auch Vatimesnil, mein alter

Freund, hat uns durch sein Gutachten einen unberechenbaren Dienst geleistet."

Das Jahr 1844 sah in vier Auflagen fünfundzwanzig Tausend Exemplare von der „Existenz und dem Institut der Jesuiten" abgehen; und der Autor hat noch selbst die siebente Auflage corrigirt, die im Jahre 1855 veröffentlicht wurde.

Zwölftes Kapitel.

Verfolgung im Jahre 1845. Fortsetzung.

P. von Ravignan stattet den Vertheidigern der Gesellschaft Jesu den Dank des P. General ab. Er begibt sich nach Vals und zum Grabe des hl. Franz Regis; er wohnt den Interpellationen in der Deputirtenkammer bei am 2. und 3. Mai. Vorschlag zu gesetzlichem Widerstande. Unterhandlungen des Herrn Rossi in Rom. Brief des P. Ravignan an den Herrn Erzbischof. Jubiläum von Lüttich.

Pater Roothaan hatte ohne Unterlaß die Augen auf Paris, als den Mittelpunkt eines Angriffs gerichtet, der die französischen Jesuiten bald bis zu den Füßen des hl. Stuhles verfolgen, und auch Italien, das ohnehin schon durch die Deklamationen Gioberti's aufgeregt war, gegen sie hetzen sollte. Er unterstützte seinen theuern P. von Ravignan durch seine Gebete, seine Rathschläge und Aufmunterungen, wie nicht weniger durch den Ausdruck seiner Dankbarkeit. Schon im Anfang des Jahres 1844 hatte er ihm geschrieben: „Für all' Ihre Bemühungen zum Besten dieses zahlreichen und tüchtigen Theiles meiner großen Familie danke ich Ihnen vielmals. Der heil. Ignatius wird Sie dafür belohnen!“ Im folgenden Jahre, einem Jahre voll bitterer Prüfungen, wies er ihn in jener herrlichen Sprache, welche nur die Männer des Gebetes zu sprechen und zu verstehen wissen, auf den Trost am Fuße des Calvarienberges hin:

„Fahren Sie fort in Paris zu wirken. O! mein theuerer Pater, dies ist der Rath, den Ihnen Alle geben werden,

die vor Allem das Reich Gottes und dessen Eingang in die Herzen der Menschen suchen. Ohne Zweifel wird Ihr Herz oft von unaussprechlichem Kummer erfüllt und Ihre Seele in Traurigkeit versenkt werden, allein die Todesangst unseres Heilandes hat nicht weniger die Welt erlöst, als seine Predigten. Er hat verlangt, wie es von Vielen ausgelegt wird, daß der Kelch der Bitterkeit von Seinen Lippen an die der Apostel und All' Jener überginge, welche ihr Werk fortsetzen sollten. Es scheint mir also, daß, wenn Sie den Glauben zum Führer nehmen, Sie erkennen werden, wie die Demüthigungen, statt die Wirksamkeit Ihres Amtes zu vermindern, im Gegentheil um so reichlichere Früchte des Heiles hervorbringen müssen. Wir sind nicht umsonst in der „Gesellschaft Jesu"; jemehr wir mit Ihm, gleich Ihm und für Ihn leiden, desto mehr werden auch wir „Erlöser" sein. Leben Sie wohl, mein theuerer Pater. Nichts läßt uns besser die Stärke der Freundschaft fühlen, die im Herrn vereinigt, als gemeinsame Trübsal."

P. Roothaan vergaß auch in seiner Dankbarkeit und in seinen Gebeten nicht jener edlen Männer, Freunde und Waffenbrüder des P. von Ravignan, die sich mit ihm der Vertheidigung unserer Gesellschaft und der religiösen Freiheit gewidmet hatten; er schrieb ihm daher:

„Ich beauftrage Sie, mein Stellvertreter bei dem Herrn Abbé Dupanloup, den Herrn Vatimesnil, Montalembert, Barthélemy, Beugnot und Berryer zu sein. Im Namen der ganzen Gesellschaft drücke ich ihnen meinen Dank aus. Beim Durchlesen unserer Annalen können wir wohl Beispiele ähnlicher Aufopferung finden, aber ich kenne keine, die sie übertreffen. Ich flehe zum Urheber alles Guten, der allein sie mit dem heroischen Muthe beseelen konnte, mit welchem sie in diesen schlimmen Tagen unsere Sache und jene der Kirche vertheidigten, daß Er unser Unvermögen ergänzen und die ausgesuchtesten Gnaden reichlich über sie ausgießen möge."

Diese sechs ausgezeichneten, mit P. von Ravignan auf das freundschaftlichste verbundenen Männer, hatten sich nicht aus blos persönlicher Zuneigung in unsere Kämpfe

eingelassen; ihre Anhänglichkeit an unsere Sache hatte ein höheres Princip und ein weiteres Ziel: sie wurden nur deshalb die Kämpfer unserer Gesellschaft, um die Streiter der Kirche zu werden. Dazu mag noch der Umstand gekommen sein, daß gute Herzen überhaupt durch das Unglück Anderer zum Mitleiden bewegt, und große Seelen durch Ungerechtigkeit zur Aufopferung angetrieben werden. Um den wahren Character dieser katholischen Freundschaften zu zeigen, wollen wir hier zwei Antworten auf jene Dank-Bezeugung des P. Roothaan in abgekürzter Form wiedergeben. Beide sind an P. von Ravignan gerichtet:

„Mein theuerer und verehrter Freund! Die großmüthige Liebe Ihres Herzens täuscht Sie über das meinige. Ich kann nicht genug die Fülle von Gnaden bewundern, die Gott mir verliehen hat. Die erste von Allen scheint mir die Liebe zur Kirche zu sein, in einer Zeit, wo so viele Gläubige diese Braut Christi verleugnen oder verkennen. Diese Liebe ist mein Glück, mein Ruhm und meine Stärke! Aber sie allein ist auch mein einziges Verdienst. Glauben Sie mir, mein verehrter Freund, denn ich sage es Ihnen mit aufrichtigem Herzen, Ihre Freundschaft ist für mich eine liebe und herrliche Belohnung; vor den Menschen bringt mir dieselbe mehr Ehre als ich verdiene, und gewiß wird sie mir auch von Nutzen sein vor Gott.

„Sie wissen, wie ich Ihre Gesellschaft Jesu liebe; ich liebe sie zunächst, weil die Kirche sie liebt, und sodann, weil sie die ausnehmende Ehre hat, den Feinden des Katholicismus ein besonderer Gegenstand des Hasses zu sein. Ich glaube nicht, daß es augenscheinlichere Beweise der göttlichen Liebe geben kann. Leben Sie wohl, verehrter und geliebter Freund, und empfangen Sie meinen Dank."

Die andere Antwort bei derselben Gelegenheit lautete: „Mein theuerer und verehrter Freund! ich habe Ihren Brief gelesen und wieder gelesen und werde ihn als ein theueres Unterpfand Ihrer Anhänglichkeit und der ehrenden Gefühle Ihrer Patres aufbewahren. Haben Sie die Güte, Ihren verehrten und würdigen General meines Dankes versichern zu wollen. Wie sehr bin ich gerührt von seiner Güte und

voll Dank für seine Gebete! Lieber Freund, Sie überschätzen meine schwachen Verdienste. Was sind dieselben im Vergleich zu dem, was Sie und die Ihren für die ganze christliche Gesellschaft thun? Wie klein sind dagegen wir Kinder der Welt, Rechtsgelehrte, Schreiber, Publicisten, Redner und Andere, deren ganzes Verdienst in ein bischen Nachdenken und Arbeit besteht, um unsere Gedanken dem Publikum mitzutheilen! Daraus ziehe ich den Schluß, einerseits, daß ich keinen andern Anspruch an Ihre Dankbarkeit habe, als den, welchen Ihr eigenes Wohlwollen mir einräumen will, und andererseits, daß ich der Gebete, welche P. Roothaan mir anzubieten die Güte hat, sehr bedürftig bin, daher bitte ich um dieselben sowohl ihn, wie auch Sie und die ganze Gesellschaft.

„Sie möchten gerne wissen, ob Sie nun „festen Fuß gefaßt haben," und erklären, daß Sie dies „sehr bezweifeln." Auch ich bezweifle es. Denn Sie können nicht auf festen Füßen stehen, weil das französische Ministerium selbst nicht feststeht. Es wird sich der Partei fügen müssen, die es fürchtet . . . Daher warten Sie, seien Sie standhaft, vorsichtig und geduldig: die Zukunft gehört der Gewissensfreiheit; sie wird sicher bei uns siegen. Bis dahin haben Sie noch manche Prüfungen zu bestehen, aber dieselben werden ein Ende haben. Der Zug nach dieser Freiheit ist so groß, daß selbst Ihre Feinde gezwungen sind, deren Maske anzulegen und Sie als solche darzustellen, welche derselben Fesseln anlegen; eine lächerliche Verläumdung, die von den gegenwärtigen Begebenheiten in der Schweiz durch die That widerlegt wird.

„Wenn, wie Sie sagen, einige Bischöfe Ihretwegen augenblicklich entmuthigt sind, so hoffe ich, daß dieses Gefühl nicht von langer Dauer sein wird. Zwischen den Handlungen, welche aus menschlichen Rücksichten und jenen, die aus christlichen Beweggründen hervorgehen, besteht der Unterschied, daß die ersteren keine andere Triebfeder haben, als die Hoffnung auf Erfolg, während die letzteren durch das Bewußtsein der Pflicht bestimmt werden."

Opferwillige Seelen fehlten also der Gesellschaft Jesu keineswegs; die glänzendsten Talente, verbunden mit unangefochtener Tugend, stritten für dieselbe. Sollte sie auch nach

alledem in dem Kampfe untergehen, so konnte dies wenigstens nicht ohne Ruhm geschehen. Zunächst machte sich nun das Bedürfniß geltend, sich gegenseitig zu verständigen, und es schien daher nothwendig, ein katholisches Comité zur Vertheidigung der Freiheit der Kirche in Paris zu bilden. Graf von Montalembert machte einen Entwurf zu diesem Projekte, und P. von Ravignan redigirte im Juni 1844 das Programm desselben. Allein die Ereignisse folgten sich rascher, als die Projekte zu ihrer Abwehr.

Vor der gänzlichen Entwickelung jedoch trat ein Waffenstillstand ein. Die Kammern hatten gerade Ferien, und auch P. von Ravignan fühlte das Bedürfniß, dieselben seinerseits zu benützen. Wenn man ihn sah, wie er in diesen kritischen Zeiten als Apostel und zugleich Soldat, ohne Rast und Ruhe von der Kanzel auf den Kampfplatz eilte, mußte man sich wohl überzeugen, daß seine große Seele, die sich stets zu beherrschen wußte, auch mitten im Kampfe und im Sturme im Frieden war. Eine unwandelbare fromme Sehnsucht jedoch zog ihn immer wieder zu der Einsamkeit; und wenn er trotzdem in der großen Stadt voll Ungerechtigkeit und Widerspruch verblieb, so war es nur die Rücksicht auf die größere Ehre Gottes, die ihn dort zurückhielt. Hatte er aber seine Pflicht erfüllt, so vermochte nichts mehr seine Abreise zu verzögern. Gibt es wohl etwas Schöneres, als diese periodische Abwechselung, in welcher sich das ganze Leben des P. von Ravignan bewegte, dieses Hinaufsteigen zum Himmel und wieder Hinabsteigen zur Erde, dieses Ausgehen von Gott, wie er es selbst so treffend benannte, um wieder bei Gott anzukommen? Wie Moses sah man ihn abwechselnd zuerst sich einsam auf den Berg begeben, in die Wolken dringen und in die Tiefen Gottes sich versenken, und sodann nach einiger Zeit ebenso pünktlich ihn zurückkehren, wie er schnell verschwunden war, strahlend von Frieden, und ausgerüstet mit neuen Tugenden zu neuen Kämpfen.

In diesem Jahre (1844) wollte P. von Ravignan so weit als möglich flüchten, und sich jeder Erinnerung an Paris entledigen. In Lyon angekommen, lenkte er seine

Schritte nach dem rechten Rhône-Ufer und verlor sich in die rauhe Einsamkeit des Vivarais. Zwei Meilen von Annonay glaubte er den Rohrberg wieder gefunden zu haben, seine traute Hütte und sein Heiligthum. Auf einer kleinen Anhöhe, inmitten einer Thalschlucht, von einem kreisförmigen Wall von Bergen umgeben und von einem Bache ringsum bespült, erhebt sich eine niedliche Kapelle der heil. Jungfrau und ganz in der Nähe eine alte nothdürftig bewohnbar gemachte Ruine. Fast nichts bietet sich hier dem Auge dar, als der Himmel, und nur eine schmale Oeffnung gestattet einen Blick über einen Streifen Landschaft hinweg nach einer Bergkette, die den Horizont begrenzt, und auf deren höchster Spitze man bei klarem Himmel den Kirchthurm von Louvesc erblicken kann; es ist dies Unsre liebe Frau von Ay. Die edle und wohlthätige Familie von Montravel hatte den Jesuiten die Nutznießung dieser alten Behausung unter der Bedingung eingeräumt, daß sie das Heiligthum unterhalten und den Gottesdienst in der Wallfahrtskapelle besorgen würden. Damals hatten wir dort ein Haus des dritten Probejahrs. Dies Alles schien dem P. von Ravignan ganz nach Wunsch, um den hl. Uebungen obzuliegen, und wieder einmal konnte er schreiben: „Die Retraite ist meiner Seele von großem Nutzen gewesen."

Von dort begab er sich nach Louvesc, um daselbst am 16. Juni das Fest des hl. Franz Regis zu feiern, dessen dortiges Grab in einen Altar umgewandelt ist. Zugleich erinnerte er sich dort seines trefflichen Freundes Gossin, des Gründers vom Franz Regis-Verein und Präsidenten der Gesellschaft vom hl. Vincenz von Paul.

„Mein theurer und verehrter Freund, schrieb er ihm unter diesem Datum von Louvesc, bis diesen Morgen hat mich die Dauer meiner Retraite in der Einsamkeit bei Unserer lieben Frau von Ay zurückgehalten. Vor Tagesanbruch war ich schon unterwegs nach dem Grabe unseres hl. Apostels und habe soeben an seinem Altare das hl. Meßopfer dargebracht für all' Ihre dem Herzen Gottes so angenehmen Anliegen. Obgleich höchst armselig und höchst unwürdig einer solchen Mission, habe ich doch Ihre

frommen Wünsche und den ganzen Verein vom hl. Franz Regis, der schon so viele Segnungen hervorgebracht, dem Herrn von Neuem aufgeopfert . . . Ja, Sie haben wohl daran gethan, die Präsidentschaft des Vincentius-Vereins anzunehmen. Gott wird Sie unterstützen.

„Wie trostreich ist doch die Verehrung der Heiligen, aber welche Rechenschaft wird man auch abzulegen haben, wenn man von derselben Gesellschaft wie der hl. Franz Regis ist!"

Endlich erreichte P. von Ravignan das Ziel seiner Reise, unser Seminar von Vals und zeigte dies seinem Superior in Paris mit folgenden Worten an: „Am Vorabend vom Feste des hl. Aloysius bin ich hier angekommen und befinde mich vortrefflich. Die zahlreiche Jugend entzückt und erbaut mich. Ich widme mich ganz und gar der Vorbereitung meiner Conferenzen für die nächste Fastenzeit. Danach werde ich mich mit Gottes Hilfe an jene Arbeit machen, welche der Sache der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Freiheit am meisten nützen kann."

Zu seinen Fastenpredigten von 1845 wählte er einen den Zeitverhältnissen angemessenen Stoff: den Kampf der katholischen Kirche in allen Perioden der Geschichte.

Die andere Arbeit, von der er gesprochen, und für welche er oft um Gebet ersuchte, war eine neue, allgemeine und vollständige Apologie der Gesellschaft Jesu, nicht jenen gegenüber, die Romane schreiben und sich in Schmähungen und Thorheiten ergehen; all' diesen muß man nur durch Stillschweigen antworten, und die größte Strafe solcher Autoren wird in den Augen der Zukunft ihr eigenes Werk sein. Allein man mußte anderen, ernsteren Schriften entgegentreten, welche alte, bereits hundertemal widerlegte Lügen wieder aufwärmen wollten, und darunter besonders jenen, welche unter maßhaltender Form ihren Irrthum und ihre Bosheit zu verbergen suchten. Dazu gehörte z. B. das Buch über den Sturz der Jesuiten, von St. Priest, dem von einer competenten Leserin die geistreiche Kritik zu Theil wurde: „Mein Herr, Sie haben Alles gethan, was Sie

konnten, um selbst unpartheiisch zu erscheinen, und den Leser höchst parteiisch zu machen." In dieser Apologie wollte P. von Ravignan eine Ergänzung und gleichsam eine Rechtfertigung seines Werkchens vom vergangenen Jahre geben. Der Plan dazu war bereits fertig, das Material gesammelt, nur fehlte die Zeit zur Ausführung.

Um dieselbe Zeit beschäftigte er sich mit einer andern Arbeit zu Gunsten der Freiheit der Kirche, die jedoch nie vollendet wurde; nur einige Fragmente derselben erschienen später als Artikel im Ami de la Religion.

Daß P. von Ravignan Ruhe und Frieden in der Einsamkeit gefunden hatte, war nicht die Schuld gewisser hochgestellter Personen, die ihm diese so wohl verdiente Ruhe nicht gönnen wollten. Fast schien es, als sei er unter die Aufsicht der hohen Polizei gestellt, so sehr verfolgte man ihn von Paris aus sogar bis nach Vals hin. Der Minister, durch falsche Anschuldigungen beirrt, schrieb Briefe auf Briefe über das nun verdächtig gewordene Haus, über den Aufenthalt des P. von Ravignan, der ohne Zweifel für die Sicherheit des Staates gefährlich geworden.

Der angebliche Verschwörer jedoch hütete sich wohl, in seiner Ruhe sich stören zu lassen, und schrieb bloß: „Wahre Albernheiten, niedrige boshafte Streiche! Präfekt, Bischof, Alles hier hat gelacht, sich über die armseligen Angeber lustig gemacht und mit den passendsten Ausdrücken geantwortet; — und weiter nichts."

Gerade damals hatte auch der Siegelbewahrer von der Tribüne der Pairskammer aus die unglücklichen Jesuiten denuncirt, weil sie so kühn waren, etwas zu besitzen, und so ungeschickt, sich bestehlen zu lassen. Es handelte sich nämlich um einen Mißbrauch des Vertrauens im Laufe des Jahres 1844 durch den nur zu berüchtigten Affnaër. Graf Beugnot hatte den Minister energisch zurückgewiesen; dennoch sollte die Sache vor die Tribunale kommen, und unsere Freunde befürchteten deren weitere Ausbreitung. Zwei edle und fromme Gräfinnen schrieben dem P. von Ravignan darüber, und er antwortete ihnen von Vals:

„Haben Sie nur Vertrauen für uns, wie wir es selbst haben. Gott prüft uns strenge. Es ist uns ein großes Unglück in Paris widerfahren. Ein Fonds, Gemeingut von vier oder fünf Provinzen unserer Gesellschaft, ziemlich bedeutend an sich, aber wenig für jeden Theilhaber, ist uns vor Kurzem entwendet worden. Ein Laie, der unser Vertrauen besaß, hat dasselbe mißbraucht. Wir haben Gott nicht beleidigt und sind daher ruhig. Diese 200,000 Franken, auf verschiedene öffentliche Fonds angelegt, gehörten unsern Provinzen in der Schweiz, in Spanien, Lyon, Paris, und ich glaube Belgien. Sie waren für unsere Missionen nach Amerika, Syrien, Indien und China . . . und für die außerordentlichen Bedürfnisse von ungefähr fünfzehnhundert Ordensmännern bestimmt. Das Alles ist dahin . . . was liegt daran? Gott bleibt uns. Wir, wir werden die Wahrheit sagen: was Andere sagen, geht vorüber. Die Liebe Gottes wird uns nie entrissen werden. Mag fallen und vergehen, was da will. Die Vorsehung ordnet Alles. Gott befohlen, in aller Aufrichtigkeit und Anhänglichkeit."

Als eine Gnade bat sich P. von Ravignan von seinem Provinzial P. Rubillon aus, der Congregation der Provinz, die sich alle drei Jahre versammelt, und die im Monat August in Paris abgehalten werden sollte, nicht beiwohnen zu dürfen. Er unterbreite ihm damit, sagte er, ganz bescheiden einen Wunsch seiner Seele: „Alles wird nur gut dabei fahren. Ich selbst komme dann, so hoffe ich, weniger schlecht und mit mehr vollbrachter Arbeit wieder zu Ihnen zurück. Erlangen Sie mir daher von Gott diese Gnade, und Sie haben ein gutes Werk gethan. Es versteht sich dabei von selbst, daß ich, wenn die Verhältnisse unserer geliebten Gesellschaft dem Ministerium gegenüber wieder verwickelt werden sollten, augenblicklich nach Paris zurückkehren würde."

Seine Bitte wurde nicht genehmigt, und wir können dabei sehen, wie er eine abschlägige Antwort aufzunehmen wußte: „Nun, schrieb er dem P. Provinzial, bevor er zur Congregation abreiste, nun ist der Augenblick gekommen, der mich wieder zu Ihnen führt; aber vorher möchte ich

Ihnen noch sagen, daß mir dies ein großer Trost ist. Die Liebe zur Einsamkeit und zur friedlichen, ungestörten Arbeit hielt mich zwar wie ein Gewicht in diesen lieben Bergen zurück, die Einsamkeit und der Friede nach Außen waren meiner Seele ein tiefgefühltes Bedürfniß; allein doch ist der Wille Gottes noch weit besser, und ich kehre mit Freuden, für einige Tage wenigstens, nach Paris zurück."

In der That kam er den 20. August in Paris an, wohnte der Provinzial-Congregation bei, kehrte nach deren Beendigung wieder augenblicklich nach Vals zurück und schrieb von dort am 1. September dem P. Rubillon, um ihm zu danken und sich selbst anzuklagen folgendermaßen:

„Mein Herz fühlt das Bedürfniß, Ihnen zu schreiben und Ihnen nochmals zu wiederholen, wie es für Sie und für alle unsre Väter von den Gefühlen der Ehrfurcht, Achtung und wahrer brüderlicher Liebe erfüllt ist. Es bangte mir vor der Congregation, ich fürchte alle Versammlungen, ich floh vor ihr. Meine Sprache ist nicht immer gemäßigt genug, denn es fehlt mir gänzlich an Demuth. Sie haben mir nochmals verziehen und den Grund meiner Absichten mit gewohnter Güte errathen. Diese Versammlung in Paris kann Ihnen nur eine trostreiche Erinnerung hinterlassen. Nach fünfzig Stunden Weges habe ich glücklich unser liebes Haus von Vals wieder erreicht. Hier finde ich tiefen Frieden und hinlängliche Mußestunden für meine Arbeit. Ich werde nicht vernachlässigen, dessen seien Sie versichert, dieselben gut zu benutzen."

1844 sollte P. von Ravignan in Toulouse die Adventspredigten halten; in der Ruhe des Gebetes und des Studiums bereitete er sich auf diesen neuen Feldzug vor. Ende November verließ er sodann seine lieben Berge, ging zuerst nach Toulouse und kehrte nach vollendeter Mission im Januar 1845 nach Paris zurück.

Auf seiner Reise begegnete der Jesuit einem Diplomaten, der ebenfalls unterwegs war, doch mit ganz anderen Absichten. Herr Rossi reiste von Paris nach Rom, von der französischen Regierung mit einer außerordentlichen Mission an die päpstliche Regierung betraut. Und worin bestand

dieselbe? Noch hatte Niemand das letzte Wort gegen die Jesuiten gesprochen, doch war Alles von den schlimmen Zeiten zu befürchten, nichts von den Menschen zu hoffen, und das Geheimnißvolle der Sendung genügte, um sie verdächtig erscheinen zu lassen.

Je näher nun die Zeit heranrückte, in welcher man einen großen Schlag auszuführen gedachte, desto mehr häuften sich die Schmähungen und sogar die Drohungen. Die Regierung, welche dieselben zuließ, wollte dadurch eine Einschüchterung hervorbringen. Man wünschte, die Jesuiten möchten von selbst weggehen, damit man nicht die Mühe habe, sie fortzuschicken. Sie gingen aber nicht. Am 1. Mai, dem Vorabende der bekannten Interpellationen, schien die Gährung noch drohender. Ein um das andremal wurden wir gewarnt; man fürchtete, sagte man, einen Aufruhr, einen Ueberfall der Studenten und die Plünderung des Hauses der Jesuiten. P. von Ravignan setzte einfach den Polizei-Commissar hievon in Kenntniß, und dieser, nachdem er die Befehle des Polizei-Präfekten eingeholt, erwiderte ihm mit großer Zuvorkommenheit, daß der geringste Versuch zu irgend einer Unordnung, wenn ein solcher nicht überhaupt schon im Voraus durch die Sorgfalt der Obrigkeit vereitelt werden könnte, allsogleich unterdrückt werden, und daß er selbst den ganzen Tag in seinem Kabinette zur Verfügung des P. von Ravignan verbleiben würde.

Sofort am 2. Mai fanden die berüchtigten Interpellationen wirklich statt, deren Resultat man schon im Voraus kannte. P. von Ravignan wohnte, von Abbé Dupanloup begleitet, diesen traurigen Scenen im Bourbon'schen Palais bei. In der Gesandtentribüne konnte man ihn erblicken, jenen Mann, den man so oft auf der Kanzel von Notre-Dame gesehen; in seinen ruhigen Zügen war keine Spur von Erregtheit zu lesen, selbst dann nicht, als man das Haus, das er bewohnte, eine „öffentliche Pest" nannte, „welche die Regierung nicht, ohne all' „ihre Pflichten zu verletzen, bestehen lassen könne."

Am folgenden Tag sollte Herr Berryer hierauf antworten. In aller Frühe begab sich P. von Ravignan zu ihm in seine Wohnung. Der große Redner ging in seinem

Zimmer auf und ab und bereitete sich auf den Kampf des Tages vor. P. von Ravignan fiel ihm um den Hals, dankte ihm zum Voraus und ermuthigte ihn, indem er ihn mehr auf die Hoffnung einer Belohnung im Himmel, als auf die des Erfolges hienieden hinwies. „Ach! freilich, antwortete sein edler Freund, für jetzt ist die Sache verloren, aber dennoch wird sie dereinst siegen. Augenblicklich habe ich keine Hoffnung; ich sehe sie im Geiste vor mir, all diese Männer gleich einer Wand von Marmor, schon im Voraus entschlossen, bei ihrer Meinung zu verharren. Ich aber bin leider unwürdig, der Vertreter einer solch herrlichen Sache zu sein; danken Sie mir nicht, aber beten Sie für mich."

Alles ging, wie man es vorhergesehen hatte; Berryer war beredt, wie immer; aber die Kammer war entschlossen, darüber hinwegzugehen; die Majorität sprach das Verbannungs-Urtheil aus. Das Ministerium, aufgefordert sich zu äußern, erklärte, daß es durch seine diplomatischen Unterhandlungen mit dem hl. Stuhle bereits Schritte in dieser Sache gethan habe, und daß im Falle des Mißlingens man im Verwaltungs-Wege weiter vorgehen werde.

Von Seite der Jesuiten wurde beschlossen, im Falle Gewalt angewendet würde, so lange als möglich Stand zu halten, und wo nöthig, den Rechtsweg zu betreten. Sofort erschien ein von Juristen und Advokaten aus allen Theilen des Landes unterzeichnetes Gutachten, welches auf die Ungesetzlichkeit der an der Tagesordnung stehenden Willkür folgendermaßen erkannte: „Jede administrative Maßregel würde in offenem Widerspruche stehen mit der durch die Verfassung und die Gesetze gewährleisteten individuellen Freiheit, mit der Unverletzbarkeit des Domicils und des Besitzrechtes, mit der Freiheit des Gewissens und des Cultus; wollte man behaupten, es gebe Ausnahms-Gesetze, so seien es die Gerichte allein, welche zu beurtheilen hätten, ob wirklich diese Gesetze zu Recht beständen, und welche im Falle der Bejahung dieselben auszuüben hätten. Nach unserm öffentlichen Rechte und unserer bürgerlichen Gesetzgebung sind die

Regierungs-Beamten nicht befugt, Fragen dieser Art zu verhandeln, da dieselben ausschließlich unabhängigen und unabsetzbaren Gerichts-Beamten vorbehalten sind." [1])

In demselben Sinne verfaßte P. von Ravignan zwei Rundschreiben, welche im Namen des Provinzials an alle Superioren unserer Häuser in Frankreich geschickt wurden. Das Erstere besprach die Art und Weise, wie man sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu benehmen habe: man solle alles Aufsehen und jeden aufreizenden Widerstand vermeiden, immer die Mäßigung mit Höflichkeit und Festigkeit verbinden und nur der Gewalt weichen. Das Zweite enthielt das Muster einer Protestation, wie sie im Falle der Verletzung des Domicils zu den Proceß-Akten eingebracht und in den Zeitungen veröffentlicht werden sollte. Nur den Anfang und das Ende derselben will ich hier anführen:

„Wir glauben als Priester, als Ordensmänner und als Franzosen eine heilige Pflicht zu erfüllen, indem wir gegen einen Akt der Gewalt protestiren, der uns nöthigt, unser gemeinsames Leben zu verlassen, in welchem wir Gott, der Kirche und unsern Brüdern gedient und unter der Gerichtsbarkeit der Bischöfe der Sorge für das Heil der Seelen obgelegen haben.

„Hätten wir denken können, daß es sich in dem gegenwärtigen Kampfe nur um uns handeln, daß unsere Vertreibung die Gemüther beruhigen und zum Wohle der Kirche und zur Aufrechthaltung ihrer Rechte beitragen könne, so würden wir selbst dem Willen der Obrigkeit entgegengekommen sein; wir würden unseren theuersten Neigungen und dem dringendsten Bedürfnisse unserer Herzen entsagt und gern und willig, in Erwartung besserer Tage, das Opfer der kostbarsten Rechte, der Vortheile und Wohlthaten eines gemein-

---

[1]) Dieses juristische Gutachten vom 3. Juni 1845 ist neuerdings seinem ganzen Worlaute nach in deutscher Uebersetzung abgedruckt in der kleinen Schrift des Bischofs Wilhelm Emmanuel von Mainz: „Ein zweites Wort über die Jesuiten in Mainz." Mainz bei Kirchheim 1864." A. d. Ü.

samen Lebens gebracht haben; wir würden uns aus freiem Antriebe wegbegeben haben, ohne daß diese freiwillige Unterwerfung, so wenig wie die Gewalt je die heil. Verpflichtungen lösen könnte, die uns binden, und deren Kraft und Dauer außerhalb der Angriffe und aller Gewalt der Menschen stehen.

„Allein das Princip, welches eine so furchtbare und so leicht zu mißbrauchende Macht in die Hände der Regierung legt, kann eben so gut auf alle religiösen Congregationen angewandt werden. Eine solche willkürliche Anwendung vorgeblicher Gesetze von Seiten der hohen Polizei überliefert ohne Recht, ohne Debatten, ohne Verschulden und ohne die Möglichkeit einer Appellation der Willkür eines oder einiger Menschen das Loos, die Existenz und Zukunft einer Menge von Leuten, die im Ordensleben für immer all' ihre Kräfte, ihren Eifer, ihre Hoffnungen und all ihre Schicksale Gott geweiht hatten.

„Die erhabenen Einrichtungen der katholischen Kirche, die von ihr bestätigten religiösen Orden hängen auf diese Weise einzig und allein von dem wandelbaren Einflusse der öffentlichen Meinung, von den herrschenden Leidenschaften, von dem Haß und Eigennutz einer Partei ab, die nur zu oft der Regierung deshalb anhängt, um sie irre zu führen und sie zu nöthigen, ihre Macht zu einem Zerstörungswerke zu gebrauchen, das in einem freien Lande unerhört ist.

„Als Franzosen, welche die Rechte freier Bürger genießen, rufen wir den schirmenden Schutz der Allen gemeinsamen Gesetze an, und protestiren mit der ganzen Kraft des Gewissens und tiefster Ueberzeugung egen eine unbegreifliche Verletzung religiöser Rechte und der bewährtesten constitutionellen Garantieen.

„Demzufolge erklären wir, daß wir nur der Gewalt weichen werden, und wir behalten uns ausdrücklich vor, gegen jeden Rechtsangriff zu appelliren und den uns zustehenden Weg einzuschagen . . . .

„Wir können nicht glauben, daß ein blinder Lärm und ein verläumdeter Name, ohne daß man Schuldige genannt,

noch irgend ein Verbrechen erwiesen, noch irgend eine Thatsache bezeichnet hätte, hinreichend sind, und das in einem freien Lande, um Ordensmänner, Priester, Franzosen, die vor dem Gesetze allen andern Franzosen gleich stehen, zu vertreiben und zu ächten.

„Wir gestehen uns außer Stande, bis zu diesem Grade an der Macht des Staates, an der gesunden Vernunft des Volkes und an der Sache der bürgerlichen, politischen und religiösen Freiheit zu zweifeln."

Während die Jesuiten und ihre katholischen Vertheidiger glaubten, von Seite Roms nichts zu befürchten zu haben und sich deshalb zu einem Kampfe im Bereiche der Gesetze vorbereiteten, betrieb die Regierung, um das Gehässige von Gewaltsmaßregeln zu vermeiden, ohne Unterlaß ihre Sache beim Päpstlichen Hofe, in der Hoffnung, daß von dort her endlich eine Lösung kommen und sie aus der Verlegenheit ziehen würde. Dies war denn auch der Zweck der Mission Rossi's, dessen Thätigkeit und Schlauheit bekannt waren. Nachdem dieser Anfangs sehr schlecht empfangene Diplomat intriguirt, und nach einander bald Versprechungen, bald Drohungen versucht hatte, gelang es ihm endlich, Gregor XVI. zur Prüfung einer Note zu bestimmen, in welcher er (Rossi) im Namen seiner Regierung verlangte, daß die Päpstliche Autorität sich in's Mittel legen möge, um die Häuser der französischen Jesuiten zu schließen, ihre Noviziate aufzulösen und sie zum Eintritt in den Welt-Clerus zu nöthigen. In Folge dessen berief der heil. Vater am 12. Juni 1845 die sogenannte Congregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten, die nur aus Cardinälen besteht; er führte selbst den Vorsitz, und die erhabene Versammlung beschloß einstimmig, daß der heil. Stuhl nichts bewilligen könne, noch dürfe. Nach dieser Niederlage richtete Rossi, der nun nichts mehr vom Vatican zu hoffen hatte, seine Blicke nach dem Kloster der Jesuiten selbst. Auf seine Bitten hatte Gregor XVI. dem General der Jesuiten sagen lassen, daß es zur Wahrung des Friedens klug sein würde, aus freien Stücken das zu gewähren, wozu man ihn nicht nöthigen könne, und der

französischen Regierung die Concessionen zu machen, die er für passend und möglich halte, um dieselbe aus der schlimmen Lage zu befreien, in die sie sich eingelassen habe.

Darauf, am 14. Juni, erhielten die Provinziale von Paris und Lyon Briefe des P. Roothaan, worin derselbe ihnen zunächst die Entscheidung der Congregation mittheilt, die den französischen Diplomaten ohne Hoffnung ließ, und sodann beifügte, daß sich doch vielleicht irgend etwas thun lasse, um die Aufregung, welche die Antwort aus Rom hervorbringen würde, zu beschwichtigen, und daß er zu dem Ende, ohne ihnen irgend etwas zu befehlen, den Vorschlag mache, die Häuser von Paris, Lyon und Avignon entweder zu vermindern oder ganz aufzugeben; schließlich schrieb er: „Es kostet mir nicht wenig, einen solchen Vorschlag zu machen, allein ich halte es für meine Pflicht, Sie auf diese Vorsichts-Maßregel aufmerksam zu machen. Ich hoffe, daß sich dieselbe in aller Ruhe, und wie ich schon oben bemerkte, ohne jedes Aufsehen ausführen läßt, was sowohl in geistlicher wie weltlicher Beziehung unendlich besser ist, als wenn es später, in Folge von tumultuarischen Auftritten geschehen müßte." In einem zweiten Briefe vom 21. bestätigt P. Roothaan nicht nur, was er sieben Tage vorher bezüglich der drei aufzulösenden oder zu vermindernden Häuser gesagt hatte, sondern fügt auch noch bei, daß es gut wäre, dieselbe Maßregel auf noch einige andere der besetztesten Häuser auszudehnen, namentlich auf St. Acheul und einige Noviziate. „Wir müssen trachten, sagte er, uns ein wenig zu lichten, um auf diese Weise das allzugroße Vertrauen abzubüßen, welches wir in das schöne Freiheits-Versprechen gesetzt haben, das sich in der Verfassung, aber auch nur dort, befindet."

Einen Tag früher, als dieser zweite Brief von Rom abging, und bevor noch der erste in Paris angelangt war, hatte P. von Ravignan an Herrn von Salvandy folgende Erklärung geschickt: „Ich habe das Wohlwollen, das Sie mir bezeigt, nicht vergessen und Ihnen eine treue Dankbarkeit dafür bewahrt. Es ist mir unmöglich, ohne Trost

Ihrer gnädigen und großmüthigen Worte zu gedenken, und immer werden dieselben für mich der Ausdruck der großen und frommen Unparteilichkeit sein, von der Sie beseelt sind, und die nie aufhören wird, mein Vertrauen wieder aufzurichten.

„Wenn ich heute, Herr Minister, mir die Freiheit nehme, Ihnen zu schreiben, so geschieht dies nicht, um Ihnen Ihre kostbaren Augenblicke zu rauben, noch auch um Ihr Interesse für eine Sache, die mich so nahe berührt, in Anspruch zu nehmen; nein. Allein ich dachte, Sie würden mir eine ehrfurchtsvolle Bemerkung bezüglich dessen erlauben, was Sie sich noch von unserer letzten Unterredung erinnern könnten. Es hat mir Jemand versichert, aus Ihrem Munde gehört zu haben, daß es geschienen, als habe ich vor Ihnen, Herr Minister, den Gedanken ausdrücken wollen, wir würden von selbst in die Zerstreuung unserer jungen Novizen einwilligen. Ich habe mich ohne Zweifel falsch ausgedrückt und hielt es vielleicht damals nicht für nothwendig, gegen einen Gedanken zu protestiren, der, ich hoffe es, nie der Ihrige war, noch es auch jetzt sein wird. Was ich Ihnen aber mit vollster Aufrichtigkeit sagen kann, ist, daß derselbe zu keiner Zeit weder der meine, noch der meiner Mitbrüder war. Und gerade jetzt sind wir, in Folge der Stellung, die der Siegelbewahrer eingenommen hat, weniger denn je geneigt, freiwillig in irgend etwas nachzugeben, sei es, was es wolle. Wir denken mit den Rechtsgelehrten und Politikern, die unsere Vertheidigung übernommen haben und uns in unserem Kampfe unterstützen werden, daß gesetzlich gar kein Unterschied zwischen unseren Noviziaten und unsern andern Häusern zu machen sei; und wir werden auf keines der Rechte verzichten, die von dem Gesetze Allen garantirt sind, und die ein gemeinsames Ordensleben, sei es als Novizen oder als Priester, sei es in kleiner oder in großer Anzahl gestatten.

„Verzeihen Sie mir diese Erklärung; sie wird einen Eindruck verwischen, der in Ihrem so erhabenen und so aufrichtigen Geiste zurückgeblieben ist, den jedoch meine Worte nicht hervorbringen durften, und der jetzt, wie damals der

Wahrheit unserer Ueberzeugung und unserer Gedanken ganz entgegengesetzt ist. Wohl wird es mir schwer, mir selbst sagen zu müssen, daß die Regierung meines Vaterlandes genöthigt ist, sich durch falschen Lärm und ungegründete Vorurtheile für besiegt zu erklären."

Inzwischen langten die Rathschläge des P. General in Frankreich an und setzten die ersten Superioren in die größte Verlegenheit, weil diese ihre Lage anders beurtheilten, als man es in Rom that, und kein Befehl ihnen gegeben worden war. P. Rubillon, Provinzial von Paris, besprach sich darüber sofort mit dem Provinzial von Lyon und reiste darauf den 3. Juli ab, um mündlich mit P. Roothaan zu überlegen und ihm zugleich eine ziemlich ausführliche Darlegung der Lage, von P. von Ravignan verfaßt, zu überbringen. Darin sagte dieser unter Anderem: „Entweder Unterhandlung und eine Art Vergleich mit der Regierung, oder gesetzlicher Widerstand im Sinne des von den Advokaten gefertigten Gutachtens: das sind die beiden Wege, zwischen denen Ihre weise Sorgsamkeit zu wählen hat. Ich für mein Theil wäre für einen ruhigen, würdigen und gesetzlichen Widerstand zur Ehre des heil. Stuhles, zur Ehre der Gesellschaft und zur Vertheidigung der Rechte und der Freiheit der Kirche.

„Schon heute ist der Kampf in Frankreich eröffnet: an der Hand der organischen Artikel und einer feindlichen Gesetzmäßigkeit soll die Kirche geknechtet werden. Die Religion ist in Wirklichkeit nicht frei. Die Regierung ist zu schwach, die Majorität der Kammer zu irreligiös, zu wenig liberal, um irgend etwas mit gutem Willen zu gewähren. Es gibt nur mehr ein Mittel: der gesetzliche Widerstand auf Grund der constitutionellen Rechte. Lesen Sie, ich bitte, die Consultation des Herrn von Vatimesnil und die Reden der Herrn Beugnot, Barthélemy und Montalembert. Wenn Sie, wie ich bei so vielen Anlässen, diese vier Männer gesehen und gehört hätten, würden Sie vielleicht, und würde man in Rom überhaupt die Zustände anders beurtheilen....

„Und warum sollte die Gesellschaft heut zu Tage dem Kampfe ausweichen? Sie ist ihm ja nie aus dem Wege

gegangen. Klarsehende Geister glauben ohnehin, daß dieser Mißbrauch der Gewalt, diese gerichtlichen Erörterungen und Bemühungen die Veranlassung zu einer glücklichen Reaktion zu unseren Gunsten sein würden.

„Man sagt: Indem man in Betreff einiger Häuser nachgibt, sich in diese oder jene Stadt zerstreut, wird man die Erbitterung beseitigen, der Regierung ein Mittel an die Hand geben, sich aus der Sache heraus zu ziehen und die öffentliche Meinung befriedigen. Ich verneine dies Alles mit der unerschütterlichsten Ueberzeugung: halbe Maßregeln werden nicht beruhigen; die Gegenparthei wird immer wüthend bleiben; man wird alsdann stets von Neuem anzufangen und von Neuem nachzugeben haben. Nach der Meinung Aller ist die Lage der Gesellschaft, wie sie uns die Unentschlossenheit der Pilatus unserer Tage bereitet, schon jetzt eine unerträgliche."

Während der heil. Stuhl Rossi gegenüber Alles verweigerte, und die französischen Jesuiten sich mit dieser Vorstellung an ihren General wandten, der ihnen durchaus keinen Befehl gegeben hatte, und ihrer Antwort auf seine Rathschläge noch entgegensah, ließ die französische Regierung folgende Nachricht, die bereits im Messager veröffentlicht worden war, im Moniteur vom 6. Juli einrücken:

„Die Regierung des Königs hat Nachrichten aus Rom erhalten. Die Sendung, mit welcher Herr Rossi betraut war, hat ihren Zweck erreicht. Die Congregation der Jesuiten wird aufhören in Frankreich zu existiren und ist im Begriff, sich aus freien Stücken zu zerstreuen. Ihre Häuser werden geschlossen und ihre Noviziate aufgelöst."

Das war für die französischen Jesuiten und ihre Freunde Anlaß zu angstvollen Stunden. Wie diese so unwahrscheinliche und doch so positive Nachricht, ein so plötzliches Nachgeben nach einem so langen Widerstand erklären?

Allein fast unmittelbar nach dem Erscheinen dieser schreckensvollen Nachricht kam ein Brief aus Rom, datirt vom 28. Juni, der den Schlüssel zu diesem Räthsel brachte, wie ihn P. von Ravignan und die Jesuiten in Paris bereits vermuthet hatten. Dieser Brief war vom P. Rozaven,

Assistenten von Frankreich, geschrieben, und enthielt folgende Zeilen:

„Sie wissen ohne Zweifel schon, daß Rossi's Mission gänzlich fehlgeschlagen ist. Vor einigen Tagen ist der Legations-Secretär bereits abgereist, um das Ultimatum nach Paris zu bringen. Man wird vielleicht ein falsches Gerücht zu verbreiten suchen, als ob der heil. Stuhl Concessionen gemacht hätte; aber glauben Sie es nicht. Der schlaue Diplomat hat nichts erlangt, weder durch List, noch durch Einschüchterung. Man muß ihm aber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er alle in seiner Macht stehenden Mittel gebraucht hat, einmal um zu überreden, daß seine Regierung in dieser ganzen Angelegenheit von den wohlwollendsten Gesinnungen für die Religion beseelt sei, und sodann, um alle die traurigen Folgen auszumalen, denen die Kirche und der heil. Vater ausgesetzt sein würden, wenn die Päpstliche Regierung nicht in die Absichten der französischen einginge. Aber Alles war umsonst, er hat nichts, durchaus nichts erlangt . . . .

„Die französische Gesandtschaft und ihre Anhänger verbreiten in ganz Rom die Nachricht, daß der P. General den Befehl gegeben habe, unsere Noviziate in Frankreich zu schließen und unsere anderen Häuser zu räumen. Sie wissen, daß nichts daran ist. Es ist dies ganz einfach ein Spiel des Herrn Rossi, um das Fehlschlagen seiner Mission zu verdecken. Ohne Zweifel werden Sie noch andere Fabeln hören."

Als übrigens in Rom die Nachricht des Moniteur bekannt wurde, war dort das Erstaunen nicht geringer, als in Paris, und ganz gewiß war Niemand davon mehr überrascht, als gerade die, welche man mit in die Sache hineinzog: der heil. Vater und der Kardinal Lambruschini, sein Staatssekretär. Man wandte sich an Rossi, um eine Erklärung zu erhalten, allein der außerordentliche Gesandte that selbst überrascht, und antwortete, daß er nichts dergleichen geschrieben habe, und fügte bei, daß die Nachricht sich nicht im offiziellen Theile des Moniteur befände, daß es nur eine Zeitungs-Nachricht sei, der man keine Bedeu-

tung beimessen dürfe, und daß er zum Ueberfluß auch noch an seine Regierung schreiben werde, damit sie den Irrthum widerlege. In diesem Sinne sprach er zu dem Kardinal-Staatssekretär und mehreren Mitgliedern des diplomatischen Corps.

Es liegt uns eine Depesche des Kardinal-Staatssekretärs an den apostolischen Nuntius in Paris vor, datirt vom 4. Aug. 1845, worin nach Bestätigung der früheren Depeschen vom 28. Juni und 11. Juli beigefügt wird, daß man dem französischen Gesandten beständig geantwortet habe, P. Roothaan würde selbst die nöthigen Vorsichtsmaßregeln ergreifen, um die Schwierigkeiten zu ebnen; daß es aber dem hl. Vater unmöglich sei, sich ins Mittel zu legen, und daß der heil. Stuhl einer jeden Anfrage der französischen Regierung über diesen Gegenstand stets eine zwar der Form nach höfliche, dem Inhalte nach jedoch verneinende Antwort geben werde. Der Kardinal schloß mit folgenden Worten:

„Was die Ausdehnung der zu nehmenden Maßregeln betrifft, so war nie die Rede davon, daß die Jesuiten ihre Besitzungen verlieren oder dieselben veräußern, noch auch daß sie ihre Häuser schließen und in Frankreich nicht mehr existiren sollten; und als ich nach Lesung der ministeriellen Zeitungsnachricht bei Herrn Rossi darüber Beschwerde erhob, erklärte er mir geradezu, daß er dies nicht geschrieben habe. Auch versichern Leute, die gut unterrichtet zu sein glauben, daß Rossi dem P. General der Jesuiten auf indirektem Wege habe wissen lassen, er brauche das Gesagte nicht buchstäblich zu nehmen.

„Euer Exzellenz könnten den Jesuiten unter der Form eines Rathes sagen, sie möchten sich an das halten, was ihnen ihr P. General zu thun vorschreiben werde; sie sind durchaus nicht genöthigt, die Instruktionen ihres Obern zu überschreiten."

Inzwischen hatte am 10. Juli Graf Beugnot dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten eine Note des P. von Ravignan überreicht, welche die Erklärung dessen enthielt, was die Jesuiten nach den erhaltenen Instruktionen ihres Generals in Frankreich thun dürften und müßten.

Am Schluß derselben war gesagt: „Selbstverständlich werden die Priester der Gesellschaft, wenn sie in etwas nachgeben, dies nur des Friedens wegen thun; auch behalten sie sich dabei ausdrücklich all ihre Rechte vor, und werden dieselben geltend machen, so oft sie es für gut finden, das heißt, sie werden auf keine Weise darauf verzichten, bei Gelegenheit die Wohlthat der Verfassung und der gemeinsamen Rechte des Besitzes, des Domicils, sowie der religiösen und individuellen Freiheit in Anspruch zu nehmen. Man wird auch begreifen, daß, wenn die Regierung jetzt noch mehr von den Jesuiten fordern würde, als ihr General gewährt, es nothwendiger Weise zu neuen Erörterungen und zu gesetzlichem Widerstande kommen müßte."

Am Tage nach dieser nicht günstig ausgefallenen Zusammenkunft theilte P. von Ravignan dem P. Roothaan mit, daß Guizot die Wahrheit des durch Rossi eingesandten Moniteur-Artikels aufrecht halte und ausdrücklich erkläre, die Regierung sei bereit nach derselben zu handeln, und sie dem ganzen Wortlaute nach in Kraft treten zu lassen; daß folglich alle Häuser der Gesellschaft in Frankreich ohne Ausnahme geschlossen würden; daß man kaum das Verbleiben von drei Jesuiten darin gestatten werde; daß die Noviziate gänzlich aufgelöst würden; daß höchstens ein für die auswärtigen Missionen bestimmtes Noviziat in der Kammer vertreten werden könne, daß aber jede Existenz der Jesuiten als Congregation bis auf bessere Zeiten verboten werden müsse.

P. von Ravignan wollte nicht die Redlichkeit des Ministers, der wahrscheinlich durch seinen Gesandten betrogen worden war, in Frage stellen, allein ergriffen von der Nutzlosigkeit der Opfer, welche die Gesellschaft hatte bringen wollen, rief er aus: „Alle Vertheidiger der katholischen Sache sind niedergeschlagen. Wir erheben unsere Augen und Hände zum Himmel. Hätte ich einen Rath zu ertheilen, so würde ich nur wiederholen: Kampf und gesetzlicher Widerstand im Namen des gemeinsamen Rechtes und der Freiheit!

„Ich werde aber, wenn es so sein muß, stillschweigend das Haupt unter das Joch beugen. Meine Seele ist tief

betrübt; ich weiß kaum mehr, was denken und was thun. Wie glücklich wäre ich, wenn Sie, mein Vater, mich aus Frankreich hinaussenden würden oder wenigstens weit weg von Paris in eine tiefe Einsamkeit für ein Jahr oder zwei! Doch Verzeihung! wie groß auch immer meine Betrübniß sein mag, so will ich ja doch nur gehorchen, gänzlich und immer."

P. Rozaven, der auch für den gesetzlichen Widerstand war, im Falle die Regierung Gewalt-Maßregeln ergreifen würde, schrieb am 28. desselben Monats dem Grafen Montalembert: „Unsere Feinde sagen, daß wir sie nur befriedigen können, wenn wir aufhören zu existiren. Jede weitere Concession wird demnach unnöthig und illusorisch sein und könnte nur dazu dienen, der Ehre des hl. Stuhles, die uns theuerer, als unsere Existenz selbst ist, zu schaden. Wir werden darum Hrn. Martin nachahmen, der mit gekreuzten Armen zusieht, was wir nun machen. Wir werden auch die Arme kreuzen und ihn ruhig kommen lassen. Wenn man Jemand ermorden will, so muß man den Muth haben, sein Opfer umzubringen. Dasselbe aber ersuchen, sich selbst umzubringen, um sich diese Mühe zu ersparen, heißt doch die Anmaßung zu weit treiben . . .

„Man wiederholt uns beständig, daß unsere Sache nicht die Sache der Kirche sei; wir wissen es wohl, aber wir wissen auch, daß die Sache der Kirche wesentlich unser ist; daß wir geboren sind, sie zu vertheidigen, daß wir nur dafür existiren, und daß wir bereit sein sollen, ihr selbst das Opfer unseres Lebens zu bringen. Wir wissen auch, daß es im Interesse der Kirche liegt, ihre angeborenen Vertheidiger zu beschützen, und wir haben endlich den Trost zu wissen, daß der erhabene Kirchenfürst, der auf dem Stuhl des hl. Petrus thront, wohl überzeugt ist, wie die Beschirmung unserer Gesellschaft zu den Pflichten seines Amtes gehört, denen er sich nie entziehen wird, wie er noch vor Kurzem versichert hat, indem er einem französischen Bischofe antwortete: Huic nostro pastorali muneri nunquam defuimus, nunquam deerimus. [1])

---

[1]) Dieser unserer Hirtenpflicht haben wir uns nie entzogen und werden uns derselben nie entziehen."

Wir können nicht beschreiben, was P. von Ravignan während diesen traurigen Wirren und besonders bei ihrer Entwickelung zu leiden hatte, wo es fast schien, als ob die Feinde der Kirche den Sieg davon tragen und Ungerechtigkeit und Lüge triumphiren sollten. Er würde mit Freuden Beraubung und Verbannung angenommen haben, wenn er mit den Waffen in der Hand, und bei Vertheidigung seiner Gesellschaft und der Kirche unterlegen wäre. Schon 1844, als Martin die Zurücksendung unserer Novizen verlangt hatte, schrieb er einem seiner früheren Collegen, damals Abtheilungs-Dirigent im Cultus-Ministerium: „Es wäre uns weit lieber, die Frage endlich einmal zur Entscheidung kommen zu sehen. Werden wir von Neuem verurtheilt und geächtet, so suchen wir unsere Zuflucht unter den Wilden von Amerika oder mitten unter den Heiden von Indien und China. Dort werden wir mehr Freiheit haben." Allein sehen zu müssen, wie die Gesellschaft Jesu sich selbst den unterdrückenden Anforderungen einer Macht, die sie zu vertilgen strebte, überlieferte; sehen zu müssen, wie die Ehre des hl. Stuhles durch den Schein der Schwäche, über welche die schlechten Blätter triumphirten, in ein falsches Licht kam; sehen zu müssen, wie seine edlen Freunde, die nach dem Kampfe verlangten und vom Gesetze den endlichen Sieg ihres Widerstandes erhofften, nun gänzlich den Muth verloren, darin konnte sich seine thatkräftige Seele nicht ergeben. Bis zuletzt wiederholte er in seinen Briefen an den P. General: „Soll ich Ihnen die ganze Wahrheit sagen, so muß ich gestehen, daß, wenn man dem Ministerium was immer für eine Concession macht, ich nicht mehr den Muth habe, in Paris zu bleiben, noch mich vor irgend einem Pair von Frankreich, Deputirten oder Advokaten sehen zu lassen, die jene herrliche Consultation meines Freundes Vatimesnil vorbereitet, erwogen und bewundert haben. Und hierbei lasse ich jedes Interesse der Eigenliebe außer Spiel: Ich will nichts, als das Interesse und die Ehre der Gesellschaft Jesu." Trotzdem schloß er all' diese Bitten und Vorstellungen, wenn sie auch noch so inständig waren, immer mit der noch innigeren Versicherung seines geistlichen und kindlichen Ge-

horsams. P. Roothaan sah sich genöthigt, seinen Schmerz zu mildern, und schrieb ihm deßhalb am 7. September:

„Ich fühle das Bedürfniß, Sie und mich mit Ihnen über all' die Opfer, die man von unserer Anhänglichkeit an den hl. Stuhl gefordert hat, zu trösten. Dieselben sind groß, aber sie sind auch das nec plus ultra. Wenn die Regierung sich damit nicht zufrieden gibt, so werden wir unsere verfassungsmäßigen Rechte geltend machen. Ich habe Alles gewährt, was in meiner Macht stand und könnte wirklich ohne einen bestimmten Befehl des hl. Vaters nicht darüber hinausgehen. Selbst Bitten, Verlangen, Drohungen, wie solche zur Zeit der ersten Concessionen an mich gerichtet wurden, könnten mich nicht vermögen, weiter zu gehen. Uebrigens haben wir auch keinen solchen Befehl zu fürchten, seitdem der hl. Vater die Cardinäle, die der Sitzung der Congregation für kirchliche Angelegenheiten am 12. Juni beigewohnt haben, vom Gesetze des Stillschweigens entbunden und so die in unserer Angelegenheit getroffene Entscheidung offen kund gethan hat; denn Rom ändert nicht von einem Tag zum andern und ändert überhaupt nie seine Beschlüsse, so lange die Umstände dieselben bleiben.

„Es ist demnach wichtig, daß wir unsern Muth und den unserer Freunde wieder aufzurichten suchen. Der Herr wird es nicht zugeben, daß eine Maßregel, die uns der hl. Vater intuitu pacis (des lieben Friedens wegen) gerathen und vorgeschlagen, und die wir aus eben diesem Grunde, aber noch mehr um unsere Ergebung gegen den hl. Stuhl zu beweisen, angenommen haben, nun zu unserm Unglücke gereiche. Ich hoffe, daß die zahlreichen und eifrigen Vertheidiger, die Sie in den ersten Kreisen und unter den einflußreichsten Männern für unsere Gesellschaft geworben haben, unsere Sache auch ferner unterstützen werden, besonders wenn sie die Art und Weise erfahren, wie sich Alles zugetragen hat.

„Wenn es sich darum handelt, zu gehorchen, so lehrt uns der hl. Ignatius, dazu nicht ein ausdrückliches Gebot zu verlangen. Die Klugheit ist nicht Sache des Gehorchenden, sondern Sache des Befehlenden. Uebrigens, mein trefflicher

Pater, glaube ich auch, daß wir kein zu großes Vertrauen in unsere gute Sache, unser gutes Recht und unsere guten Gründe setzen dürfen. Sondern: Confidite, sagt unser Heiland, Ego vici mundum,[1]) und wir werden des Sieges sicher sein."

Zwei Tage, bevor dieser Brief von Rom abging, um P. von Ravignan zu trösten, hatte dieser selbst schon dem P. General folgendes Zeugniß seines Gehorsams, so wie das aller französischen Jesuiten übersandt: „Die Obern werden treulich Ew. Hochwürden Instruktionen befolgen, wir Alle werden dieselben nach Buchstaben und Geist erfüllen, und wir wissen hinlänglich, wie viel Ihnen dieß gekostet hat, um nicht Ihrer beständigen Sorgfalt neue Mühe und neue Schwierigkeiten ersparen zu wollen.

„In der Lage, worein man uns gebracht, muß unser Betragen den Augen Aller den Charakter der Hingebung darbieten, auf daß jeder Unpartheiische beim Lesen Ihrer Briefe sagen könne: Sie sind wirklich befolgt worden."

In der That führte man auch Punkt für Punkt die Instruktionen aus, welche die dem Minister zugestellte Note enthielt, und die verschiedenartigen persönlichen und örtlichen Veränderungen gingen ohne Aufsehen und Einsprache vor sich. All das Toben gegen die Jesuiten endigte nun mit einem Schlage, und man mußte sich jetzt überzeugen, daß, wenn auch Einige die Jesuiten wirklich tief haßten und wahrhaft fürchteten, doch fast bei Allen die Erbitterung nur oberflächlich und erkünstelt war, und man die Existenz der Jesuiten hauptsächlich nur darum verhindern wollte, um ihren Unterricht zu verhindern. Die Regierung war froh, nunmehr der Sache enthoben zu sein, ihre wirkliche Schwäche durch den Anschein von Kraft bemäntelt und einer Niederlage den Namen eines Sieges gegeben zu haben; allein kaum drei Jahre später, als man nicht mehr rief: „Nieder mit den Jesuiten!" ertönte eines Tages der Ruf: „Nieder mit den Ministern!" und es fiel der Thron und verschwand mit ihnen.

---

[1]) Vertraut auf mich, ich habe die Welt überwunden.

Unter all den Bekümmernissen, die der Himmel dem P. von Ravignan im Laufe dieses für ihn an Prüfungen so reichen Jahres gesandt, haben wir doch jene noch nicht erzählt, deren Bitterkeit er am tiefsten empfand. Dieser apostolische Mann, dieser der Kirche so ergebene Priester, der in der aufrichtigen Demuth seines Berufes eine so religiöse Hochachtung für die kirchliche Autorität bekannte, hatte den Schmerz, sich in eine arge Mißhelligkeit mit dem Herrn Erzbischof von Paris verwickelt und die Gesellschaft Jesu selbst in diese Verwicklung mit der bischöflichen Autorität hineingezogen zu sehen. Es lag dieses in den Umständen der Zeit. Der Erzbischof stand zwischen Rom und Paris, und die Jesuiten zwischen den bischöflichen Forderungen und ihren Rechten, es mußte demnach Angesichts der schwierigen Verhältnisse zu Argwohn und Mißverständniß kommen.

Die Vorsehung ließ es zu, doch möge mich Gott bewahren, daß ich auch nur eine Klage erhebe gegen das Andenken des auf dem Altar des Vaterlandes geopferten Erzbischofs: Alles, was er gethan, glaubte er thun zu müssen, darüber ist kein Zweifel; auch habe ich mich nur deßwegen entschlossen, hier davon zu reden, weil man ohnedieß diese traurigen Streitigkeiten so viel besprochen hat. Zunächst sah Erzbischof Affre nur ungerne die Freundschaft des P. von Ravignan mit Priestern und Laien, die er als Gegner seiner Amtsführung betrachtete, und oft hatte er versucht, eine Trennung herbeizuführen. Der Ordensmann aber, wohl wissend, was er thun müsse und dürfe, wollte, indem er stets gleich respektvoll und ergeben blieb, doch auch seinen braven und redlichen Freunden nicht untreu werden und erklärte darum ganz einfach, daß er nie seine Freundschaften weder der Gunst noch der Furcht opfern werde, daß ihn dieselben andrerseits aber auch nie pflichtvergessen machen würden.

Doch bald sollte die Sache durch ernstere Verlegenheiten noch verwickelter werden. Zu Anfang des Jahres 1844 nämlich hatte der Erzbischof, aus ich weiß nicht welchem Antriebe, verschiedene Maßregeln decretirt, die nicht nur die Privilegien, sondern sogar die Existenz eines von der Kirche

anerkannten und bestätigten Ordens stark angriffen. Der hl. Vater, durch den Nuntius von Paris davon benachrichtigt, hatte durch ein Breve die Ausführung dieses Befehls verhindert. Als aber bald nachher die Staatsgewalt mit ihren strengen Maßregeln gegen die Jesuiten auftrat, schien der Erzbischof wieder auf seinen frühern Gedanken zurückzukommen. In dieser delikaten Lage nun hielt es P. von Ravignan für das Beste, sich offen auszusprechen, und sein betrübtes Herz dem Erzbischofe auszuschütten, und ich glaube nicht, daß man mehr Schmerz mit mehr Ehrfurcht ausdrücken kann, als er in folgendem Briefe gethan hat:

„Euer Erzbischöflichen Gnaden!

„Angesichts der ernsten Verhältnisse, in denen wir uns befinden, fühle ich das Bedürfniß, die innigsten Gefühle meiner Seele einem Briefe anzuvertrauen, der unter dem Eindrucke des Gebetes und innerer Sammlung geschrieben ist. Herr Erzbischof, wir haben als Priester und Ordensmänner, die von Ihnen zur Ausübung des heiligen Amtes in Ihrer Diözese bestätigt sind, uns, wie mir scheint, stets bestrebt, des Vertrauens, mit dem Sie uns so gnädig beehrten, uns würdig zu machen; wir können nie vergessen haben, was die hl. Gesetze des Gehorsams und der Dankbarkeit in dieser Beziehung von uns fordern; wenigstens finden wir, trotz unserer sonstigen Armseligkeit, in unserm Gewissen keinen Vorwurf dieser Art.

„Seien Sie überzeugt, Herr Erzbischof, wir fühlen mehr in unserem Innern, als die einfache Pflicht, mit Ihnen vereint zu bleiben; wir empfinden danach ein aufrichtiges Verlangen und ein wahres Bedürfniß, und wir würden uns glücklich schätzen, wollen Sie es ja glauben, in den gehörigen Schranken der tiefsten Verehrung unserseits mit Ew. Erzbischöflichen Gnaden jene Beziehungen kindlichen Vertrauens, gänzlicher Hingebung und offenherziger Mittheilung zu unterhalten, wie sie gewöhnlich zwischen unseren Vätern und den Bischöfen bestehen, unter denen wir der Kirche zu dienen die Ehre haben.

„Ihre hohe Stellung im Episkopat, Ihre Kenntnisse, Ihr

Muth, ebenso wie unsere eigene Lage in Paris, dies Alles muß hier noch lebhafter, als anderswo, den Wunsch nach dieser gänzlichen Gleichförmigkeit der Ansichten und Gefühle mit Ew. Erzbischöflichen Gnaden in uns erwecken. Nach dem gemeinsamen Vater aller Hirten und aller Gläubigen ist natürlich der Erzbischof von Paris die tröstlichste Stütze und die erwünschteste und mächtigste Zuflucht der in Frankreich mit so unerbittlichem Vorurtheil und Haß verfolgten Ordensmänner der Gesellschaft Jesu. Und Gott bewahre uns auch, daß wir fürchten sollten, uns von Ihnen verlassen zu sehen an jenem Tage, an dem das Urtheil der Verbannung über uns ausgesprochen wird!

„Jedenfalls aber, Herr Erzbischof, werfe ich mich Ihnen zu Füßen, um Sie mit aller Ehrfurcht und Aufrichtigkeit darum zu bitten: Von allen Seiten angegriffen, von der Regierung mit strengen Maßregeln bedroht, warum konnten wir da noch zaudern, uns in Ihre Arme zu werfen, unsere Leiden in Ihr Herz auszugießen? Warum befanden wir uns Euer Erzbischöflichen Gnaden gegenüber in einer Art von peinlicher Verlegenheit? Und warum ist es uns unmöglich gewesen, nicht zu fühlen, daß die Existenz und die ordnungsgemäße Constituirung der religiösen Orden, besonders die der Gesellschaft Jesu, Ihnen unwillkürlich empfindlich sei?

„Verzeihen Sie mir, Herr Erzbischof, verzeihen Sie mir; Gott ist mein Zeuge, daß ich nichts sagen, nichts schreiben, nichts thun möchte, was Sie betrüben oder kränken könnte. Wollen Sie sich jedoch vorstellen, wie süß und tröstend es unter den gegenwärtigen Verhältnissen für uns wäre, zu fühlen, daß das Herz unseres verehrten Erzbischofes in Liebe für uns schlüge, und wie es uns beglücken würde, in leichteren und vertraulicheren Beziehungen mit Ihnen zu stehen.

„Was mich betrifft, ich gestehe es und klage mich dessen an, so hat mich in meiner zwar nur geringfügigen Theilnahme an der ganzen Angelegenheit dieser Gedanke wie ein, mir zwar unklares, aber wirklich bestehendes Hinderniß irre gemacht.

„Noch einmal, Hochwürdigster Herr, Verzeihung; ich bin verwirrt über meine Kühnheit, doch schien es mir nöthig, Ihnen dies Alles vor meinem Besuche sagen zu müssen; wie ein Gewicht lastete es auf mir; nun ich es gesagt habe, beschwöre ich unseren göttlichen Meister und seine hl. Mutter, uns in Ihrem Herzen eine glückselige Zufluchtstätte wechselseitiger Liebe zu eröffnen, wohin flüchten zu können uns so nothwendig und so trostvoll wäre.

„Vielleicht werden Sie mich fragen, wie ich dazu kam, die Schwierigkeiten unserer Lage Euer Erzbischöflichen Gnaden gegenüber so hoch anzuschlagen. Auch das will ich in aller Demuth auseinandersetzen, ohne jede Bitterkeit, wie ohne Hintergedanken, indem ich Sie beschwöre, darin einzig und allein ein Hinderniß sehen zu wollen, das unser Vertrauen, oder vielmehr den Ausdruck desselben hemmte.

„Nachdem wir bereits auf eine so großmüthige und bewunderungswürdige Weise und auf das erste Wort des hl. Vaters den Gedanken verlassen hatten, uns in unserer Thätigkeit mit dem übrigens sehr verehrungswürdigen und verdienstvollen Pfarr-Klerus gewissermaßen zu vermischen, schien es uns, als ob Sie von Neuem zu einem ähnlichen Gedanken hinneigten. Sie hatten den Anschein, als ob Sie ohne Weiteres und ohne Einsprache den Forderungen der Regierung bezüglich unserer Zerstreuung und unserer Verschmelzung mit den Weltpriestern beistimmten, obgleich es doch allzu offenbar war, daß dies eine Verletzung der unantastbaren Rechte des Priesters und selbst des Bürgers auf gemeinsames Leben, auf Ordensleben, auf Beobachtung einer von der Kirche bestätigten Regel gewesen wäre. Wenigstens schien diese unsere Noth, die für uns so schmerzlich war, weil unsere theuersten Neigungen, Gewohnheiten und Verpflichtungen zerstört werden sollten, in Ihrem, doch sonst allem Guten so hingegebenen Herzen, keinen hilfreichen Gedanken, kein Gefühl des Mitleids für unsern Schmerz und unsere Verlegenheit zu finden.

„Möchten Sie, Herr Erzbischof, auch selbst hierin nicht einen Schatten von Vorwurf sehen, da ein solcher wirklich

nicht vorliegt. Es war dies eben Ihre Anschauungsweise, dieselbe kann und wird jedoch nie die unsere sein. Ich lege Ihnen einfach einen der Gründe dar, die unsere Hoffnung verminderten.

„Unglückliche sind zuweilen vielleicht allzu empfindlich und allzu anspruchsvoll; auch wir waren es ohne Zweifel bei dieser Gelegenheit. Wir bitten Sie dafür um Verzeihung, denn unser Herz war schmerzlich davon betroffen. Hinlänglich habe ich hiemit, wie ich glaube, Euer Erzbischöflichen Gnaden meine eigenen Eindrücke und die einiger meiner Mitbrüder auseinander gesetzt. Sie haben die beiden Provinziale bei sich gesehen; dieselben tragen die Bürde und Verantwortung von sieben und zwanzig Häusern unseres Ordens, in fünf und zwanzig Diözesen vertheilt. Dies mag Ihnen sagen, daß sie einen gemeinsamen Weg einschlagen, Punkt für Punkt die aus Rom gekommenen Instruktionen befolgen und sich bestreben mußten, nach den muthmaßlichen oder ausgesprochenen Wünschen der Mehrzahl der Bischöfe sich zu richten. Und ich habe die feste Zuversicht, daß, wenn der rechte Augenblick gekommen ist, die Obern dies mit Gottes Hülfe zu Stande bringen werden. Dabei können dieselben das Beispiel des hl. Paulus nicht vergessen, der, seines Glaubens wegen eingekerkert, sein Bürgerrecht geltend machte und an die oberste Gewalt seines Vaterlandes appellirte . . . — doch, wenngleich sie es nie an muthvoller Festigkeit fehlen lassen, wird es ihnen doch eben so wenig an der von der Religion gebotenen Ergebenheit, noch an Allem dem mangeln, was wir Ihnen, Hochwürdigster Herr Erzbischof, schulden.

„Sie werden auch leicht begreifen, daß wir auf keinerlei Weise mit der weltlichen Macht über das, was unsere Säcularisation direkt oder indirekt herbeiführen könnte, unterhandeln, und daß wir uns um keinen Preis zu ihren drückenden Forderungen herablassen werden. In dieser Hinsicht ist es gewiß, daß Gott, unser sicherstes Recht, die Rechte aller religiösen Congregationen, die wahren Interessen der Kirche, ihre nothwendige und gesetzliche Unabhängigkeit, die reinsten Absichten für die Ehre Gottes und das Seelenheil des

Nächsten zu sehr an dieser Crisis betheiligt sind, als daß wir nicht mit ebenso viel Festigkeit, als Mäßigung zu Werke gehen sollten. Wenn nach all diesem Euer Erzbischöflichen Gnaden uns noch Ihres Vertrauens werth finden, und das hoffe ich noch immer, wenn Sie uns als Ordensleute, die nach canonischem Rechte von geistlichen Obern abhängen, in Gnaden annehmen und uns unsere Rechte erhalten wollen, so werden wir predigen, wie vordem, und Beicht hören mit allem Eifer und streng eingehaltener Klugheit.

„Wenn aber die Schwierigkeiten Ihnen, Herr Erzbischof, nicht mehr erlauben sollten, uns in Paris Ihre Hülfe und Ihr Vertrauen fortwährend angedeihen zu lassen, wenn die Stellung, die man uns anweisen würde, sich nicht mehr mit unserem Charakter als Ordens-Klerus vertrüge, so würden wir alsdann uns mit Bedauern genöthigt sehen, auf die Ehre und das Glück verzichten zu müssen, unter Ihren Befehlen zu dienen, und wir Alle zusammen, wie Brüder mit einander verbunden, würden mit Dankbarkeit und Ehrfurcht zu Ihren Füßen jene Gewalt niederlegen, mit der Sie uns so lange betraut und geehrt haben.

„Dies ist, Hochwürdigster Herr Erzbischof, ein langer, ein viel zu langer Brief geworden. Geruhen Sie denselben zu lesen, wie er geschrieben ist, so werden Sie darin das Zeugniß der zärtlichsten und tiefsten Ergebenheit, Ehrfurcht und Liebe finden, womit ich die Ehre habe zu verbleiben &c."

„X. von Ravignan S. I."

Der Hochwürdigste Prälat antwortete:

„Mein hochwürdiger Pater!

„Mit Vergnügen werde ich Sie empfangen, und meine Freude würde gar groß sein, wenn ich Sie von all den Vorurtheilen befreit sehen könnte, die Sie mir zumuthen, und für deren offene Mittheilung ich Ihnen dankbar bin. Ich darf Sie versichern, daß dieselben gar nicht bestehen, noch auch durch mein Betragen gerechtfertigt sind. Sie wissen, daß nicht Jene die besten Freunde sind, die am meisten von Betheuerungen überfließen, oder ihre Mißbilligungen am besten verbergen. Worin die letzte derselben be-

stand, die ich in Betreff Ihrer Patres empfunden, will ich Ihnen ganz offen sagen: Sie wenden all' Ihre Zeit auf, um zu überlegen, was wohl zu thun sei, und doch setzen Sie mich von keinem Ihrer Projekte in Kenntniß. Erst dann werde ich davon benachrichtigt, wenn ich wenig oder keine Zeit mehr zum Ueberlegen habe. Zum Voraus lehne ich nie einen Vorschlag ab, mag er auch noch so kühn sein; ich verlange nur, ihn genau untersuchen und mich dann entscheiden zu können. So lehne ich es auch nicht ab, auf Ihre Pläne einzugehen, allein ich will Ihnen nicht als Blinder folgen. Dieses Mißtrauen glaube ich nicht verdient zu haben. Sie haben Rechtsgelehrte zu Rathe gezogen, mir dagegen nichts von einer Sache gesagt, in der das gesetzliche Recht nichts bedeutet, so leicht ist dasselbe zu entscheiden, worin aber die moralischen Schwierigkeiten Alles ausmachen.

„Sie haben Sich gänzlich über meine Gefühle in Betreff der religiösen Orden getäuscht. Ich habe sie nie getadelt. Ich halte dafür, daß ein katholischer Bischof sich diesen Tadel gar nicht erlauben, ja nicht einmal den Gedanken daran aufkommen lassen darf. Was Sie, Hochwürdiger Pater, noch besonders betrifft, so würde es mich tief betrüben, wenn Sie Ihrer hiesigen Thätigkeit, die schon so viele Früchte getragen hat, entsagen wollten, ebenso würde ich den Abgang Ihrer übrigen Patres beklagen, die keine Ahnung davon haben, wie ich sie liebe und schätze. Die Klagen, welche ich zuweilen an sie richtete, waren gewiß nicht die eines Feindes. Ich will damit nicht sagen, daß sie aus einem leidenschaftlich ergebenen Herzen kommen, aber gewiß kamen sie nicht aus einem gleichgültigen Herzen.

„Ganz der Ihre, Ihr von ganzem Herzen ergebener

„Denis, Erzbischof von Paris."

Nach Empfang dieses Briefes suchte P. von Ravignan die Sache vollends beizulegen, indem er dem Prälaten nun auch noch erklärte, warum die Jesuiten nicht hätten gänzlich den Weg gehen können, den Seine Erzbischöflichen Gnaden gewünscht:

„Sie haben Recht, Hochwürdigster Herr. Ohne Zweifel

ist es nicht an Ihnen, Rathschläge anzunehmen; wir werden daher immer die Ihrigen mit Ehrfurcht und mit dem Wunsche uns erbitten, uns danach zu richten. Allein Sie werden begreifen, daß wir in der wichtigen Frage, die uns betrifft, nothwendiger Weise auch auf die Stimmen einer großen Anzahl von Bischöfen und auf die des heiligen Vaters selbst hören mußten; wir hatten zugleich die allgemeinen Interessen der Kirche und die unserer Gesellschaft zu berücksichtigen.

„Was nun auch immer geschehen möge, in keinem Falle werden wir uns der tiefen Ehrfurcht und Dankbarkeit entschlagen, die wir Ihnen schuldig sind."

Unterdessen war die politische Macht dazwischen getreten und hatte sich mit ihren Gewalt-Maßregeln die Initiative angemaßt; und dies war jedenfalls für den Erzbischof, wie für die Jesuiten unendlich besser. Nach Ablauf von kaum drei Jahren bestieg der gute Hirt, mit dem Oelzweige des Friedens in der Hand, die Barricade der Bastille und erkaufte den Frieden Frankreichs mit dem Preise seines Lebens; und als er sich tödtlich getroffen fühlte, sandte er Boten auf Boten nach dem Hause der Jesuiten. Abbé Delage und Abbé de la Bouillerie, jetzt Bischof von Carcassonne, kamen einer nach dem andern, um das Bedauern des sterbenden Oberhirten auszudrücken. Und so muß man denn von Erzbischof Affre sagen, daß er während seines Lebens stets das Gute gewollt hat und der Stimme seines Gewissens gefolgt war, daß er aber bei seinem Tode die Tugend bis zum Heldenmuthe trieb, und daß die Liebe und Demuth, die er bewiesen, sein Todtenbett wirklich in eine Stätte des Triumphes verwandelt haben.

Wie sich nun P. von Ravignan mehr als die anderen Jesuiten in dem Kampfe hervorgethan hatte, so war er auch der Erste, der unter Aufsicht gestellt wurde, und in der Liste, die man am 10. August dem Ministerium einreichte, hatte man eine besondere, seine Person betreffende Bemerkung beigefügt, deren Inhalt war: „Da man es zu wünschen schiene, würde P. von Ravignan nicht mehr in dem Hause auf der Poststraße wohnen, doch würde er in Paris

bleiben und seine Thätigkeit daselbst fortsetzen.“ Das war die große Maßregel, welche zur allgemeinen Sicherheit gefordert wurde.

Doch im Gegensatz zum Hasse machte sich auch die Liebe geltend: viele großmüthige Anerbietungen, die nicht angenommen wurden, die deswegen aber nicht vergessen werden! Man hatte schriftlich versprechen müssen, die Gastfreundschaft, die uns eine große Anzahl von Bischöfen in ihren Wohnungen anboten, nicht annehmen zu wollen. P. von Ravignan durfte zwar, nachdem er die Poststraße verlassen, in Paris bleiben, war aber wegen der Vorbereitung zu seinen Conferenzen genöthigt, dasselbe zu verlassen; und doch verbot ihm die Klugheit, Angesichts der gegenwärtigen Verhältnisse, sich weit zu entfernen; er bedurfte eines Aufenthaltsortes, der zwar nahe genug war, um die Ereignisse beobachten zu können, aber doch auch fern genug, um vom Treiben der Welt nicht berührt zu werden. Diese Bedingungen fanden sich vereinigt in einem einsamen Landhause mitten in den alten königlichen Waldungen zwischen St. Germain-au-Laye und Marly-le-Roy, nahe bei den schon fast verschwundenen Ruinen der glänzenden Villa Ludwig's XIV. Hier, in diesen einsamen Schattengängen, in dieser Stille, die durch keine Hoffeste mehr gestört wurde, schrieb er seine Conferenzen von 1846, die letzten, die er in Notre-Dame halten sollte. „Nie werde ich Marly vergessen, sagte er später, ich vermöchte es nicht; dort habe ich empfunden, was Wohlwollen und Frömmigkeit wahrhaft christlichen Herzen einflößen können.“ Seitdem hat der Tod dies gastfreundliche Haus heimgesucht, und der Redner von Notre-Dame hat noch am Grabe der edlen Besitzerin desselben gebetet. Möge ihr Andenken in der Geschichte des P. von Ravignan sie überleben, und, nennen wir nicht einen der schönsten Namen Frankreichs, geziert mit den edelsten Tugenden, wenn wir Frau von Montmorency-Luxembourg nennen?

In Marly war es auch, wo P. von Ravignan am 3. September 1845 an die tugendhafte Gräfin Albert de la Ferronnays folgende Zeilen schrieb, welche den Frieden einer Seele athmen, die da in die Beschlüsse des Himmels

ergeben, und über die irdischen Ereignisse erhaben ist: „Ihre Theilnahme für unsere arme Gesellschaft durchdringt mich mit Dankbarkeit. Einige fromme Seelen wenigstens trösten uns vor Gott über die Vorurtheile und Gehässigkeiten, die uns verfolgen. Wir sind nicht so stolz, daß wir uns frei von Fehlern glauben, nein gewiß nicht; wohl kann man viel an einzelnen Personen auszusetzen finden, wie an jedem Menschen, den man genau kennt; allein was ich nicht zugeben kann, ist, daß sogar der Geist, der die Gesellschaft Jesu leitet, daß ihre Constitutionen, ihre Leitung, die Haupt-Thatsachen ihrer Geschichte, daß diese den Tadel verdienen, den man ihnen vorwirft. Uebrigens Sie werden es begreifen, man wird des Rechtfertigens müde, man überläßt Gott diese Sorge, wenn Er es zu Seiner größern Ehre für gut findet. Weder Gioberti noch die Uebrigen werden mehr eine Antwort bekommen, in so ferne dies von mir abhängt. Und was Sie betrifft, meine gnädige Gräfin, die Sie mit so viel Güte an unserer Lage Antheil nehmen, lassen Sie nur Alles gehen und geschehen, was man Nachtheiliges von den Jesuiten redet. Erhalten Sie ihnen nur ihre wohlwollende Achtung und beten sie für dieselben."

Den Ausdruck der nämlichen Gefühle finden wir zwei Jahre später in einem andern, ebenfalls an die Gräfin Ferronnays gerichteten Briefe wieder: „Sie fragen mich, was ich vom Gesuita moderno von Gioberti denke; ich habe eben dieses enorme Werk zu Ende gelesen und beklage den Autor: Viel Schaden hat er uns in Italien gethan, und wird er noch thun. Möge Gott ihm verzeihen! Wir sind glücklich über diesen Haß und diese beharrlichen Verläumdungen! Mein Gott! ich verdamme jene Leute nicht, welche dieselben glauben."

Während P. von Ravignan sich noch in Marly auf seine Conferenzen vorbereitete, stieg in ihm die Frage auf, ob es nach den gegen ihn und seine Mitbrüder getroffenen Maßregeln noch passend sei, auf den Kanzeln von Paris wieder zu erscheinen. Er hatte darüber an Herrn von Vatimesnil geschrieben, der ihm am 10. September antwortete:

„Meine Ansicht ist, daß Sie Ihr Amt ebenso öffentlich, wie früher ausüben sollen. Es ist wünschenswerth, daß Ihre Stimme fortfahre, sich in unseren Kirchen hören zu lassen. Der Zulauf der Katholiken wird eine friedliche und fromme Demonstration gegen Alles sein, was geschehen ist. Ich hoffe ganz besonders, daß in den Fasten-Predigten von Notre-Dame nichts geändert wird.“

Dies war auch die Ansicht des Erzbischofs; und die folgende Antwort des P. General schnitt jede weitere Frage ab: „Gott liebt uns, da er uns prüft; wir aber verehren, wir umfassen Seinen hl. Willen. Bleiben Sie Apostel. Fürchten Sie nichts für Ihre Thätigkeit von der Demüthigung, die gegenwärtig auf der Gesellschaft lastet. Hegen Sie im Gegentheil noch mehr Vertrauen, als früher. Wir werden nie mehr Grund haben, auf die Hilfe und Mitwirkung Gottes zu rechnen, als wenn wir mit unserem Heilande sagen können: Ego vermis et non homo“.[1])

Nachdem P. von Ravignan in Metz die Advents-Predigten und seine Retraite gehalten hatte, kehrte er wieder nach Paris zurück. Die Wohnung, die er dort bezog, konnte Niemanden Aergerniß geben; er ging graden Weges auf das Haus der Demuth und Nächstenliebe zu. In der Straße Notre-Dame des Champs befindet sich ein Waisenhaus, gestiftet von der ehemaligen Freundin Elisabeth's von Frankreich, der würdigen Gräfin von Saisseval, die am Hofe Ludwig's XIV. schon in ihrer Jugend die himmlische Saisseval genannt wurde. So oft schon hatte P. von Ravignan auf der Kanzel die Sache dieser kleinen Waisen vertheidigt und gewonnen; nun bat er sie seinerseits um Brod und Obdach. Einige seiner Mitbrüder hatten sich in diesem Versammlungsorte der Armuth zu ihm gesellt, und hier, in der Nähe eines unter dem Schutze der Mutter Gottes stehenden Heiligthums, waren sie so glücklich, wie man es in der Zerstreuung nur sein konnte, glücklich dort ihre Regel befolgen und sich wieder als Familie zusammenfinden zu können.

---

[1]) Ich bin ein Wurm und kein Mensch.

Die Predigten in Notre-Dame im Jahre 1846 waren außerordentlich gesegnet: „Ich hatte immer gehofft, daß es so kommen würde, schrieb der P. General dem Redner, und daß die göttliche Güte Sie nach all' diesen unaufhörlichen Verfolgungen durch solche Tröstungen entschädigen würde.“ Zum Schlusse empfahl er ihm, seine Gesundheit zu schonen und all' die Nebenthätigkeiten, die sich maßlos vervielfältigten, abzuschütteln, ausgenommen vielleicht diesmal noch die Retraite von Nantes und das Jubiläum von Lüttich, wegen der schon eingegangenen Verbindlichkeit. Aber in der Folge sollte er zurückhaltender sein. Doch der Befehl kam bereits zu spät.

Die für Nantes zugesagte Hülfe bestand in einer Reihe von Predigten für Männer in der Kathedrale während des Mai-Monats und P. von Ravignan versuchte, sich derselben zu entziehen. Er war schon ermüdet durch die eben gehaltenen Predigten in Notre-Dame; und neue Ermüdungen erwarteten ihn bei dem nahen Jubiläum in Lüttich. Aber andrerseits war sein Kommen bereits angesagt; die Enttäuschung würde groß gewesen sein; schon der bloße Vorschlag einer Verschiebung hatte lebhafte Unzufriedenheit erregt, und man richtete vorwurfsvolle Briefe an den P. Provinzial von Paris. Bei dieser Nachricht schrieb P. von Ravignan an seinen Superior: „Ich bin beschämt und betrübt über die Mühe, die ich Ihnen wegen meiner Predigten in Nantes verursache. So muß ich immer durch meinen Stolz und meinen Ungehorsam eine Last für meine Obern sein.

„Hoffentlich wird sich der Unmuth legen. Allein heißt das nicht, zu viel verlangen? Sind wir denn nicht auch menschlichen Schwachheiten unterworfen? Doch trotz alledem nehme ich an, wenn Sie es für gut finden.

„Ohne Zweifel würde es mir weit lieber sein, das Jubiläum von Lüttich in Paris erwarten zu können; auch könnte ich sagen, daß Gründe dies wünschenswerth machten; doch möchte ich die Unzufriedenheit nicht vergrößern. Verzeihen Sie mir, mein hochwürdiger Vater, und segnen

Sie mich trotz, oder vielmehr gerade wegen meines Elendes."

Zwischen der Retraite von Nantes und dem Jubiläum von Lüttich war nur gerade so viel Zeit, als die Reise von der einen Stadt zur andern erheischte. Ende Mai war P. Ravignan noch in der Bretagne und Anfang Juni bereits in Belgien. Man feierte das sechshundertjährige Jubiläum zur Erinnerung an das Fest des hl. Altarssakramentes, welches zuerst in Lüttich eingeführt und dann von der ganzen Kirche angenommen worden war: es war zugleich ein nationales und ein religiöses Fest.

Man wollte, daß die Ceremonien und Andachten den Umständen entsprechend wären; daher befanden sich mehrere Bischöfe dort, und auch eine Anzahl berühmter Prediger, die der Reihe nach reden sollten. P. von Ravignan fand, daß bei einer so getheilten Thätigkeit nicht genug Früchte zu ärndten wären. Er verlangte daher die Erlaubniß, allein eine Retraite für Männer geben zu dürfen. Doch war zu befürchten, daß diese Auszeichnung Empfindlichkeiten verursachen könnte, und daher glaubte der Bischof von Lüttich seine Erlaubniß hiezu verweigern zu müssen. Ravignans apostolischer Eifer trieb ihn nun zu neuen, vergeblichen Bitten, da er aber fürchtete, hierdurch gegen die Demuth gefehlt zu haben, so schrieb er am folgenden Tage: „Ich habe die ganze Nacht damit zugebracht, Gott um Verzeihung zu bitten; reden wir also nicht mehr davon. Der Bischof hatte Recht, und ich habe mich seinen Ansichten unterworfen."

Er war gebrochen von Müdigkeit angekommen, und schon nach einigen Predigten fühlte er sich erschöpft; es traten Zufälle ein, die auf eine organische Verletzung hinwiesen. Fieber, Beklemmung, Husten und Blutauswurf zeigten sich. Alsogleich findet er darin einen weitern Grund, sich anzuklagen und sich zu demüthigen; denn diese neue Prüfung scheint ihm eine Strafe für seinen anfänglichen Widerstand gegen die Ansichten des Bischofes: „Gott thut wohl daran, sagte er, er straft mich wegen meines

Stolzes und meines Eigenwillens; diese Strafe ist mir eine große Demüthigung. Ich werde nun nicht mehr in Lüttich predigen."

In der That hatte der Arzt ihm gänzliches Stillschweigen vorgeschrieben, und doch, als der Herr Bischof, nur mit der Feier des Jubiläums beschäftigt, in ihn drang, gab P. von Ravignan nach, und in einem Billet, das er am 13. Juni schrieb, heißt es: „Man sagt mir in diesem Augenblick, daß ich die Kanzel besteigen solle, und ich thue es." Dieses Billet war an einige französische Damen gerichtet, deren Frömmigkeit sie von Paris nach Lüttich getrieben hatte. Eine davon muß ich nennen, nämlich die Gräfin Albert von Ferronnays; warum, wird man sogleich sehen.

Doch das Uebel wurde durch die Anstrengung verschlimmert und ging dadurch alsbald in ein chronisches Leiden über. Am folgenden Tag gab der Kranke der Gräfin von Ferronnays, um ihre Besorgniß zu mildern, über sein Befinden Nachricht: „Von dem Augenblick an, wo ich die Kanzel verließ, habe ich meine Stimme gänzlich verloren. Im Uebrigen fühle ich mich jetzt besser, als vor der Predigt: kein Fieber mehr, weniger Reiz zum Husten und weniger Beklemmung. Es ist mir absolute Ruhe und Stillschweigen befohlen; doch wir werden sehen. Ich glaube, daß man es dem Bischofe verargt, mich gestern auf die Kanzel geschickt zu haben. Er hat es mir aber nicht kraft seiner Autorität befohlen; Gott bewahre! er hat mich nur so dringend darum gebeten, daß ich den Willen von Oben darin zu erkennen glaubte und mit Freuden gehorchte. Jetzt fühle ich mich ebenso glücklich zu schweigen und mich auszuruhen. Und nun, Friede und Vertrauen!"

Obgleich P. von Ravignan den Wünschen des Bischofes gegenüber ebenso wenig auf seine Gesundheit gehalten, als auf seinen eigenen Ansichten bestanden hatte, warf er sich doch, als er Lüttich verließ, ihm zu Füßen, und bat ihn um Verzeihung, daß er ein so unnützer Knecht gewesen. Der Prälat schloß ihn gerührt in seine Arme und sagte

ihm unter Thränen: „Ihre Tugenden und Gebete, mein hochwürdiger Pater, haben in diesen vierzehn Tagen mehr für die Ehre Gottes und des heil. Sakramentes gethan, als die Worte und Predigten aller Uebrigen.“

P. von Ravignan reiste krank ab: Die Luftröhre war nur mehr eine frische Wunde, die Stimme blieb erloschen und sein Organ wie erschöpft. Zwei Jahre sollten nun in Unthätigkeit und Leiden verfließen.

Dreizehntes Kapitel.

Krankheit im Jahre 1846.

Freude des P. von Ravignan in der Krankheit. Seine Vorlesungen über die geistliche Beredsamkeit zu Wald und seine Correspondenz mit Molé. Hingebung in den Willen seiner Obern. Ueberarbeitung seiner Conferenzen zu Toulouse. Bade-Kur zu Eaux-Bonnes. Unsere liebe Frau von Frankreich. Reise nach Italien. Opfer der Gräfin Albert de la Ferronnays. Rückkehr nach Paris.

Noch größer als im Handeln erschien P. von Ravignan im Leiden, und um ihn schätzen zu lernen, mußte man ihn krank sehen. Mit dem Schmerz kehrte auch die Freude bei ihm ein; er verlor alsdann seine Lebensmüdigkeit und erschien nicht nur ergeben, sondern auch fröhlich und strahlend. Nicht Jedermann war es alsdann gestattet, ihm zu nahen, denn er benutzte solche Zeiten der Ruhe, um sich in die Einsamkeit zu vergraben und nach Lust den bittern Frieden des Kreuzes zu verkosten; für diejenigen jedoch, die ihn besuchen konnten, war dies eine gute Zeit, eine Zeit der Heiterkeit, der Freundlichkeit und brüderlicher Mittheilsamkeit.

Drei große Prüfungen, von sechs zu sechs Jahren von einander getrennt, hatte er als kranker Ordensmann durchzumachen, im Jahre 1846, 1852 und 1858; aber auch in der Zwischenzeit war er nie ohne Leiden. Zunächst litt er an einem fortdauernden und schmerzlichen Unwohlsein, das er für ein Steinleiden hielt; kein Mensch hatte eine

Ahnung davon, außer seinem Superior, den er der Regel gemäß davon in Kenntniß setzen, und außer dem Arzte, den er in Gehorsam consultiren mußte. Dabei stellte sich zwar nicht jene schreckliche Krankheit heraus, wohl aber ein anderes unheilbares Uebel. Dazu kam noch die lästige Plage häufiger Migränen, die von Erscheinungen der heftigsten Seekrankheit begleitet waren. Der geringste Wechsel der Witterung brachte solche Crisen hervor, deren schmerzlicher Zustand oft zwei bis drei Tage unter wiederholter Verschlimmerung anhielt. Oft vermochte er dann keine einzige Linie zu lesen, keinen Tropfen Wasser zu trinken und keinen einzigen Lichtstrahl zu ertragen. Wenn man ihn während solcher Leidensstunden besuchte, fand man ihn stets mit rothen Augen und erhitztem Gesichte, doch sein Ausdruck war fröhlich, das Herz zufrieden, und er freundlicher und mittheilsamer, als je: höchstens bedauerte er eine Messe verloren zu haben oder klagte sich selbst der Weichlichkeit an: „Ich bin zufrieden, sprach er lächelnd, weil ich faul bin und lieber leide, als arbeite.“ Und doch that er nicht selten das Eine und das Andere zugleich.

Dabei trat manchmal eine Erscheinung zu Tage, die sich nur durch seine große Seelenstärke erklären läßt. Diese Anfälle von Migräne nämlich, die ihn stets unvorhergesehen überfielen, kamen zuweilen zu sehr ungelegener Zeit. So konnte ihn das Uebel während einer Retraite, oder an einem Festtage, oder vor einer Predigt befallen, und es mußte dann inmitten eines solchen Anfalles gepredigt werden. Alsdann hielt er einen oder zwei Tage die strengste Diät, erhob sich darauf, ging hin, predigte ohne irgend eine Vorbereitung, so frei wie gewöhnlich, und kehrte dann sofort zurück, um in seiner Zelle den wie unterdrückten und aufgehobenen Anfall austoben zu lassen.

In Betreff der Gesundheit befolgte P. von Ravignan eine Handlungsweise, die seiner Denkart direct zu widersprechen schien; denn während er das Leben vollständig verachtete, war er doch ziemlich besorgt für seine Gesundheit. Allein er hatte eben einen zu ausgezeichneten Verstand, um nicht klug zu sein; und wenn er deßhalb auch

auf der einen Seite sich förmlich aufrieb, so schonte er sich doch auch andererseits wieder, indem er wohl wußte, daß er sich nicht selbst angehörte, sondern daß er in der Gesellschaft Jesu Gott die Rechenschaft über seine Tage und den Gebrauch seiner Kräfte schulde. Er traf einfach die allergewöhnlichsten Vorkehrungen und legte dann alle Sorge für das Resultat in die Hände des Herrn des Lebens. Die Vorschriften der Aerzte empfing er dieserhalb mit Ehrerbietung und erfüllte sie mit Gewissenhaftigkeit, weil es so die Ordnung erforderte. Auch unterwarf er sich langen, unbequemen und unangenehmen Kuren, die ihm kostbare Stunden raubten, und das mit solcher Bereitwilligkeit, daß man hätte glauben können, er thue es aus Liebhaberei; allein er pflegte zu sagen, daß die Arznei ebenso wie die Krankheit zur Buße für unsere Sünden eingerichtet sei, und, fügte er lächelnd bei, in dieser Beziehung halte ich mehr auf die Allopathie, als auf die Homöopathie, weil jene diesen Auftrag der Vorsehung viel treuer erfüllt.

Wie ich schon bemerkt habe, stellte sich bei P. von Ravignan Ruhe und Zufriedenheit ein, sobald er krank wurde, und wo Andre sich beunruhigen, war er voll Hoffnung. Die Krankheit ist eine Prophezeihung des Todes, und diese Ankündigerin war ihm deßhalb so willkommen, weil die Kunde eine erwünschte war. Seine Seele fühlte sich wie gefangen in dem Gefängnisse, das man Körper nennt, und er selbst fand sich nicht heimisch in der Verbannung dieser Erde. Wie ein anderer Job wurde es ihm schwer zu leben, der Tod dünkte ihm eine Befreiung, und Krankheit ein glückliches Vorzeichen. Kaum fühlte er sich im Juni 1846 krank, als er schrieb, wie folgt:

„Bitten Sie Gott, daß sein Wille sich erfüllen möge in meinem Leben und in meinem Sterben. Was liegt mir an allem Uebrigen? Unglücklicherweise fühle ich in mir noch keine so gründliche Abnahme der Kräfte, daß ich an ein Ende meines traurigen Lebens glauben könnte. Und doch wäre es Zeit dazu. Endlich wird aber ja der Tag kommen, wo die Ewigkeit alle Uebel dieser Zeit heilen wird."

Noch eine andere Erleichterung brachte die Krankheit

dem P. von Ravignan, die er tief empfand, und wovon er Andern in folgender Weise Rechenschaft gab: „Ich habe eine Natur von Stahl, und mein Character ist so heftig und so rebellisch, daß ich nicht seltener als jeden Tag einen Kampf auf Tod und Leben gegen mich selbst führen muß. Daher ist meine Devise: Entweder leiden oder kämpfen. Denn sobald das Leiden endigt, beginnt der Kampf, und darum ist für mich die Krankheit ein Waffenstillstand; alsdann befreit mich Gott selbst, indem Er es übernimmt, mich zu zähmen und zu schwächen, und so ist es mir leichter Ihn machen und mich leiden zu lassen, und ich freue mich, in dem Kreuze den Frieden zu finden." Auf diese Art war Krankheit eine wahre Erquickung für diese immer kämpfende Seele: da sie ihm den Frieden brachte, hatte er bei ihr nur Freude; wenn all seine Kraft mit der Arbeit der Geduld beschäftigt war, blieb ihm kein anderes Gefühl, als das der Ruhe, und er, der sonst kämpfte wie ein Löwe, wurde ein Lamm im Opfer.

Schon vor seinem Anfall in Lüttich hatte P. von Ravignan, gemäß der Erlaubniß seiner Obern, sich einen Ort zur Arbeit und Sammlung für den Sommer ausgesucht: „Meine Neigung geht, ich muß es gestehen, auf Unsere liebe Frau von Ay, schrieb er, um einige Zeit mit dem guten P. Fouillot zu sein, und dann mein liebes Vals zu haben." Dies Project wurde ausgeführt. Am 12. Juli schrieb er von Vals: „Endlich seit drei Tagen bin ich am Orte meiner Ruhe; meine Seele bedurfte ihrer. Diesen Abend beginne ich meine Retraite. Sie verlangen die Wahrheit in Betreff meiner Gesundheit; sie ist einfach diese: ich fühle mich besser; unser Arzt in Lyon hat mich nochmal untersucht und nichts Bedenkliches gefunden. Es sei Erschöpfung, sagte er, keinerlei Verletzung; mag sein. Zwar verhehle ich Ihnen nicht, daß ich eine andre Lösung ersehne und herbeiwünsche; doch werde ich mich gewiß pflegen, mich ausruhen, gehorchen und ganz der süßen und liebenswürdigen Vorsehung mich überlassen. So gehe ich denn für acht Tage in die Einsamkeit leben oder sterben, sterben für all dies Irdische, um zu leben für Gott."

Die Retraite wirkte, indem sie seinen Geist beruhigte, auch günstig auf den Leib, und am 25. Juli schon konnte der Kranke schreiben: „Meine Gesundheit ist seit der Retraite besser, und ich meine, ich befände mich in meinem gewöhnlichen Zustand. Hier kann ich nach Belieben allein sein, wenn ich arbeite oder bete, und es sind dies gar süße Stunden; aber ich kann auch, wenn ich will, meine jungen und neuen Mitbrüder aufsuchen . . . Ein solches Leben gefällt mir, wie jede andere Lage, die von Gott gewollt ist. Fast könnte ich Ihnen böse sein über die Wiederherstellung meiner Gesundheit. Beten Sie wenigstens, daß, wenn Gott mir neue Kräfte gibt, ich dieselben einzig zu seiner Ehre und zum Heil der Seelen anwende."

Sofort unternahm nun P. von Ravignan hier zu Vals eine Arbeit rührender Art. Da er sich als Redner von Notre-Dame am Ziele seiner Laufbahn angekommen glaubte, eröffnete er für seine jungen Ordensbrüder, die dereinst in allen Sprachen predigen sollten, Vorträge über die geistliche Beredsamkeit. Ein erschöpfter Apostel benutzt die Reste seiner Stimme, um neue Apostel zu bilden. Auch uns ist es gestattet, diesen heiligen Gesprächen von Vals zu lauschen. Denn wenn wir die treuen Aufzeichnungen seiner Schüler lesen, so glauben wir den Vortrag des Meisters selbst, sein kurzes Wort und seinen kräftigen Ausdruck zu vernehmen. Wir halten es darum auch nicht für überflüssig, hier einige Auszüge daraus wiederzugeben, um so seinem apostolischen Unterricht Dauer zu verleihen; zugleich wird er auf diese Weise unsere Darstellung seiner Rednergabe durch die Erklärung seiner oratorischen Grundsätze selber vervollständigen.

„Was ist Kanzelberedsamkeit? Es ist die Macht des Wortes, die Seelen zu ihrem Schöpfer zurückzuführen.

„Dieser Beruf ist der höchste, ebenso der schwerste und der gefährlichste; man muß ihn daher hochschätzen, eine tiefe Demuth und eine heilige Vereinigung mit Gott dazu mitbringen.

„Wenn man nur als Mensch reden will, so schöpft man seine Kraft in der menschlichen Leidenschaft; aber um

als Apostel zu reden, muß man zu jenen heiligen Leidenschaften seine Zuflucht nehmen, die ich übernatürliche nennen möchte: zur Liebe Gottes, zur Heilsbedürftigkeit der Seelen, zum starken und allmächtigen Eifer der Liebe für die armen Sünder, mit einem Worte, zu Gott, zu Gott allein, den man suchen und erreichen muß in muthiger und geduldiger Arbeit, in lebendigem und mühevollem Gebete. Darin liegt das ganze Geheimniß eines apostolischen Mannes. Es gibt Viele, die aus dem Kopfe reden, Wenige, sehr Wenige, die aus der Brust, aus tiefstem Innern reden. Das läßt sich leicht unterscheiden und selbst die Weltmenschen täuschen sich dabei nicht. Das Urtheil einer Frau über die Rede eines in Gott lebenden Mannes lautete: Das schmeckt nach der Zelle.

„Nach diesem ersten Prinzip kommt's auf die Quellen an, und diese sind für die geistliche Beredsamkeit: die heiligen Schriften. Gewiß, das werdet Ihr begreifen, denn es ist das Wort Gottes, was Ihr predigen wollt.

„Sodann die Muster: Isaias, der bewunderungswürdige Paulus, der heilige Chrysostomus, der große Meister der Beredsamkeit, der heilige Gregor von Nazianz. Für unsre französischen Prediger: Bourdaloue, und nochmal Bourdaloue, er ist der König; Fenelon, so von Herzen liebend. Bossuet ist der eminente Redner, ja wohl, allein mehr zum Bewundern, als zum Nachahmen; er hält sich zu sehr in der Region seines Genie's.

„Als wahrer Freund, so sprach er weiter zu seinen jungen Ordensbrüdern, will ich Euch einen Gedanken aus der Tiefe meines Herzens offenbaren: nie, oder doch fast nie macht Conferenzen. Nein, greift nicht zu dieser Art, aus vielen Gründen: sie ist zu leicht, sie läßt zu viel Raum für die Eitelkeit, sie entfernt sich allzuweit vom praktischen Leben. Eure Hauptaufgabe, Eure untrügerischste Gewalt liegt darin, immer auf die Tröstungen der Religion hinzuweisen, und zwar Alle, merkt Euch das wohl; denn das ist eben das Hauptbedürfniß dieser armen Seelen: omne caput languidum et omne cor moerens, jedes Haupt ist matt und jedes Herz krank; macht es aufathmen, macht es wiederaufleben. Endlich würde auch diese Art zu pre=

digen eine Gefahr sein für die Kanzel. Wahrhaftig, ich weiß nicht, wohin wir vor zehn Jahren gekommen wären, wenn diese Mode fortgedauert hätte: alle Welt wollte Conferenzen machen. Ohne Zweifel gibt es Ausnahmen, unglückliche Nothwendigkeiten; Notre-Dame ist eine davon, denn zu Conferenzen war diese ganze Einrichtung bestimmt; aber ich habe Gott auch fest versprochen, Alles aufzubieten, damit man anderswo meinem Beispiel nicht folge.

„Unser Jahrhundert hat eine doppelte, und, wie mir scheint, deutlich hervortretende Krankheit: die Sucht zu träumen und den Mangel an Thatkraft, das heißt: Unbestimmtheit der Erkenntniß und Weichlichkeit des Willens. Bekämpfet dies; gehet die Predigten von Bourdaloue durch und wählet; nehmet Stoffe, die unterrichten und erschüttern. Das ist schwierig, gewiß, ich weiß es wohl, aber gerade darin liegt das Ersprießliche. Es versteht sich von selbst, daß ich damit nicht gewisse dogmatische Predigten ausschließen will, sie sind in unserer Zeit nöthig; doch zuvor muß man die Menschen anzuziehen suchen. Redet deßhalb zuerst von der Nothwendigkeit der Religion, von ihrer Güte insbesondere und von ihrer Tröstlichkeit; immer ist es das Herz, das man im Auge haben muß.

„Die Religion steht fertig vor Euch. Die Predigt soll nicht geistreiche Theorien menschlicher Weisheit zu Markte bringen, sie hat nichts zu erfinden, sie hat nur das Gegebene fortzupflanzen. Das hat man nicht immer begreifen wollen, wenigstens haben mehrere unserer neuern Prediger es nicht begriffen, und gerade darin liegt die Hauptursache der Verirrung."

Ein andermal, als er von der Composition sprach, sagte er: „Man stelle fest seinen Plan, die Aneinanderreihung der Gedanken, ihr Fortschreiten, ihr letztes Ziel; das ist höchst wichtig, daran liegt fast Alles; schreiben will nichts mehr heißen, ist diese Arbeit geschehen. Dabei muß man aber Mühe nicht scheuen; arbeitet, duldet, leidet, denn um diesen Preis erlangt Ihr jene volle Kraft, welche überredet und überzeugt. Die Composition muß eine Qual sein und muß als solche fühlbar werden, sonst kann man nichts,

oder doch fast nichts im Apostolat wirken. Mühe haben ist nothwendig, um Gutes zu wirken. Und was gibt es für Sorgen und Mühen! Oft scheint der Geist ganz starr und unwissend zu sein und kann nichts finden. So ist's aber gut, das macht demüthig und gebetseifrig; alsdann nimmt man seine Zuflucht zu Gott, zur heiligen Jungfrau; man wird gesammelt und mehr in sich gekehrt.

„Man muß gewiß Alles daransetzen und Alles aufbieten, was man hat; man möchte fast wünschen, Genie zu haben, allein nur um die Menschen zu retten und dadurch Gott zu verherrlichen, denn ohne dies ist jedes Genie nichtig. Auch sein Talent, sei es viel oder wenig, muß man benutzen, zugleich aber es mit Füßen treten. Es ist Pflicht, nach gutem Gelingen zu streben und seine Sache gut, sehr gut machen zu wollen. Hört, welch inhaltreiches Wort der heilige Ignatius in Beziehung hierauf an uns richtet: „Man muß Alles so thun, als hätte man allein zu handeln und Alles so von Gott erwarten, als hätte man selbst nichts zu thun."

„Nehmt Euch wohl in Acht vor einer abstrakten und metaphysischen Schärfe; es ist dies eine Klippe für die, welche aus den scholastischen Studien kommen. Ebenso muß man sich hüten, nicht hart, schroff und scheltend zu werden. Seid zuweilen strenge, doch niemals hart, merket das wohl. Gewiß, die Liebe zum Sünder, das ist das Wesen eines Apostels. Seid auch nicht einmal streng, wenn es nicht aus Liebe ist. Tröstet vielmehr, machet Muth, schaffet ein barmherziges Herz in Euch. Zugleich aber, dessen beschwöre ich Euch im Namen Gottes, habt nie etwas Weichliches, Weibisches, keine Empfindelei noch Gefühlsschwärmerei; ich weiß wohl, was ich Euch sage, ich rede zu Euch als Vater. Wenn man von Natur zur Milde geneigt ist, so ist das eine kostbare Eigenschaft und gibt Hoffnung auf Erfolg; aber diese natürliche Milde muß weise und mit Festigkeit verbunden sein; man muß nichts im Auge haben, als die Seelen, und auch sie nur für Gott gewinnen wollen.

„Klarheit ist die erste Bedingung beim Reden, denn man spricht, um ohne Studium verstanden zu werden. Seht,

selbst Bossuet, wie klar ist er, mag er noch so erhaben sein. Es ist dies das Kennzeichen großer Fähigkeit des Kopfes. Heutzutage ist gerade sie es, die fehlt: man ist nebelhaft, die Ausdrücke sind dunkel und die Gedanken unbestimmt. Man läßt sein Wort nicht genug hinabsteigen auf den Markt des Lebens. Auch mir hat man oft vorgeworfen, nicht genug populär zu sein, und mit Recht, ich fühle es. Wir bleiben zu viel in unsern eigenen Ideen, statt die unserer Zuhörer zu nehmen, wie sie sind. Um die Wahrheit greifbar zu machen, muß man sich an die Einbildungskraft wenden, da sie in unsern Tagen die am meisten entwickelte Fähigkeit ist; man muß seinen Gegenstand von allen Seiten beleuchten und nicht fürchten zu wiederholen; doch auch Gewöhnlichkeit vermeiden, selbst in Gegenwart des einfachsten Auditoriums.

„Um zu bewegen, muß man selbst bewegt sein. Die wahre Bewegung aber schöpft man zunächst im Gebete, dann in der Lektüre eines Lieblingsschriftstellers, endlich in dem kräftigen Wollen des vorgesteckten Zweckes. Scheut nicht Euch gehen zu lassen; redet mit Wärme, schlagt alle Tonarten an, durch unerwartete Wendungen sucht Euer Auditorium tief zu ergreifen. Die wahre Beredsamkeit ist Darstellung. Seht, selbst Bourdaloue, wie hinreißend ist seine Sprache! wie drängt er, während er doch so ruhig scheint! Sehet insbesondere den unvergleichlichen hl. Paulus: er versetzt sich mitten in die Handlung, er unterbricht sich, er redet an, er bittet, er weint, er droht, er liebt, er ist „Mutter"!

„Auch Farbe ist nöthig. Aber nicht Jeder ist Maler, der will. Auch hierin ist der hl. Paulus der Meister. Welche Bilder in seinen Briefen! Auch unser Herr spricht in Bildern; in seinen Reden sind die tiefsten Gedanken in greifbare Ausdrücke gekleidet, die Sprache bleibt edel und wird zugleich populär. Wenn man das Evangelium liest, wird man unwillkürlich ergriffen.

„Um dies zu erreichen, ist es wesentlich, Jemanden zu haben, der uns zurechtweist. Ein Anderer sieht leicht, was uns fehlt, wir selbst sind blind für das, was uns betrifft.

Außerdem hat Gott auch große Gnade mit der demüthigen und gelehrigen Annahme einer Zurechtweisung verbunden!"

In einer andern Unterhaltung erinnerte P. von Ravignan an den Ausspruch des Demosthenes, worin derselbe die Macht des Wortes in die Action legt, und an das Wort Massillon's: „Meine beste Predigt ist die, welche ich am besten weiß", und schloß daraus auf die Nothwendigkeit, gewisse Predigten auswendig zu lernen. Dann fügte er hinzu: „Ich weiß sehr wohl, daß dies Lernen mühevoll ist, aber um so besser, denn das ist es gerade, was nöthig ist. Ja, diese armselige Scheu vor Mühe ist Schuld an allem Uebel. Soll ich Euch etwas sagen, wovon ich tief durchdrungen bin? Die Trägheit ist es vor Allem, die das Talent unnütz macht und den Erfolg verhindert. Ein alter Schriftsteller sagte mir einst ein sinniges Wort: Eine Rede muß so zu sagen verdaut sein; jawohl verdaut im Gedächtniß. Hütet Euch, dies Vermögen brach liegen zu lassen, das wäre ein Schaden, den nichts wieder gut macht. Gleichwohl bin ich doch der Meinung, daß man bei einer Retraite oder einer Mission nicht auswendig lernen müsse, nicht einmal schreiben; alsdann muß man vielmehr nach Gebet und ernster Sammlung sich vergessen und sich gehen lassen. Bei einem Predigt-Cyclus aber heißt es lernen, und nochmal lernen: es ist dies durchaus nöthig, um den Erfolg zu sichern.

„Beim Lernen muß man weniger Fleiß darauf verwenden, gut auszusprechen, als vielmehr zu fühlen und sich mit seinem Gegenstand gleichsam Eins zu machen. Gerade in ruhiger, einsamer Betrachtung wird das Wort warm. Die Frische der Improvisation würde diese Kraft des Nachdenkens nicht ersetzen können. Möchte man nur recht von der unberechenbaren Gewalt seines Berufes durchdrungen sein! Das Wort ist die größte Macht der Welt. O Gott! während einer Stunde werden drei oder vier Tausend Seelen durch uns denken, von uns leben. Gerade dem Worte wollte Gott selbst seine Sache anvertrauen.

„Bevor man die Kanzel besteigt, muß man sich innerlich beruhigen. Die Erfahrung lehrt es: wenn man ruhig

ist, hat man sich selbst in der Gewalt; wenn man sich aufregt, verliert man sich. Die Ruhe ist daher äußerst nothwendig, selbst die Ruhe des Organs, merket das wohl. Meidet daher jede Aengstlichkeit; betrachtet Eure Thätigkeit als Gottes Werk, gestützt auf seine Gnade. Unbedingtes Vertrauen, unüberwindlicher Muth — dann kommt der Friede von selbst.

„Ein bescheidener Anstand, dieser Ausdruck der Sammlung, zeigt den Mann Gottes, und läßt ihn, so zu sagen, als vom heiligen Berge herabgestiegen erscheinen. Wenn Ihr also auf die Kanzel kommt, so haltet Euch gesammelt, die Augen niedergeschlagen; betet tief niedergebeugt; dann erhebet Euch mit demüthiger und fester Haltung, und beginnet.

„Was für die innere Stimmung wünschenswerth ist, was ich aber, ich fühle es, nicht habe, ist dies: sich selbst besitzen, indem man sich hingibt; sich hingeben, indem man sich zurückhält. Betrachtet ein wildes Pferd voll edlen Feuers, wie sein Reiter es beherrscht: es hat nichts verloren von seiner Kraft, aber sein Feuer wird geleitet und ganz verwandt, um das Ziel zu erreichen, statt durch unnütze Bewegungen die Kraft zu vergeuden. Doch dies kann uns nur Gott allein geben.

„Die Action muß natürlich sein. Das ist höchst schwierig und höchst selten. Auf der Tribüne und im Gerichtssaale sind fast alle Redner natürlich; auf der Kanzel sind es nur sehr wenige. Da declamirt, da singt man. Eine Conversation mit dem Auditorium wäre die richtige Art. Natürlichkeit setzt den Prediger sofort in unmittelbare Beziehung zu den Zuhörern.

„Die Action muß auch gefühlt sein. Ein tiefes Gefühl, die Frucht der Ueberzeugung und des Gebetes, muß Alles durchdringen; dadurch werdet Ihr verständlich sein. Die Salbung gibt dem Worte ein gewisses Etwas, das an's Evangelium erinnert. Zuweilen aber werdet Ihr nichts fühlen; was dann? Alsdann Geduld. Zum wenigsten muß man immer in Euch den Mann der Seelen, den Freund der Sünder, den Apostel entdecken.

„Endlich muß die Action würdig sein. Der Redner

soll ernst, fromm und bescheiden erscheinen. O! stellet Euch doch unsern Herrn vor, wie er zum Volke redete; auch er belebte seinen Vortrag, auch er machte Gesten; aber zeigte sich nicht zugleich in der Würde seines Aeußern die Majestät des verborgenen Gottes?

„Um Alles zusammenzufassen, was ich gesagt habe, meine lieben Brüder, so trachtet durch Gebet, durch Studium und liebevolle Zurechtweisung dahin zu gelangen: Eure Eigenthümlichkeit zu bewahren, Eure Fehler abzulegen. Alle können sehr gut reden nach ihrer Art. Die Arbeit thut für die Kanzel Alles, die Trägheit hingegen verhindert Alles. Erwerben, was man kann, an Talent und Erfolg für das Heil der Seelen, das ist der Geist der Gesellschaft Jesu. Seid voll von Gott, und Ihr werdet hinlänglich beredt sein."

Zu früh glaubte P. von Ravignan an seine Genesung, schon machte er sich, obgleich noch schwach und ungewiß, was werden solle, an neue Arbeit. „Seit meiner Retraite, schrieb er am 15. August, bin ich beschäftigt, einige Conferenzen für die nächste Fastenzeit vorzubereiten: sie werden über das Gesetz Gottes, über Gott als Gesetzgeber handeln. Wenn ich dann noch Zeit übrig habe, werde ich sehen, zu welchem von meinen verschiedenen Projecten der Gehorsam mich bestimmen wird. . . . Vielleicht werde ich meine frühern Conferenzen durchsehen müssen, um sie zu veröffentlichen. Ja, möge Gott über uns verfügen, wie es ihm gefällt, auch gegen unsern eignen Willen! Dieser Wunsch ist der beste von allen." Die Vorbereitung der Fastenpredigten für 1847 wurde beendigt, doch Gott selbst hielt den Redner in dem Augenblicke zurück, als er die Kanzel von Notre-Dame wieder besteigen wollte.

Am 1. October schrieb P. von Ravignan von Vals einen Brief, den wir anführen müssen, weil er in seinem Leben Epoche macht. Bereits oben haben wir die Zeit und Gelegenheit der ersten Bekanntschaft und gegenseitigen Achtung zwischen ihm und dem Grafen Molé berührt. Ihre Sympathie war inzwischen mit ihren Beziehungen gewachsen, bis plötzlich durch folgenden Brief der Ordensmann diese

Freundschaft auf ein neues Gebiet hinüberführte und sie dadurch für immer eng und unauflöslich in Gott machte. Von da an herrschte zwischen beiden Seelen Vertrautheit der Gedanken, zu der später noch die sacramentale Gemeinschaft hinzukommen sollte, indem von der einen Seite das Sündenbekenntniß, von der andern dagegen die Gnade mitgetheilt wurde. Damit schien P. von Ravignan zugleich das neue Apostolat inaugurirt zu haben, welches der Himmel ihm für seine letzten Jahre bestimmt hatte.

„Herr Graf! Erlauben Sie mir, durch dieses Schreiben einem Drange meines Herzens zu genügen. Schon gar oft seit meiner Abreise von Paris ist mir dazu der Gedanke und das Verlangen gekommen; die Zeit schreitet voran, und ich will sie nicht länger vorübergehen lassen, ohne Ihnen die Versicherung meiner ehrfurchtsvollen Erinnerung darzubringen. Ihr außerordentliches Wohlwollen, Ihr so gütiges Vertrauen in mich ist tief in den Grund meiner Seele geschrieben, und ich kann Ihnen nicht genug ausdrücken, wie groß meine Dankbarkeit und meine Ergebenheit ist. Selbst unter dem Auge Gottes, im Gebete und am hl. Altare kehren mir mit Ihrem Namen diese innigen und wohlthuenden Gefühle wieder; ich bewahre und nähre sie für die besten Augenblicke meines Tages und fühle, wie ich mich über Alles von Herzen freuen würde, was Ihnen nur Glückliches für die Erde, wie für den Himmel zu Theil werden könnte.

„Denn ich muß es Ihnen nur gestehen, Herr Graf, (verzeihen Sie diese Worte eines armen Ordensmannes, die in diesem Augenblicke fast die eines Einsiedlers sind), die glühendsten, die innigsten, die ernstesten Wünsche erfüllen mich, wenn ich an Ihre Seele denke, an Ihre so edlen, so hohen, so kostbaren, so fesselnden Eigenschaften. Was könnte man auch anders all jenen Menschen, die Gott groß angelegt hat, und Sie gehören zu dieser kleinen Zahl, wünschen, als mit ihren Vorzügen auch die volle und ganze Gnade eines treu katholischen Lebens für immer zu verbinden? Das Ihre ist schon in vielen Beziehungen so sehr ein solches, es ist so würdig jeder Vervollkommnung und jeder Bürgschaft für die Ewigkeit, daß dies Gebet, dieser Wunsch,

dies Bedürfniß meines Herzens für Sie mir beständig folgt, mich förmlich verfolgt. Gott hört mich, ich hoffe es. Ich bin beschämt, Herr Graf, daß ich mich habe hinreißen lassen, Ihnen dies zu sagen; allein ich wage die Bitte, dieserhalb Sich selbst, Ihre nachsichtige Herablassung, Ihre liebevolle Güte anklagen zu wollen; ich mußte Ihnen die innigste Hingebung meiner Seele, ihre unwandelbarste Anhänglichkeit weihen, und da konnte ich Ihnen nur das ausdrücken, was in diesen Gefühlen das allein wahre, allein mächtige, allein ewige ist. Daher rechne ich sicher darauf, daß Sie mich entschuldigen werden.

„Auch ist ja dies zeitliche Leben so traurig, so voll von Irrthümern, Täuschungen und Ungerechtigkeiten! Und im Lichte eines, durch lange und große Erfahrung erleuchteten Gewissens ist es so nothwendig, einzusehen, wie die Vorbereitung auf die unsterbliche Zukunft unser wichtigstes Geschäft und zugleich die angenehmste Entschädigung unserer Mühen ist. Man befindet sich so wohl dabei, wenn man zu Gott aufsteigt durch das Gebet, sich mit ihm unterhält, und lebt von seinem Worte und dem Glauben, den dasselbe uns gelehrt hat! Die heiligen Einrichtungen, welche bestimmt sind, uns durch die Kirche und in der Gemeinschaft der Gläubigen unaufhörlich Gott näher zu bringen, bergen eine so mächtige und wohlthätige Wirksamkeit in sich, daß man in Stunden des Nachdenkens und der Ruhe sich fragt, warum doch nicht Alle vollkommene Christen werden. Außerdem verdient auch Gott so sehr die Ehre, von denen, die er mit einer hohen Mission unter den Menschen zu betrauen für gut befunden, seinen Namen bekannt und seinen Dienst beobachtet zu sehen, und der Christ ist so eigentlich der „Himmelsbürger“, daß es das Herz tief ergreift, und die Augen sich mit Thränen füllen, wenn diese unermeßlich große Pflicht nicht für die erste Ehre, oder wenigstens nicht für die ganze Ehre des Genie's angesehen wird.

„Wenn ich Ihnen so mein Gewissen und meine Seele öffne, Herr Graf, so sage ich mir dabei immer, daß Sie mich entschuldigen werden. Diese ganze Herzensergießung werden Sie gewiß jenen innern Beweggründen zuschreiben,

die ich oben genannt habe. Seit beinahe drei Monaten den Süßigkeiten einer eifrigen Retraite und frommen Betrachtungen hingegeben, meine ich mehr als je das Bedürfniß zu fühlen, den Gott kennen und lieben zu lehren, der mich auf ganz besondere Art zu seinem Dienste berufen und mich stets mit seinen Gnaden überhäuft hat."

Aus der Antwort des Grafen Molé erhellt, daß er bereits nahe daran war, sich mit P. von Ravignan zu verständigen; sie lautet wie folgt:

„Mein hochwürdiger Pater! Ihr Brief hat mich tief gerührt. Ich habe in jeder Zeile desselben das Herz und den Glauben desjenigen wiedererkannt, dessen natürliche Eigenschaften mich fast ebenso sehr anziehen, wie seine Heiligkeit und seine Tugenden. Sie beurtheilen, oder vielmehr Sie überschätzten mich mit viel zu viel Nachsicht. Was gut in mir ist, (ich sage es nur Ihnen, vor dem ich denke und rede, wie vor Gott), was vielleicht ausgezeichnet ist, hat Gottes Hand in mich gelegt. Ich habe von Geburt einen natürlichen Hang zum Guten, einen Abscheu vor dem Bösen und eine Liebe zum Schönen, zum wahrhaft Schönen, die an Entzücken grenzt. Wenn ich also weniger Böses gethan habe, als Andere, so habe ich keinen Grund, dieserhalb stolz zu sein, noch vertrauensvoller der Rechenschaft entgegenzusehen, die ich dereinst werde ablegen müssen. Auch ich hatte meine Aufgabe, mehr oder weniger mühevoll, es fragt sich nur, wie ich sie erfüllt habe. Ihre Wünsche und Gebete haben großen Werth für mich, und ich halte sie für eine wirksame Unterstützung. Mein Andenken und mein Name ist von Ihnen also nicht vergessen, ist Ihnen beim hl. Altare, bei Darbringung des göttlichen Opfers erschienen, dafür danke ich Gott und Ihnen. Nichts müßte im Stande sein, sich von der Erde zum Himmel erheben zu können, wenn Ihre Gebete in einem solchen Augenblicke nicht emporstiegen und dort nicht Erhörung fänden. Fahren Sie daher fort, mein hochwürdiger Pater, mir dieselben zuzuwenden.

„Sie öffnen mir, wie Sie sagen, Ihr Gewissen und Ihre Seele; heißt das nicht, mir zum Voraus zeigen, was

ich in dem Himmel sehen werde, wenn ich in ihn aufgenommen werde? Dafür will ich Ihnen wenigstens mit derselben Aufrichtigkeit und demselben Freimuth antworten. Glauben Sie mir, Alles, was mir fehlt, und was Sie für mich erbitten, Unterwerfung und Ausübung, Fülle oder Vollkommenheit des Glaubens wird weder durch Gewalt noch durch Dringlichkeit erreicht. Mehr kann und will ich heute nicht davon sagen. Nur das füge ich noch hinzu, daß es Fromme und Frömmigkeiten gibt, die mich ebenso sehr abstoßen, wie die Heiligkeit mich anzieht, und wie Ihre Persönlichkeit und Ihr Umgang mich mit Achtung und Rührung durchdringen. Doch dies gibt und nimmt der Wahrheit nichts. Das Wahre ist „derjenige, der da ist", und ich würde gern Alles hingeben, was ich habe, mein Leben mit inbegriffen, für die Gewißheit, ihn zu besitzen. Seit ich denken kann, habe ich nicht aufgehört, mit allem Eifer zu wünschen, daß er dort sein möchte, wo Sie ihn glauben, indem ich nichts Wünschenswertheres, nichts Schöneres, nichts Besseres kenne.

„Trotz allem Elend meines Lebens kann ich mir doch das Zeugniß geben, daß ich nie das Böse für Gutes angesehen noch je sophistische Ausreden dafür geltend gemacht, und daß ich beständig daran gearbeitet habe, auch das leiseste Interesse, nicht zu glauben, zu ertödten, überzeugt, daß dies der sicherste Weg sei, die Vollkommenheit des Glaubens zu erlangen, und zugleich sie zu verdienen.

„Damit für jetzt genug, mein hochwürdiger Pater, und übrigens, habe ich Ihnen nicht auch Alles gesagt? Was bliebe mir noch übrig Ihnen mitzutheilen? Als eine Gnade erbitte ich es mir und möchte es zugleich auch als Rath sagen: vergessen Sie diesen Brief, aber nicht denjenigen, der ihn geschrieben. Fahren Sie fort, für ihn zu beten, lieben Sie ihn in dieser und für jene Welt, und seien Sie versichert, daß Niemand mehr Verehrung und Anhänglichkeit für Sie hegt, als ich.

„Man hat mir Anlaß zu Beunruhigung über Ihre Gesundheit gegeben. Sie schonen Ihre Kräfte nicht genug; Sie fügen sich nicht genug in die Grenzen, die Gott denselben gezogen hat. Ich kenne keinen Menschen, den die

Vorsehung mehr dazu gebildet und besser dazu begabt hätte, auf Erden das Böse in Gutes zu verwandeln, als Sie; daher hüten Sie sich, Ihren irdischen Aufenthalt abzukürzen, noch irgend etwas hinwegzunehmen von Allem dem, was Ihnen zu erfüllen gegeben ist. Nie werde ich den schmerzlichen Eindruck vergessen, den ich am letzten Charsamstag erhalten habe, als ich sah, wie Sie auf der Kanzel von Notre-Dame Ihre schwindenden Kräfte durch übernatürliche Anstrengung ersetzten. Es thut mir leid, daß Ihre Obern uns nicht für eine Zeit des Glückes beraubt haben, Sie zu hören, und daß Sie nach Marseille gehen, die Adventspredigten halten. Hätten Sie sich noch wenigstens für uns geschont, für diesen alten Dom von Notre-Dame, mit dem Ihr Name und Ihre heiligen Werke für immer verwachsen sind!"

Anfang October wurde P. von Ravignan durch einen Expressen benachrichtigt, daß die Gräfin von Saisseval, geborne von Lastic, nahe bei Issoire, wohl zwanzig Stunden von Vals, schwer erkrankt sei. Diese Frau, wahrhaft würdig eines gesegneten Andenkens, war mit ein und achtzig Jahren von Paris nach der Auvergne gekommen, um von ihrer Familie den letzten Abschied zu nehmen. Allein dort, im Schlosse Parentiguat, der Wiege ihrer Kindheit und dem Sitze der edlen Familie Lastic, von dem einer der ersten Großmeister des Maltheser-Ordens stammte, wurde sie am Abend ihres Lebens, der bis dahin von den Gebrechen des Alters frei geblieben war, von einem gefährlichen Fieber befallen. Auf diese Nachricht vergißt P. von Ravignan sich selbst und entschließt sich sofort, trotz seiner schlechten Gesundheit und trotz der zwanzig Stunden, die er durch Berge zurückzulegen hat, diejenige trösten zu gehen, die ihn mit seinen Ordensbrüdern bei der Verjagung der Jesuiten in ihrem bescheidenen Asyl von Notre-Dame-des-Champs zu Paris so fromm aufgenommen hatte. Vierundzwanzig Stunden nach der Ankunft des Boten war er in Parentiguat. Man erstaunte über die Schnelligkeit seiner Reise. „Ich hätte noch früher ankommen können, antwortete er mit der Einfalt eines Kindes, wenn ich die erste Post hätte benutzen

können. Aber ich hatte die Erlaubniß noch nicht, und mußte deßhalb erst meinen Superior suchen und dann den zweiten Wagen abwarten." Die Kranke, welche bei seiner Ankunft schon besser war, fühlte sich noch viel wohler, seit sie ihn sah. Die Vorsehung wollte sie in die Mitte ihrer Adoptiv-Familie zurückführen, um ihrer Nächstenliebe die Freude zu Theil werden zu lassen, als letzte Begleitung die Waisen zu haben, deren zweite Mutter sie gewesen war.

Am 10. October verließ P. von Ravignan Vals und wandte sich gen Lyon über Louvesc und Notre-Dame von Ay. Die Reise war nicht ohne Gefahr, das Wetter abscheulich. In Folge langdauernder Stürme und unaufhörlichen Regens waren die Gebirgsbäche ausgetreten und hatten die Straßen überschwemmt, so daß man bereits von Verwüstungen hörte. Er gibt folgendermaßen Bericht von seiner Reise: „Ich bin über die Loire gesetzt, die schrecklich ausgetreten war, ohne daß mir das Mindeste zugestoßen wäre. Indeß hätte der Postwagen, in dem ich mich befand, gar leicht fortgeschwemmt werden können. Ich begab mich nach Louvesc, wo man den Leib des hl. Franz Regis verehrt. Unsre guten Engel und der „heilige Vater", wie man ihn in diesen Bergen nennt, haben mich beschützt."

Nachdem er am Grabe des hl. Franz Regis seinen Dank dargebracht hatte, begab er sich von Louvesc zu seinen Ordensbrüdern, welche die kleine Einsiedelei von unsrer lieben Frau von Ay bewohnten. Er sah sie jedoch nur kurz, trotzdem aber versagte er ihnen nicht eine kleine Erbauung durch sein frommes Wort. Noch ganz krank setzte er dann seinen Weg nach Marseille fort, um dort die Adventspredigten zu halten, merkte aber unterwegs bei einem Redeversuch bald, daß seine Stimme verändert sei. Zum Text hatte er ein Wort aus den Exerzitien genommen, sprach aus Herzensgrund über die Vortheile des Stillschweigens, und lehrte mit einer Stimme, die sich nicht vergessen läßt, das Glück einer einsamen Seele und die Seligkeit eines in Gott mit Jesu Christo verborgenen Lebens hochschätzen.

Nur wenige Tage blieb P. von Ravignan in Lyon, wo sein Freund, Abbé Dupanloup, ihm auf der Rückreise von

Italien Rendezvous gegeben hatte. Gegen Ende October kam er in Avignon an, und versprach dort, indem er, wie er selbst sagte, seine Kräfte überschätzte und sie noch einmal versuchen wollte, am Feste Allerheiligen in der Domkirche zu predigen. Doch gerade am Morgen des 1. November traf ihn die Hand Gottes und entschied die Frage. Wir wollen ihn selbst seine Geschichte erzählen lassen in einem Brief vom 7. November, den er an P. Rubillon, Provinzial von Paris, geschrieben hatte: „Bis zu diesem Augenblick glaubte ich mich überreden zu können, daß meine Kräfte hinreichend hergestellt, und die Predigten in Marseille keine Unmöglichkeit seien. Gott hat anders entschieden, und es ist jetzt für mich und alle Welt hier klar, daß ich nicht im Stande wäre, auch nur eine Predigt zu versuchen. Um die Wahrheit zu sagen: seit sechs Monaten leide ich unaufhörlich an einer Art mehr oder weniger schmerzlicher Erschöpfung der Brust. Heute versagt mir die Stimme sogar zu einem mäßig anhaltenden und fortgesetzten Gespräch. Der Sitz des Uebels liegt in den Athmungsorganen selbst.

„Am Feste Allerheiligen schien die göttliche Vorsehung mich warnen zu wollen. Während meiner Danksagung fiel ich in Ohnmacht und blieb einige Zeit ohne Besinnung, die ich erst wiederfand, als man mich in mein Zimmer brachte. Es war eine einfache Ohnmacht gewesen, die man sich gar nicht erklären kann. Ich hatte am Tag vorher nicht gefastet, hatte auch, nach dem Willen des P. Superior jedes in etwa lange Gebet auf den Knien und auch jede Abtödtung vermieden. Zwei Aerzte wurden gerufen. P. Ribeaux, mein alter Freund und P. Spiritual zu Bordeaux, untersuchte Alles genau; wir sprachen von Grund aus über meine Gesundheit. Ich sagte den Aerzten und dem guten Rector Alles, was ich wußte, und es wurde entschieden, daß ich die Adventspredigten in Marseille nicht halten, daß ich überhaupt gar nicht predigen sollte u. s. w. Eine Lebensordnung wurde mir vorgeschrieben, und ich befolge sie. Auch nach Ihrem Willen glaube ich zu handeln, wenn ich mich pflege, und ich thue es. Ich will hoffen, daß ich wenigstens meine letzten Fastenpredigten nächstes Jahr in

Paris halten kann, und zugleich meine liebe Retraite. Wie dem auch sein mag, ich überlasse mich Gott und der Umsicht der Obern; meine Seele ist dabei ruhig.

„Soll ich unverweilt nach Paris zurückkehren oder anderswohingehen oder hier bleiben? Ueberall wird es mir gut sein, wohin Sie mir zu gehen befehlen. Wollen Sie Selbst Alles entscheiden. Mein Gott, wenn meine Sünden nur nicht dem Wohle der Seelen im Wege ständen!"

Zwei Tage nach diesem Brief schüttete P. von Ravignan, gleich als wäre ihm mit der Krankheit auch das Verlangen nach dem Tode gewachsen, folgendermaßen sein Herz in die Brust seines Superiors zu Paris, des P. Guidée, der zugleich sein Freund war, aus: „So lebe ich denn ein trauriges Leben: Qui medice vivit misere vivit. [1]) Doch übergebe und vertraue ich mich dem Willen Gottes, und meine Seele ist vollkommen ruhig. Indeß berge ich Ihnen nicht, daß ich gar sehr das Ende dieses traurigen Lebens ersehne: es drückt und ermüdet mich. Ich sage nur: Utquid terram occupas? [2]) Und dann, was soll ich thun? Doch gewiß, ich weigere mich der Arbeit nicht, und wenn der Herr mir zur Sühne für meine Sünden und zum Heile einiger Seelen neue Kraft wiedergibt, so werde ich mit Freude zu Ihnen eilen, um meine Laufbahn fortzusetzen. Theure Retraite von Notre-Dame! soll ich sie nicht Einmal mehr abhalten? Ich kenne das letzte Wort der Aerzte über meinen Zustand nicht. Kurz, es kann möglich sein, daß ich meine Kräfte wiedergewinne, und ich finde in mir noch immer einige Anklänge von Leben. Alles nach dem Wohlgefallen Gottes.

„So ist also P. Ronsin todt. Beati mortui, qui in Domino moriuntur? [3]) Sein Zimmer in Toulouse soll mich aufnehmen; das wäre ein Sporn für den Eifer.

„Die Nachrichten von Canada haben uns lebhaft interessirt. Wir wissen noch nicht, ob unter unsern Patres

---

[1]) Wer durch den Arzt lebt, lebt elend.
[2]) Zu was bist du noch auf Erden nütze? (Luc. 13, 7.)
[3]) Selig die Todten, die in dem Herrn sterben. (Apoc. 14, 13.)

einige als Opfer des Typhus fielen. Wie sehr übrigens wären sie beneidenswerth! Ein solcher Tod, und jeder Tod scheint mir, wenn ich die Welt und ihre Uebel betrachte, gar wünschenswerth. Ich finde, man besitzt eine sehr große Tugend, wenn man am Leben hängt.

„Meine freundlichen Grüße an den guten P. Cagnard. Sagen Sie ihm, er möge auf mich warten und nicht ohne mich abreisen." Dieser Pater, der ihn erwarten sollte, um mit ihm abzureisen, lag damals sterbend in Paris.

Die Frage wegen der Adventspredigten zu Marseille war zwar entschieden, allein andere Fragen schwebten noch. Der Gehorsam in der Gesellschaft Jesu ist ebenso süß, als stark; gewöhnlich fragt, ja beräth fast der Obere den Untergebenen; dieser setzt dann einfach seine Bedürfnisse und Wünsche auseinander, und überläßt sich zum Voraus der Entscheidung des Stellvertreters Gottes. Wir wollen nun einer solchen Ueberlegung, wobei das Vertrauen ein gegenseitiges ist, beiwohnen. P. von Ravignan antwortet von Avignon aus dem P. Rubillon, seinem Provinzial, der ihn gefragt hatte, was er selbst von sich denke; sein Brief ist vom 23. November 1846:

„Nach reiflicher Ueberlegung vor Gott will mir scheinen, daß ich Ihnen über meine Lage mein Herz wohl öffnen kann. P. Ribeaux wird zwei oder drei Aerzte kommen lassen. Habe ich denselben dann von Neuem ganz aufrichtig Alles, was meine Gesundheit betrifft, mitgetheilt, so wünsche ich, daß sie ihre Ansicht außer meiner Gegenwart aussprechen, damit sie sich freier äußern können. P. Ribeaux wird Ihnen darauf selbst schreiben, und ich bin froh, das, was die Aerzte und er Ihnen sagen werden, nicht zu wissen.

„Welches Clima und welchen Ort werden Sie mir dann anweisen? Gott gibt mir die Gnade, ich glaube ganz und gar indifferent zu sein. Wenn ich nur in einem Hause unserer Gesellschaft bin, darin leben und sterben darf, man mich darin erträgt und behält bis zu Ende, so bin ich zufrieden. Indessen, nachdem ich gebetet und in dieser Beziehung meine Wahl getroffen habe, glaube ich Ihnen zwei Bemerkungen unterbreiten zu sollen.

„In dem Zustande von Mattigkeit und Schwäche, worin ich mich befinde, scheint mir instiktmäßig jede Reise schädlich für mich. Ich scheue besonders eine Reise mit meinem Bruder, so fromm, so ausgezeichnet er auch sein mag. Ich will nicht, daß die Natur mich auch nur berühre, und ich empfinde eine wahre Angst, meiner Familie mich zu nähern. Ich wage Sie zu bitten, ihn mit jedem derartigen Ansinnen abzuweisen.

„Sie waren so freundlich, in ihrem Briefe drei Städte zu nennen: Nizza, Toulouse oder Rom. Tief bin ich für Ihre Güte dankbar. Aber auch in Betreff dieses Punktes scheint mir, ich könne und müsse bitten, bei meinen Ordensbrüdern in Frankreich bleiben zu dürfen. In diesem Sinne werde ich auch nach Rom schreiben, und meinem Bruder, der diese Woche hierher kommt, mit der bestimmtesten Weigerung antworten, es sei denn, daß ich einen entgegengesetzten Befehl von meinen Obern erhielte.

„Wenn ich noch schwächer werde, wenn mein Zustand einen noch ernsteren Charakter annehmen, oder es bald mit mir zu Ende sein sollte, so wäre es mir peinlich, einer fremden Provinz und einem fremden Hause zur Last zu sein, selbst dem in Rom. Ich liebe und verehre aus innerstem Grund meines Herzens sowohl den P. General, als den P. von Villefort, meinen wahren und besondern Freund. Aber, ich weiß nicht: meine Seele, mein Leib möchten lieber ein Haus und Patres und Brüder von Frankreich. Wollen Sie, mein hochwürdiger Pater, hierin das Urtheil sprechen. Schon sind P. Delfour und Bruder von Arnouville krank und verpflegt in Toulouse; warum soll ich nicht zu ihnen gehen? Der gute P. Ogerdias drängt mich ohnedies sehr zu kommen.

„In Betreff der Conferenzen und der Retraite von Notre-Dame habe ich gut beten und mich prüfen: es fehlt mir an Licht, an innerer Gewißheit; ich begegne in mir nur Unsicherheit. Manchmal möchte es mir scheinen, daß ich doch bei alledem kräftig genug, und meine Gesundheit nur leicht angegriffen sei; dann aber wieder fühle ich bald darauf eine Erschöpfung der Brust, der Stimme und der Kräfte,

daß ich fürchte, lange unfähig zu sein, die Kanzel zu besteigen. Ich für meinen Theil weiß daher nicht, was ich sagen soll. Ich überlasse die Sorge, über mich zu verfügen und dem Erzbischof von Paris zu antworten, den Aerzten, den Obern, Gott. Voll Trost übergebe ich mich der unendlichen Barmherzigkeit unsers Herrn und der Liebe unserer Gesellschaft. Aber ich demüthige mich tief über meine Sünden, meinen Stolz, meine Treulosigkeiten ohne Zahl, die mich unwürdig machen, am Heile der Seelen zu arbeiten, und meiner vielgeliebten Mutter, der Gesellschaft, zu Hülfe zu kommen. Ich werfe mich zu Ihren Füßen, mein hochwürdiger Pater, verzeihen Sie mir, beten Sie für mich."

Es wurde entschieden, daß der Kranke den Winter in Toulouse zubringen und die Fastenpredigten in Paris nicht halten sollte. Gerade an seinem Namenstag, dem 3. Dezember 1846, erhielt er, wie um sein erstes Apostolat unter dem Schutz des hl. Franz Xaver genau an dem Tage zu vollenden, an welchem er später sein zweites beenden sollte, folgenden überaus liebenswürdigen Brief von Herrn Affre, Erzbischof von Paris: „Ich habe nicht nöthig, Ihnen den zweifachen Grund anzugeben, der mich in diesem Augenblicke gar traurig macht: Sie sind krank und verurtheilt zum Stillschweigen. Ich danke Ihnen für all das Gute, was Sie uns gethan haben, und ich bitte Gott, der es durch seine Gnade gesegnet hat, Ihnen die nöthigen Kräfte wiederzugeben, um bald die Kanzel von Notre-Dame wieder zu besteigen."

Die Demuth weiß immer nur sich selbst anzuklagen. P. von Ravignan schrieb seinen Sünden die erzwungene Unterbrechung seiner Thätigkeit zu: Der Herr, meinte er, habe ihn gebrochen, wie ein unnützes Instrument. Auch schrieb er um diese Zeit: „Vor Gott seufze ich über meine Sünden, die mich meiner gewohnten Thätigkeit entziehen, mich zur Ruhe verdammen. Darüber bin ich traurig und gestehe Ihnen gern, daß ich eine andere Qual nicht habe. Im Grund fühle ich mich so glücklich, in der Gesellschaft Jesu zu leben und zu sterben!" Als indeß damals in seinem Zustande eine zwar vorübergehende, doch fühlbare Besserung eintrat, fügte er bei: „In vollkommenem Frieden glaubte

ich mein Ende sich nahen zu sehen. Allein man hat sich herbeigelassen so viel zu beten! Gestern schien es mir, als wenn der hl. Franz Xaver mich heilen wolle. Aber daß er mir dann auch seinen Geist und sein Herz geben möge! Ich fürchte oder ich hoffe, daß ich noch einige Zeit in dieser Welt werde bleiben müssen. Wenigstens würde ich glücklich sein, alle meine Kräfte dieser geliebten Mutter, der Gesellschaft, und dem Heil der Seelen weihen zu können; glücklich auch mich wieder einzufinden bei der Arbeit unter so vielgeliebten Vätern und Brüdern."

Am 9. Dezember entfloh P. von Ravignan dem Nordwind Avignon's und begab sich für den Winter nach Toulouse. Seine erste Sorge nach Ankunft in der neuen Wohnung war, sich in Retraite zu begeben, um sich auf das Weihnachtsfest vorzubereiten. Nach Beendigung der Exerzitien benutzte er seine freie Zeit in frommer Weise. Nach dem Wunsche seiner Obern beschäftigte er sich vor Allem mit der Durchsicht seiner früheren Conferenzen: neununddreißig derselben wurden überarbeitet, zusammengestellt und zum Druck vorbereitet.

Auch arbeitete er zu Toulouse durch Gebet aus der Ferne an seinen Werken zu Paris; wenig dachte er dabei an die Conferenzen, aber viel an seine theure Retraite und bei ihr war sein Herz. In einem seiner Briefe schrieb er: „Gar traurig bin ich, wenn ich an die Retraite von Notre-Dame denke. Eifrig bete ich, daß sie statt haben, daß sie gelingen, daß ihre Früchte bleiben und zunehmen mögen. Modo annuntietur Christus. [1]) Ein Anderer wird es besser machen. Beten Sie tüchtig, damit dieses Werk in andern Händen guten Fortgang nehme."

Zur Unthätigkeit genöthigt und trotzdem unaufhörlich mit der Ehre Gottes und der Eroberung der Seelen beschäftigt, ermuthigte dieser apostolische Mann wenigstens durch seine Briefe jene, welche in allen Stellungen des heiligen Kriegsdienstes kämpften. Damit lieferte er bereits das Vorspiel zu jenen so verschiedenartigen, stets aber die

---

[1]) Wenn nur Christus verkündigt wird.

Religion betreffenden Briefen, welche in den letzten zehn Jahren seines Lebens eine große Arbeit und ein zweites Amt für ihn werden sollten. Herr Parisis, der damals Bischof von Langres geworden, antwortete auf seinen Glückwunsch: „Wenn ein so vollendeter Gottesmann, wie Sie, mir sagt, daß der Herr zu dieser hohen Mission mich berufen und mir die Gabe, sie zu erfüllen, verliehen hat, so fühle ich den Frieden in meine Seele zurückkehren. Möge Gott Sie gnädig seiner streitenden Kirche erhalten!"

Am 18. Januar 1847 spendete P. von Ravignan dem in der Entstehung begriffenen Werke von der Sonntagsheiligung seinen Beifall in folgendem, an Herrn Gossin, sogenannten Vorsteher der guten Werke, gerichteten Brief: „Mein sehr lieber und würdiger Freund! Gott segnet und stützt Sie in Ihren vielfältigen, zu seiner Ehre unternommenen Arbeiten. Die Vereine vom hl. Franz Regis und vom hl. Vinzenz von Paul werden Ihre Krone bilden. Freuen Sie Sich: merces multa![1])

„Inmitten der schweren Sorgen, denen Sie Sich so hochherzig unterzogen haben, wurden Sie von Gott auch zu dem nützlichsten, oder wenigstens einem der am meisten praktisch nützlichen Gedanken angeregt. Die Entheiligung des Sonntags ist eine weit schrecklichere Plage, als der Mangel oder die Krisis des Geldes. Wie sollte Gott gegen uns nicht erzürnt sein, wenn er für das Volk wahrlich ist, als wäre er nicht? Wirklich, ich glaube nicht, daß man einen greifbarern Ausdruck des praktischen Atheismus finden könnte, als die beständige, öffentliche und allgemeine Verletzung des Tages des Herrn. Kein Kult mehr alsdann, keine Religion, praktisch auch kein Gott mehr. O! seien Sie daher für Ihre heiligen Gedanken tausendmal gesegnet im Namen der Kirche von Frankreich! Das Gebet und die weise Vereinigung einiger Personen, die sich zur Heilighaltung des Sonntags verpflichten, das sind kostbare Anfänge, die zu großen Resultaten führen werden. Von ganzer Seele zolle ich Ihnen meinen Beifall und werde Sie unterstützen, so viel es mir

[1]) Großer Lohn!

möglich sein wird. Muth, guter und lieber Freund! Ganz der Ihre, ad convivendum et commoriendum".[1])

In seinen Briefen, die oft an die erlauchtesten Namen gingen, war P. von Ravignan gewohnt, zu trösten, zu ermahnen, zu leiten. Die Discretion erheischt in dieser Beziehung Zurückhaltung, doch kann ich wenigstens von denen reden, die nicht mehr unter uns sind. Gern führe ich bei dieser Gelegenheit einige Zeilen von Chateaubriand an, die in dem Verfasser des Werkes: „Geist des Christenthums" eine aufrichtig christliche Seele und ein ehrfürchtig verständnißvolles Herz für den Redner von Notre-Dame bekunden; er antwortete auf ein beim Tode der Frau von Chateaubriand erhaltenes Beileidschreiben: „Ich verwahre Ihren Brief wie ein Andenken, und setze alle meine Hoffnung auf den, der uns Alle retten wollte.

„Empfangen Sie den Ausdruck meiner tiefen Bewunderung, und, wenn ich es sagen darf, meiner Verehrung für Sie.

„Chateaubriand".

Unter den auserwählten Seelen, die P. von Ravignan aus der Ferne durch seine Briefe leitete, muß ich hier die Gräfin Albert de la Ferronays nennen, deren ich schon wiederholt erwähnt habe, und welcher wir auf dem Lütticher Jubiläum begegnet sind. Sie war noch jung, aber lange vor der Zeit reif, vom Himmel gepflückt zu werden. Zwischen diesen beiden so innerlichen und edlen Seelen herrschte ein wunderbares Einverständniß über göttliche Dinge: „Alles Verlangen meines Eifers, alle Hingebung meiner armen Seele, all meine Gebete gehören Ihnen tagtäglich", schrieb ihr P. von Ravignan aus Toulouse, „möge diese geistige Gemeinschaft stets unter uns herrschen". Im Jahre 1848 werden wir sehen, wie Gott selbst solchen Austausch von Hingebung sanctionirt und ein Leben statt des andern genommen hat.

Während P. von Ravignan aus der Stille seiner Zurückgezogenheit Andere anfeuerte, sehnte er sich auch selbst nach neuer Arbeit, zumal der Tod zu kommen säumte, und,

---

[1]) Zum Zusammenleben und Zusammensterben.

angeregt durch das Beispiel des hl. Franz Xaver, ging sein Eifer bis zu apostolischen Träumen. „Jetzt, schrieb er seinem Superior, nach allem dem, was noch so eben das Herz meiner Mutter, der Gesellschaft, betrübte, fühle ich mich gedrungen, die vollständige Herstellung meiner Stimme und ihres Organes von Gott zu erbitten, ... Wenn ich dafür lang genug leben, und die nordische Mission eröffnet würde, möchte ich mich gern dazu melden; vor langer Zeit schon habe ich mich bereits dazu gemeldet". Dieser Eifer für entlegene Missionen hat ihn stets beschäftigt. Hat er doch noch sogar am Ende seines Lebens verlangt, nach Cayenne, in die Wohnung der Galeerensclaven gehen und dort wenigstens sterben zu dürfen.

Nach Ostern wurde P. von Ravignan nach Paris zurückgerufen, um Herrn Récamier zu consultiren, einen Mann, nicht weniger berühmt in der Medizin, als hingebend in seiner Freundschaft. Am 11. April kam er an, und nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen begab er sich sodann in das Colleg von Brügelette über der belgischen Grenze. Schon mehr als einmal hatte er Brügelette mit Freuden besucht, und auch diesmal erquickte er sich wieder in Mitten dieser lieben Kinder, deren Aussehen und Unschuld ihn entzückten, wie er sagte. Bei seiner Rückkehr nach Paris verordneten ihm Aerzte und Obern, nach Eaux-Bonnes zu reisen. Man hoffte, daß ihm eine Badekur, wie früher, wohl bekommen werde; allein das Alter war nicht mehr dasselbe, und das Resultat fiel ganz anders aus. Schon vorher hatte Ravignan diese Verordnung gefürchtet; als sie ihm aber befohlen war, vergaß er jedes Widerstreben, machte sich wieder auf den Weg nach dem Süden, und schon am 8. Juni berichtete er seine Ankunft:

„Meine Reise war ebenso rasch, als glücklich. Abgereist am 31. Mai, nahm ich am 2. Juni meine Mahlzeit im Hôtel Gontaut zu Pau. Auch dort, wie überall, fand ich Zeichen der Güte und Zuvorkommenheit von Seiten der trefflichen Herrin des Hauses. Donnerstag den 3. richtete ich mich mit Elias von Gontaut in Eaux-Bonnes ein. Vatimesnil hatte mich voll Aufmerksamkeit und Liebe an der

Post abgeholt. Er ist ein werther Freund, wir sehen uns täglich zwei oder drei mal. Elias von Gontaut ist mein wahrer socius: sein Zimmer geht in das meinige, und wir essen zusammen; er ist mein Bruder, mein Kind und mein zärtlich geliebter Freund. Ich habe ihn genau kennen, und folglich noch mehr lieben gelernt.

„Alles ist hier schrecklich theuer. Gott prüft und straft mich, indem er mich einer Lebensart und Pflege unterwirft, die so kostspielig und so wenig für die Armen Jesu Christi gemacht ist. Aber die Güte der Gesellschaft Jesu rührt und durchdringt mich dabei mehr, als ich sagen kann.

„Ich bin der einzige Priester hier, und meine Messe ist die einzige, selbst am Sonntag. Vatimesnil, Elias von Gontaut, von Chabrol, ältester Sohn des frühern Ministers und alter Kamerad meiner hunderttägigen Campagne, Alle christliche und ernste Männer, machen meine mehr als hinreichende Gesellschaft aus. Von Damen kenne ich hier nur, und habe glücklicher Weise auch keine andere gesehen, als die Damen von Vatimesnil. Dies berühmte gute Wasser zu trinken, mich zu baden, in den herrlichen Bergen spazieren zu gehen, zu essen, zu schlafen, bildet fast mit den geistlichen Uebungen die ganze Beschäftigung meiner Zeit. Ich befinde mich beinahe noch, wie bei meiner Abreise: Die Wirkung des Wassers greift mich an und soll mich angreifen. Möge dabei jeder böse Stoff meiner Natur vergehen! Meine Brust pfeift noch, und die Seele ist nicht in ihrer richtigen Verfassung. In der Kapelle ist zum wenigsten das heilige Sakrament: ein großer Trost für das Herz."

Eine junge protestantische Engländerin war auch nach Eaux-Bonnes gekommen, um die Gesundheit zu suchen; dabei fand sie zugleich ihr Seelenheil. P. von Ravignan begegnet ihr, bekehrt sie, und macht mit dieser ersten Conversion den Anfang zu so vielen andern, welche die letzten zehn Jahre seines Apostolates erquicken sollten. Ich lasse die neue Katholikin selbst Alles schildern, was sie an Kraft in der Gnade der Sakramente und an heiligem Frieden in der Hoffnung des Himmels gefunden hat. Sie schrieb an P. von Ravignan: „Ich bat den Arzt, mir die ganze Wahr-

heit zu sagen, und versicherte ihn, daß ich stark genug sei, sie zu hören, worauf er mir sagte, wie es sehr möglich sei, daß ich die Welt vor dem Winter verlassen müsse. Ich konnte Alles mit Ruhe anhören, und wage zu glauben, daß Gott mich unterstützt hat und mich noch unterstützt, denn ich bin seitdem nicht trauriger, nur ein wenig ernster. Ich habe mich nie so nahe vor dem feierlichen Bilde des Todes befunden, vor meinem eigenen Tode. O! mein Vater, beten Sie für mich, beten Sie vor Allem, daß meine letzten Tage durch Gottes Gegenwart erhellt seien, damit er mir seine Hülfe nicht entziehe, und damit die Schatten des Todes nicht allzusehr auf meine Seele fallen mögen, so daß sie mir meinen Erlöser verbergen. Sprechen Sie mir, mein Vater, wie Sie zu sprechen wissen, von der Güte Gottes, von seiner Barmherzigkeit, von den Freuden des Himmels; sagen Sie mir, daß ich dorthin komme."

Bald darauf schrieb sie, schon in den Armen des Todes: „Mein Vater, ich mache eine letzte Kraftanstrengung, um Ihnen meine Dankbarkeit auf eine Weise auszudrücken, die allein, wie mir scheint, Ihnen genehm sein kann, indem ich Ihnen nämlich sage, daß ich im katholischen Glauben den Trost finde, den ich erwartete. Ich bitte um Ihren Segen für jetzt und immer; am Rande des Grabes gebe ich Ihnen den meinigen."

Dieses mit Bleistift von zitternder Hand geschriebene Billet war datirt von Pau den 3. November 1847; am 5. schlummerte Frau Fagan von dem Schooße der Kirche sanft hinüber in den Schooß Gottes.

Nachdem der Ordensmann, noch immer krank, Eaux-Bonnes verlassen hatte, brachte er acht Tage, vom 21. bis zum 29. Juli, in dem in seiner Kindheit so sehr geliebten St.-Laurent zu. Die Oertlichkeiten allein hatten sich nicht geändert: während aber die Zahl der Familienglieder einerseits erfreulich zugenommen, hatte sie sich andererseits traurig vermindert; mit Xaver, der nun für eine Woche wieder Gustav geworden war, saß man bald am nämlichen Tisch zu brüderlichem Liebesmahle, bald kniete man um den nämlichen Altar, um für die, welche nicht mehr waren, zu beten.

Danach, am 31. Juli war P. von Ravignan in seine zweite Familie wieder eingetreten, und schrieb von Bordeaux: „Endlich bin ich dieses traurige Badeleben los, das mir so wenig zusagte, und bin nun, am Festtage unseres hl. Stifters, meinem Leben wiedergegeben. Meine Gesundheit ist nicht sonderlich, ich bin müder und schwächer nach der Kur, als vorher. Man sagte, das sei eine heilsame Wirkung der Aufregung. Gut, alles ist gut! leben wir glücklich, friedlich unter der Hand Gottes."

Man wird sich erinnern, daß er der erste Superior dieses damals entstehenden Hauses in Bordeaux war. Nach Art der von Herzen Demüthigen schrieb er sich nun allen Ernstes die Prüfungen zu, welche dasselbe nach ihm durchzumachen hatte. „Gott straft die andern meinetwegen, sagte er, und der Gründer hat dem Hause Unheil gebracht."

Endlich ging P. von Ravignan noch seine Sommer-Retraite in jener kleinen Villa Canolle, ganz nahe bei Bordeaux, halten, wo er einige Jahre vorher seine Conferenzen geschriebenam 10. August kehrte er sodann in jenes geliebte Haus von Vals zurück, wo er auch damals seinen letzten Aufenthalt genommen hatte.

Zum Erstenmale seit 1835 war der Redner von Notre-Dame von der Vorbereitung eines Fasten-Predigt-Cyclus frei; die Conferenzen von 1847 waren in seiner Mappe geblieben. Neben Gebet und Privat-Studium hatte er noch eine andere Beschäftigung, von der er schreibt: „Hier lasse ich unsere jungen Scholastiker Predigten machen, aber ich rede nicht zu ihnen. Durch die Obern und meinen Zustand ist mir Stillschweigen geboten."

Indeß gaben ihm schon jetzt die politischen Ereignisse viel zu denken, und von seiner Zurückgezogenheit, wie von einem ruhigen Hafen aus, beobachtete er alle, einer europäischen Bewegung vorhergehenden Zeichen, und wie auf einem Berge stehend, hob er seine Hände zum Himmel für die Kirche, für das Vaterland und für die überall, besonders zu Rom, bedrohte Gesellschaft Jesu. „Mein Gott! schrieb er, was für merkwürdige und traurige Dinge! Rom, Italien, die Schweiz, Spanien, Belgien und unser armes Frankreich! . . .

Catastrophen scheinen unvermeidlich. Wohin wird die Vorsehung uns führen? Was haben wir zu erwarten? Und die Gesellschaft Jesu, was soll aus ihr werden? Ich weiß nicht. Doch was ich weiß, was ich wenigstens inmitten der uns umgebenden Umstände auf's Tiefste fühle, ist, daß wir mehr als je uns dem Werke unserer Vervollkommnung hingeben und uns in die Arme Gottes werfen müssen. Die Zeiten sind traurig, aber der Herr ist gut."

Ehe P. von Ravignan Abschied nahm von Vals und der Stadt Puy, die dem hl. Franz Regis so theuer war, und noch heute unserer Dankbarkeit so würdig ist, hinterließ er den Bewohnern von Velay ein unvergängliches Andenken an sein Verweilen in ihrer Mitte. Denn er ist es, der zuerst die so patriotische und so christliche Idee faßte und durch das Ansehen seines Namens populär machte, auf dem Gipfel des Berges Corneille, der den alterthümlichen Dom und die malerische Stadt beherrscht, eine colossale Statue der unbefleckt empfangenen Jungfrau, der Patronin Frankreichs, zu errichten. Heute ist dies eine vollendete Thatsache: der Herrscher hat dazu die Bronce geschenkt, welche unsere Tapfern erobert haben; der Glaube hat einen Künstler begeistert, und die Frömmigkeit des Volkes hat das Uebrige gethan.

P. von Ravignan war nach Lyon berufen worden, wo seine Bestimmung entschieden werden sollte. „Alles wird nochmal geprüft werden, schrieb er am 18. Oktober, und der heilige, der süße Gehorsam, den Gott selbst führt, wird meine Schritte leiten. Verlangen wir nur Eines: Die Erfüllung des Willens Gottes. Wenn es der göttlichen Vorsehung gefallen sollte, noch weiter die Prüfung zu verlängern und mich vom Dienst der Seelen zurückzuhalten, werde ich mich unter die väterliche Hand des obersten Richters demüthigen und seine Gerechtigkeit und mein Elend bekennen. Beten wir und überlassen wir uns ihm."

Es wurde beschlossen, daß er den Winter in Rom zubringen sollte. Der P. General lud ihn ein, zu ihm zu kommen; die Verfolgung hatte bereits die Berge überschritten, und P. von Ravignan, glücklich, seinen Theil daran zu

haben, sagte: „Ich bin's wohl zufrieden, unter diesen ernsten Umständen mich zu Rom zu befinden."

Die Reise geschah bis Genua zu Lande, bis Civita-Vecchia zur See, und am 24. November kam der Kranke ohne allzu große Ermüdung in Rom an. Unter dem Geschrei: „Es lebe Gioberti! Tod den Jesuiten!" hatte er Piemont, Nizza, Turin und Genua durchreist. Ganz Italien war in Aufregung. „Eine ebenso merkwürdige als peinliche Scene, schreibt er, habe ich in Livorno erlebt, an dem Tage, den ich dort zubrachte, während das Schiff im Hafen verweilte. Dank meiner französischen Soutane und meinem runden Hut konnte ich in den Straßen umhergehen und die Leute des Hotels, wo ich dinirte, zum Plaudern bringen. Eine gesetzliche Regierung gab es zu Livorno nicht mehr. Das Volk, sagte man, d. h. einige Müßiggänger und ein aufregender Advocat entscheide dort Alles. Die Bürgergarde übt die Gerechtigkeit nach ihrer Art. An demselben Morgen hatte man den Polizei-Commissar im Namen des Volkes arretirt, weil er im Verdacht stand, es mit Oestreich zu halten. Man sprach mir auch von einem Gouverneur von der Partei der Jesuiten, den man fortgejagt habe. Wenn man mich erkannt hätte!

„Das Volk von Livorno steht auf der Straße buchstäblich müßig oder bezieht die Wache. Der Bootsmann, welcher mich an's Schiff zurückführte, sagte mir unterm Rudern: Die „Debats", dieses Journal von Guizot, das uns Revolutionäre nennt! Ah! wir haben ihn aufgehängt, impicato (gespießt), im Kaffé der Union, dann haben wir ihn verbrannt. Das Volk von Frankreich ist gut, aber il governo (die Regierung) . . . Möchte nur Pius IX. zu Pferde steigen! wir würden ihm Alle folgen, um die Oestreicher zu verjagen!

„Auf dem Dampfschiff redete mich in einer Gruppe mit Andern ein römischer Flüchtling an, der nach drei Jahren nun zurückkehrte, und dem man gesagt hatte, wer ich wäre. Unter Anderm sagte er: „Ah! Robespierre . . . dieser heilige Mann! (bei diesen Worten nahm er den Hut ab), er schlug

die Köpfe ab, die ihn genirten. So muß man es machen." — Bei alledem trennten wir uns sehr höflich.

„Und Rom! Rom! auch dort bin ich nicht gut angekommen. Gleich den Tag nach meiner Ankunft setzte man mit großem Pomp auf dem Capitol die neue Obrigkeit ein. Wir sahen, halb versteckt, den Zug auf dem Platze vor unserm Kloster. Als der Gala=Wagen des Cardinal Altieri vor seinem eigenen Palais, mithin auch vor unserm Hause vorüberfuhr, rief man auf ein gegebenes Zeichen: Es lebe Gioberti! und Stimmen der Rasenden fügten bei: Es lebe Ganganelli! Es leben die Schweizer! Können Sie es wohl glauben, daß alle hiesigen Zeitungen (außer dem Diario, das stumm ist) die Einnahme von Freiburg und den Sieg der Bundes=Armee gefeiert haben?

„Der Haß gegen uns gehört zur Tagesordnung. Kein Wort von irgend Jemand zu unserer Vertheidigung. Man würde sicherlich nicht wagen, irgend etwas dieser Art zu drucken. Dagegen werden wohl alle Flugschriften und alle Zeitungen, die uns feindlich sind, gedruckt und verbreitet. Toscana speit deren ohne Unterlaß aus.

„Uud die Censur? Nichts damit. Die Anstifter handhaben sie selbst. Ein armer kleiner Schreiber von ganz ungefährlicher Art hatte sich erlaubt, einen Artikel drucken zu lassen, worin er ein Wort zu Gunsten der katholischen Schweizer sagte; man ergriff die Schrift, man begab sich im Tumult zum Drucker, man warf Alles durcheinander, man bemächtigte sich aller Exemplare und verbrannte sie auf offener Straße zu Rom; und der Verfasser war genöthigt zu fliehen.

„Es ist der Regierung unmöglich, eine Zeitung für sich und in einem vernünftigen Sinn zu haben. Der Redacteur des armen Diario hat erklärt, daß er es nicht länger aushalten könne; er ist bedroht, zieht sich zurück und noch ist Niemand gefunden ihn zu ersetzen. Da können Sie begreifen, wie es um die Jesuiten steht. Es ist ein blindes Darauflosstürmen. Es versteht sich, daß ich da unsre bewundernswerthen Freunde und Vertheidiger in Frankreich schätzen lerne! Kein Mensch, der sich jetzt zu Rom einen

Freund der Gesellschaft Jesu nennen und als solchen bekennen möchte. Man gibt vor, daß Rossi Depeschen erhalten hat, um uns zu beschützen . . . O Schauspieler!

„Der Papst ist sehr betrübt; ich wundere mich darüber nicht: sein Herz muß leiden. Alle Cardinäle sind eingeschüchtert. Der P. General ist krank: man muß es auch wohl werden; übrigens besorgt er die Geschäfte.

„Und die Reformen gehen nicht vor sich, und die wahren, die großen Mißbräuche werden nicht gebessert, und eine Schreckens-Wirthschaft bereitet sich vor: das ist Italien! Mögen Andere darin ein ununterbrochenes religiöses Fest sehen! Gott aber wacht über seine Kirche: wir beten und setzen unser Vertrauen auf ihn!“

Am 2. Januar 1848 berichtete P. von Ravignan über die großartige Ceremonie, die alljährlich in der Jesuitenkirche abgehalten wird, und der er diesmal beiwohnte, das einzig tröstliche seines Aufenthalts unter so viel Traurigem. „Trotz aller Gegenvorstellungen und trotz einem wirklichen und ziemlich bedeutenden Unwohlsein, wollte doch der Papst in seiner edlen Güte wie gewöhnlich kommen, und unserm Te Deum nebst dem feierlichen Segen zum Schlusse des Jahres beiwohnen. Er hatte erklärt, daß er sich noch eher auf den Armen hintragen lasse, als daß er nicht komme. Alles lief nach Wunsch und mit großem Pompe ab. Die Cardinäle waren zahlreich zugegen. Draußen wurde der Papst, nachdem er uns mit einer ganz besondern Liebe gesegnet hatte, mit den einmüthigsten und wohlwollendsten Rufen empfangen.

„Zu Rom hat man Alles gethan, um uns zu schaden; der Papst aber hat rundweg erklärt, daß er lieber Martyrer werden, als uns unterdrücken wolle. Wir harren aus in Vertrauen und Frieden.“

Die Briefe, welche P. von Ravignan zu jener Zeit von Rom schrieb, und worin er die Scenen erzählt, deren Zeuge er war, wären geeignet, zu einer allgemeinen Geschichte jener traurigen Zeit Materialen zu liefern; wir aber müssen uns innerhalb der Grenzen einer einfachen Lebensbeschreibung halten. Im Laufe des Monats Dezember hatte er

Notizen nach Frankreich gelangen lassen, um über die Natur und Tendenz der italienischen Bewegung und über die Identität des Radikalismus in der Schweiz, in Frankreich und Italien aufzuklären. Bei dieser Gelegenheit erhielt er von Paris einen langen Brief, worin einer seiner Freunde ihn drängte, die Stellung der Gesellschaft Jesu durch ein politisches Glaubensbekenntniß im liberalen Sinne frei zu machen. Eine solche notorische und offizielle Erklärung, hieß es darin, würde endlich die öffentliche Meinung aufklären; man würde dann den Jesuiten nicht mehr vorwerfen, im Rückschritt begriffen zu sein, wenn die Welt am Fortschreiten sei, und durch einen rückgängigen Geist den Fortschritt der Ideen und die Bewegung des Jahrhunderts aufzuhalten.

Die Feinde des Königthums warfen damals wirklich den Jesuiten ihre übertriebene Vorliebe für das Jahrhundert von Ludwig XIV. vor; und im Jahrhundert Ludwig's XIV. hatte man sie für Feinde des Königs ausgegeben. Zur selben Zeit, wo die Jesuiten in Rom als Absolutisten verfolgt wurden, griff man sie in Neapel als Liberale an.

Die Politik des P. von Ravignan hat nicht nöthig, sich in Dunkel zu hüllen: daher stehen wir nicht an, seine Antwort an jenen großherzigen Freund hier mitzutheilen, wenn sie gleich ganz vertraulicher Natur war. Nachdem er die Lage der Gesellschaft Jesu auseinandergesetzt hatte, fuhr er also fort: „Angesichts einer solchen Lage, was wollten Sie, daß wir da thun sollten, wir armen Jesuiten, angegriffen, verläumdet, von allen Seiten gehetzt, wie wir waren? Welche Erklärung wäre im Stande, uns bei dieser vom falschen Geist des Radicalismus trunkenen oder mißbrauchten Menge wieder in Achtung zu setzen? Und sagen Sie aufrichtig, würde es uns anstehen, mit einer feierlichen politischen Erklärung zu kommen? Kennt doch unser Institut politische Glaubensbekenntnisse ebensowenig, wie das Evangelium und die Kirche sie kennen und lehren. Die Politik der Gesellschaft Jesu ist und kann nur die der Kirche sein. Wie die Kirche, so bequemt auch die Gesellschaft sich jeder Regierungsform an. Ueberall flößt sie Achtung

und Gehorsam gegen die bestehende Gewalt und Liebe für nationale Einrichtungen ein. Wenn die Zöglinge der Jesuiten ehemals die Bourbonen in Frankreich besangen, so besingen sie zu demselben Ende Wilhelm Tell in der Schweiz und Washington in den vereinigten Staaten.

„Zu den verbreitetsten Anklagen, die immer wiederkehren, gehört die, daß die Gesellschaft Jesu sich in die Politik einmische. Heutzutage finden Viele, daß sie sich nicht genug hineinmische; man möchte sie an der Spitze der Europäischen Bewegung sehen, oder daß sie sich laut zu deren Gunsten ausspreche. Die Gesellschaft wird aber wohl thun, ihrer Magnetnadel zu folgen, es zu machen, wie die Kirche: nichts zu billigen und nichts zu verdammen, sondern die Gelegenheit zu benutzen, um ihren Theil vom Genusse der öffentlichen Freiheiten in Anspruch zu nehmen.

„Wir sind Apostel für alle Orte, für alle Nationen; überall suchen wir wahre Christen zu bilden, die dann auch nothwendig gute Bürger sein werden. Gewiß, wir verabscheuen die Tyrannei, den Despotismus; wir ziehen ohne Zweifel, die Freiheit vor; allein wir haben für kein Land die Mission, politische Grundsätze zu verkünden, noch Theil zu nehmen an den Veränderungen, die sich in den gesetzlichen Einrichtungen der Völker gestalten können. Nicht die Freiheit ist es, die wir fürchten, wir fürchten einzig den antireligiösen Absolutismus derjenigen, die im Namen der Freiheit die katholischen Einrichtungen angreifen und umstürzen.

„Was wir übrigens in dieser Art auch sagen und thun könnten, würde zu nichts dienen. Unser Name sagt Alles: er ist gehaßt; nichts wird ihn wiederherstellen. Unsere Gefühle für Pius IX. kund machen? Sie sind ihm bekannt; sie sind von Allen gekannt, die guten Glauben haben. Nichts wird die öffentliche Meinung ändern, deß seien Sie versichert. Wie Gott will!

„Wir bleiben daher, was wir waren; wir setzen unsre Thätigkeit fort, wir schweigen, wir beten und warten; wir verlangen in jedem Lande, als Katholiken und als Ordens=

leute, unsern Platz in der Sonne und der wahren Freiheit der Kirche. Sodann werden wir immer denen das Beste zu thun suchen, die uns hassen; auf diese Weise glauben wir dem Geiste unseres Berufes treu zu bleiben.

„Und wenn man uns so in den Tag hinein als feindlich dem Fortschritt und der Freiheit darstellt, wahrlich man weiß nicht, was man sagt: entweder man verläumdet, oder man ist angeführt. Wir lieben Alles, was Gott liebt. Mögen die Völker frei sein, das wünschen wir aufrichtig; möge aber auch die Kirche und das Gewissen nicht unterdrückt sein."

So legte P. von Ravignan einem Freunde das Glaubensbekenntniß dar, welches er der Oeffentlichkeit verweigerte, und seine ganze Politik bestand darin, keine zu haben. Das ist, wie er richtig gesagt hat, auch die der Gesellschaft. Die Jesuiten sind monarchisch unter Monarchien, republicanisch unter Republiken, oder vielmehr sie sind nichts, als Katholiken und Priester. Sie sind nichts, um für Alle Männer ihrer Zeit und ihres Vaterlandes zu sein, allein unter der Bedingung, vor Allem Männer Gottes und der Kirche zu sein. Und ist es nicht gerade diese Stellung außerhalb der Systeme und Meinungen, welcher P. von Ravignan in letzter Instanz das Vertrauen aller Parteien verdankte? Man wußte, daß er nur an die Sache Gottes gebunden, unabhängig von jeder politischen Leidenschaft, unpartheiisch in seinem Urtheil, und nicht allein ohne Vorurtheil, sondern für alle Menschen in allen Lagen hingebend thätig war.

Mag indeß unter der Sonne geschehen, was da will, in Gott und der Seele bringt dies keine Aenderung hervor, und der Mann von festem Herzen geht immer denselben Schritt auf demselben Wege. Inmitten von Rom und den Wirren von Italien entfernte P. von Ravignan sich in nichts von seinen Gewohnheiten. Im Monat Februar ließ er hinter sich diese Welt, die sich von den sie leitenden Händen aufregen läßt, wanderte aus in eine bessere Region und zog sich friedlich zurück in den Schooß der göttlichen Unveränder-

lichkeit. Beim Austritt aus seiner Retraite wartete seiner die Nachricht von einem Opfer, oder besser gesagt ein Trost. Die heroische Tugend einer Frau stellte sich in Gegensatz zu den Ungerechtigkeiten der Welt. Zum letztenmale nenne ich jetzt die Gräfin Albert de la Ferronnays; doch eh ich ihren Tod erzähle, muß ich noch einen Blick auf ihr Leben werfen.

Diese ebenso fromme als vornehme Frau war von Geburt eine Russin. Ihre Heirath mit dem Sohne des französischen Botschafters in Petersburg machte die junge Prinzeß zur Französin, aber nicht zur Katholikin. Es sollte diese Seele um einen hohen Preis erkauft werden! Da Graf Albert in eine Krankheit fiel, zögerte er nicht, mit einer Liebe, die stärker war als der Tod, sein eigenes Leben für die Bekehrung der Heißgeliebten zu opfern. Der Himmel erhörte ihn; denn in dem Augenblicke, als er die Welt zu verlassen im Begriffe stand, trat sie in die Kirche ein; an dem Bette, worin er die letzte Wegzehrung empfing, hielt sie ihre erste Communion. Gerbet, Bischof von Perpignan, hat diese, der alten Tage würdige Scene, in einem der schönsten Schriftchen unserer geistlichen Literatur beschrieben. Wohl verdiente es übrigens eine so große Seele um einen so hohen Preis erkauft zu werden. Von der Zeit dieses Todes an, dessen Eroberung sie war, ergab sie sich ganz Gott allein, und begann ein Opferleben, das sie auch ihrerseits mit einem stellvertretenden Opfer schließen sollte. Obgleich noch jung, in verweichlichenden Verhältnissen erzogen, ausgezeichnet durch Schönheit und Anmuth, von den glänzendsten Beziehungen in Anspruch genommen, hüllte sie sich in Trauer ein, und schuf sich, frei von den Pflichten der Familie, den Sorgen des Lebens und den Ansprüchen der Welt, eine Einsiedelei mitten in Paris, worin sie lebte wie zu Nazareth. Eine enge Zelle bei den Frauen vom heil. Thomas von Villanova war ihre Wohnung; sie verließ dieselbe nur, um in die Kirche und zu den Armen zu gehen, und empfing darin Niemanden außer einer oder zwei Freundinnen. Sie gab Alles hin, was sie hatte, und wurde selbst dürftig durch

ihre Nächstenliebe, so daß sie in ihrer letzten Krankheit, als es ihr an den nöthigsten Gegenständen mangelte, selbst wieder das Almosen der Freundschaft in Anspruch nehmen mußte, und so mit ihrem Herrn Jesus die Ehre freiwilliger Armuth theilte.

P. von Ravignan war seit mehreren Jahren ihr geistlicher Führer. Bevor er sich über den Weg entschied, auf den Gott sie rufen würde, wartete er die Erleuchtung von Oben ab; allein kaum hatte er den Willen des Himmels erkannt, so theilte er ihr denselben mit, und diese muthige Seele stürmte auf dem Weg der Vollkommenheit, der ihr gezeigt worden, förmlich voran und legte in kurzer Zeit ihre Bahn zurück und erreichte das Ziel. Folgendes sind die letzten Zeilen, die sie an ihren Führer richtete; sie schrieb dieselben an einem Abend im Dezember 1847, bei dem Schein einer kleinen Lampe in ihrer Zelle:

„Mein hochwürdiger Vater! Welche Güte hatten Sie, mir zu schreiben! Und ich, ich habe Ihnen schon seit einem Monat nicht mehr geschrieben, was mir aber gar nicht so scheint: die Zeit vergeht so schnell, und dann ist man ja auch vereinigt in Gott. Ihre Güte hat immer, selbst aus der Ferne, einen heilsamen Einfluß auf meine Seele.

„Und Ihre Gesundheit? sie beunruhigt mich, ohne mich zu ängstigen. Ah! Sie sind glücklich, in Rom verweilen zu können, zu jenen Verfolgten zu gehören; oh! so glücklich! Allein ich würde sehr undankbar sein, wollte ich das Loos eines Andern in einem Augenblick beneiden, wo ich einer Zufriedenheit genieße, die mich erstaunen macht, und die ich, nächst Gott, Ihnen verdanke. Wie waren Sie so gut erleuchtet, daß Sie mir diese Lebensweise vorgeschrieben haben! Ich schwelge darin, und die Welt mit ihren Zerstreuungen könnte mir das nicht bieten. Mein Herz ist heiter bei einer düstern Lampe. Gott verwöhnt mich, selbst in materieller Beziehung, denn ich habe Alles weit besser gefunden, als ich erwartete. Und auch Sie verwöhnen mich, da ich es wage, solche Dinge Ihnen nach Rom zu schreiben, und in solchem Momente! Meine Retraite hat mir Nutzen

gebracht, hoffe ich, und ich habe die Retraiten immer so gern, daß ich jedes Jahr zwei verlangen möchte.

„Ah! mein Vater, wie wird die Ewigkeit gut sein! Es gibt so traurige, so finstere Dinge hienieden, daß man sich wundert, noch Freude in der Seele haben zu können.

„Segnen Sie mich, und möge Gott Ihnen unter so viel Anderem auch alles das Gute lohnen, was Sie meiner Seele gethan haben, thun und noch thun werden."

Die Gräfin hütete sich wohl, den P. von Ravignan über ein Project zu befragen, das sie gefaßt und nur ihrem interimistischen Führer und ihrer intimsten Freundin mitgetheilt hatte. Sie kannte die Wirksamkeit des Opfers aus Erfahrung: indem sie sich nun erinnerte, was ihre Seele ihrem frommen und hochherzigen Gemahl gekostet hatte, und indem sie zugleich begriff, wie viel die Erhaltung des P. von Ravignan werth sei, schloß sie einen Vertrag mit dem Herrn des Lebens, gab sich zum Opfer hin, und man kann annehmen, daß sie auf sich den Schlag abgeleitet hat, der ihr eigentlich nicht bestimmt war. Wie dem auch sein mag, der Apostel wurde der Erde wiedergegeben, und Gräfin de la Ferronnays, so dürfen wir hoffen, in den Himmel aufgenommen.

P. von Ravignan erfuhr am 8. Februar die Krankheit derjenigen, die sich für ihn geopfert hatte; allsogleich schrieb er an eine treue Freundin der Gräfin: „Ich bitte Sie, ihr zu sagen, wie sehr ich vor Gott mit ihr beschäftigt bin. Indessen, wenn ich auch für ihre Genesung bete, die ich von Grund der Seele wünsche, habe ich doch nicht den Muth, mich allzusehr über eine mögliche Wendung zu betrüben, die einer so aufrichtigen, so liebevollen, so frommen Seele die ewige Ruhe und Freude geben würde."

Am 20. Februar hatte er ihren Tod erfahren, und schrieb sofort diesen zweiten Brief: „Unmöglich ist es, den Verlust dieser Seele nicht tief zu fühlen, wenn man sie näher gekannt hat; und ich gestehe es, ich bin betrübt, nicht mehr die Möglichkeit zu haben, ihr auf Erden zu begegnen. Aber wie sollte man sich nicht trösten, wenn man an all

die Gnadengaben denkt, die Gott in dem Grund ihres so edlen und so treuen Herzens niedergelegt hatte! Ich würde ihr Loos beneiden, wenn das Glück, sie frei von den schweren Ketten des Lebens und für immer in die göttliche Liebe aufgenommen zu wissen, nicht über jeden andern Gedanken hinweghöbe.

„Wie rein und heilig aber auch eine Seele in unsern Augen sein mag, es ist doch möglich, daß sie noch unserer Gebete und Unterstützungen bei Gott bedarf. Daher beten wir und werden wir beten. Dem P. General habe ich den Wunsch der Gräfin Albert mitgetheilt; er war gerührt davon und hat mich beauftragt, Sie wissen zu lassen, daß er genau ihre frommen Absichten erfüllen werde, indem er für sie, wie er es auch für ihren Schwiegervater gethan hatte, die schöne Zahl von fünfzehn oder achtzehn Hundert Messen applizirt, worüber er allwöchentlich verfügen kann.

„Die Welt wird ohne Zweifel nicht ermangeln, diesen vorzeitigen Tod ihrer Lebensweise, ihren Entbehrungen, der von ihr befolgten Leitung zuzuschreiben. Dagegen habe ich meinerseits nichts zu erinnern, und werde mit Vertrauen, wenigstens in dieser Beziehung, dem Gerichte Gottes entgegensehen. Ich achte die Redereien der Weltmenschen nicht im Geringsten; die Urtheile der ganzen Welt sind in meinen Augen nichts. Das Evangelium muß unser Gesetz und unser Führer sein.

„Diese so liebevolle und so hochherzige Seele wird uns zu gar manchem Werke, bei Elend von mehr als einer Art fehlen. Man war stets sicher, sie zu allen Opfern bereit zu finden; der Durst nach Wohlthun verzehrte sie; und wenn man sich die Ursache ihres Verlustes für diese Zeit erklären will, so muß man sich erinnern, daß sich Gott darin gefällt, durch die Gluth seiner Liebe heilige Opfer zu gewinnen."

Besser als irgend Jemand wußte P. von Ravignan, wie sehr Gräfin de la Ferronnays diesen letzten Titel durch ihr ganzes Leben verdient hatte; aber das wußte er nicht, daß sie ihn besonders verdient hatte durch ihren Tod. Das

war ein Glück; denn bei seinem glühenden und beständigen Verlangen zu Gott zu kommen, würde er zu sehr gelitten haben durch den Gedanken, dem Grabe abgekauft worden zu sein, und abgekauft um einen solchen Preis. Kaum war das Opfer gefallen, als auch der Apostel sich erholte. Noch vier Jahre der Gesundheit, und eine neue Gefahr mußte beschworen werden durch ein neues Opfer.

Am Ende dieses Briefes vom 20. Februar 1848 fügte P. von Ravignan noch ein Wort über die Tagesneuigkeit in Rom bei: „Gestern bei meinem Erwachen, sagte er, habe ich die Welt abermal verändert gefunden. Ueberall Constitutionen! Die von Rom bildet sich aus."

Doch ganz zu derselben Zeit war Paris noch weit thätiger: es zauberte von einem Tag zum andern eine Revolution hervor, und das Königreich erwachte als Republik. Bei diesem Donnerschlag, der einen Thron umstürzte und alle andern bedrohte, rief P. von Ravignan aus: „Welche Lehren! aber auch welche Räthsel! Beugen wir uns unter die Hand Gottes und beten wir!"

Dieses Billet ist noch von Rom datirt, am 8. März; acht Tage später schrieb er ein anderes von Civita-Vecchia, worin es heißt: „Nun bin ich hier, Gott führt mich zurück." In der That hatten seine Ordensbrüder in Paris ihn gebeten, zurückzukehren, und er folgte ihrem Rufe. Ohne Zweifel war die Gegenwart überall unsicher, denn wenn es in Frankreich sich regt, zittert die ganze Welt, noch kritischer indeß sah es im Centrum der revolutionären Bewegung selbst aus.

Bei seiner Abreise von Rom empfing er aus der Hand des P. General ein kostbares Geschenk väterlicher Zärtlichkeit: ein Fläschchen mit Blut des heiligen Franz Xaver, eine heilige und theure Reliquie, von der er sich nicht mehr trennte. Er reiste allein ab, doch sollten seine Ordensbrüder aus Rom ihm bald folgen.

Die päpstliche Regierung, von der Volksbewegung überflügelt, ließ die Jesuiten wissen, daß sie sich selbst nicht mehr halten könne. Und in der That, kaum war das Jesuitenkloster leer geworden, als auch bald der Vatican

verödet stand. Durch eines jener Spiele der Vorsehung, die stets die Welt regiert, auch dann, wenn sie dieselbe ihren Leidenschaften zu überlassen scheint, sollte P. von Ravignan den P. General in Paris empfangen, wie dieser ihn in Rom aufgenommen hatte. Die französische Republik übernahm die schöne Mission, die Gewaltthätigkeiten der römischen wieder gut zu machen, dem obersten Priester und König seine Hauptstadt wiederzugeben, und der aus allen Reichen Europa's vertriebenen Gesellschaft Jesu ein Asyl zu eröffnen.

Vierzehntes Kapitel.

Aufenthalt in Paris.

Revolution von 1848. Widerruf Châteaubriand's auf seinem Sterbebette, Genesung des P. von Ravignan zu Bièvre. Der General der Gesellschaft Jesu in Paris. P. von Ravignan Superior des Hauses in der Sèvresstraße.

Am 24. März 1848 war P. von Ravignan aus Rom in Paris angekommen. Er nahm sich dort kaum die Zeit aufzuathmen; ungeduldig seine feste Bestimmung zu erfahren, machte er sich bereits am 3. April auf, um sich in Belgien das entscheidende Wort des Gehorsams zu holen; wie ein Sohn übergab er sich den Händen seines Provinzials, der im Colleg zu Brügelette verweilte, und am 6. kam er wieder zurück mit der Bestimmung, in unserm Hause auf der Sèvresstraße seine Wohnung zu nehmen.

Paris war im Monat Februar ein Schlachtfeld gewesen, jetzt aber überschüttet mit Tribünen, von denen herab sich die verschiedenen Parteien um die Resultate des Sieges stritten, den sie mit den Waffen in der Hand errungen hatten. Die Rückkehr des berühmten Redners wurde als ein glückliches Ereigniß von den Freunden der religiösen Freiheit begrüßt, da er dieselbe schon vier Jahre vorher mit so viel Kraft und Beredsamkeit vertheidigt hatte. Man rechnete sehr auf seinen moralischen Einfluß, und seine Gegenwart leistete in der That den vorzüglich-

sten Vertretern der katholischen Sache bedeutende Hülfe: er machte ihnen Muth mit seinem Eifer, leitete sie durch seine Klugheit, und hielt mehr als einmal ihre Beständigkeit aufrecht durch seine Festigkeit.

Viel hatte man sich auch von seiner Beredsamkeit versprochen, und als ihm einige Monate später seine Stimme vollständig wiedergekommen war, ging man ihn um den Beistand seines mächtigen Wortes an. Heiligmäßige Prälaten und eifrige Priester hatten in der Versammlung Platz genommen, worin die Geschicke Frankreichs berathen wurden; man wünschte dort auch den Dominicaner und den Jesuiten, welche die Kanzel von Notre-Dame geziert hatten, nebeneinander sitzen zu sehen, und eine große Zahl ausgezeichneter Männer drängten den P. von Ravignan, sich dafür bereit zu erklären, indem sie ihm für den Erfolg seiner Candidatur gut standen. Darin lag gewiß eine Versuchung für eine eifrige und von Natur aus kriegerische Seele. Doch hielten ihn seine Klugheit und seine Ordensregeln zurück. Er hatte in dem Buche Institutum gelesen: „Es wird all den Unsrigen in Kraft des heil. Gehorsams und unter den schwersten Strafen zur Pflicht gemacht, in keiner Art sich in öffentliche die Interessen des Staats betreffende Angelegenheiten zu mischen; und daß Keiner aus ihnen die Kühnheit und Anmaßung habe, sich mit Führung öffentlicher Geschäfte betrauen zu lassen, möge man ihm mit noch so viel Drängen und Bitten zusetzen." Daher blieb er außer dem Kampfe und betete für die, welche in die Arena hinabgestiegen waren.

Zehn Jahre später konnte darum Lacordaire, als er dem Andenken des P. von Ravignan seine Verehrung zollte, in folgenden Worten die edle und heiligmäßige Haltung desselben inmitten der Erschütterungen dieser furchtbaren Zeit schildern: „Keine Revolution vermochte die Ruhe seiner Thätigkeit zu erschüttern; er ließ sie an sich vorüberziehen, wie der Hirt, der seine Heerde in den Bergen weidet, ruhig stehend den Stürmen der Ebene zusieht. Während Andre vor den Schlägen des Ungewitters flohen, begnügte er sich damit, sie nicht zu fürchten, und, indem

er sein Werk unter dem Auge Gottes ruhig fortsetzte, bekleidete er seine Person mit jener Unverletzbarkeit, die demjenigen verheißen ist, der über dem Wetter seine Wohnung genommen hat. Mehr Antheil bei den täglichen Ereignissen hätte man wünschen können, aber nicht mehr Festigkeit auf dem ihm angewiesenen Posten. Uebrigens spendete er reichlich guten Rath, machte durch sein Ansehen denjenigen Muth, die mehr als er in den Kampf vorgeschoben waren, und, wenn seine Mäßigung auch der Liebe diente, so beförderte sie doch niemals die Muthlosigkeit!"

Die ganze Correspondenz Ravignan's während dieser stürmischen Jahre gibt von der Ruhe, der Klugheit und unerschütterlichen Festigkeit seiner Seele Zeugniß. Wir wollen nur einige Zeilen daraus anführen. — Zwei Wochen vor den Junitagen schrieb er an P. Roothaan: „Wir gehen Gott weiß wohin, und die Europäische Verwirrung scheint ihrer Entwicklung noch nicht nahe. Mir scheint, das Leben muß jetzt mehr als je eine Uebung blinden Glaubens sein... Im gegenwärtigen Augenblick herrscht äußere Ruhe, aber nichts bürgt dafür, daß nicht morgen schon eine Explosion stattfinde." Wie sehr er in mitten dieser politischen Wirren seinen und seiner Brüder Beruf begriff, geht aus den Worten hervor, die er demselben Briefe beifügt: „Jeder von uns hier beschäftigt sich mit seinem Tagewerk; an Arbeit fehlt es nicht." Wiederum schrieb er den 5. Februar 1849 an P. General: „Wenn wir Gott treu und ergeben sind, was haben wir dann zu fürchten? Mehrere unsrer Väter sind ganz bereit, sich auf das Schlachtfeld und in die Feldlazarethe zu begeben, um den Verwundeten und Sterbenden beizustehen."

Acht Tage nach den Junitagen, in mitten all der Trauer des Vaterlandes, starb zu Paris Herr von Chateaubriand. Dieser König der neuern französischen Prosa, wie man ihn nannte, hatte immer in seiner Seele den dreifachen Charakter des Edelmannes, des Bretonen und des Christen: die Ehre, Treue und Gläubigkeit bewahrt und hochgehalten. War er auch manchmal vom rechten Wege abgewichen, so hatte er ihn doch nie ganz verlassen, und bei seinem trefflichen

Herzen konnte man den Sprüngen seiner Phantasie viel vergeben. Als beständiger Zuhörer und eifriger Bewunderer der Conferenzen von Notre-Dame stand er in Beziehungen zu P. von Ravignan, die durch den Glauben Leben empfingen. Dieser verdoppelte seinen Eifer bei dem Nahen des Todes, tröstete den Veteranen der Politik und Literatur am Rande des Grabes durch seine Gegenwart und ermuthigte ihn durch sein Wort; über alle nunmehr erbleichenden Poesien des Lebens hinaus und jenseits der fast schon durchsichtigen Schatten des Todes zeigte er ihm die glänzende und höchste Wirklichkeit, die Hoffnung, als eine Tochter des Glaubens, und jene bessere Unsterblichkeit, die nicht von dieser Welt ist.

Angesichts der Ewigkeit wollte nun der große Schriftsteller, noch im Vollbesitz seiner Fähigkeiten, von seinen Werken alle Blätter abreißen, die sein Gewissen verabscheute. Das Glück, dieselben zerreißen zu können, wog wenigstens das Unglück auf, sie geschrieben zu haben. Auf seinem Todesbette dictirte er seinem Neffen, der uns dasselbe mitgetheilt hat, folgendes Billet:

„Ich erkläre hiemit vor Gott, daß ich Alles widerrufe, was gegen den Glauben, die guten Sitten, und überhaupt gegen das Gute erhaltenden Prinzipien in meinen Schriften enthalten sein kann." „Paris den 3. Juli 1848."

„Unterzeichnet für meinen Onkel, Franz von Chateaubriand, dessen Hand nicht mehr unterzeichnen konnte, und um den Willen zu erfüllen, den er mir ausgesprochen hat."

„Gottfried Ludwig von Chateaubriand."

Nachdem diese Erklärung geschrieben war, ließ der Sterbende sich dieselbe wiederholen und wollte sie mit eigenen Augen lesen; alsdann gab er, Frieden in der Seele und Freude auf der Stirn, sich ohne Anstrengung zurück an Gott, der da verzeiht, und der die Krone gibt.

Indem ich diesen Act der Wiederherstellung, welcher noch nicht veröffentlicht ist, in die Lebensgeschichte des P. von Ravignan einreihe, lasse ich Jedem zukommen, was ihm gebührt: Gott die Ehre, der Welt ein Beispiel, dem Ster-

benden den Ruhm einer christlichen Reue, und der Familie einen Namen, der vor den Engeln gewonnen hat, ohne vor den Menschen verloren zu haben.

Dieser letzte Wille ist freilich ohne Wirkung geblieben; allein es ist bekannt, daß das literarische Erbe des Verfassers der „Memoiren von Jenseits des Grabes“ nicht mehr Eigenthum seiner Familie war.

Im Laufe des Monats Juni stärkt P. von Ravignan seine Seele zu neuen Arbeiten durch eine Retraite. Nach deren Beendigung wollte Récamier, da er seine Gesundheit noch immer wankend und seine Stimme angegriffen fand, ihm die ganze Kraft wiedergeben, die sein Amt erheischte. Der treffliche Doktor, dessen energischen Willen man sich erinnern wird, erhielt die Erlaubniß, den Genesenden ganz unter seine Aufsicht auf sein Landhaus zu nehmen, das in dem frischen und einsamen Thale von Bièvre gelegen war. Der so sehr beschäftigte Arzt zog sich während der Sommermonate von Paris hierhin zurück, lebte dann wie ein Patriarch im Schooße seiner Familie und sah nur selten Eingeladene in dieser christlichen Zurückgezogenheit. Die übrigens bescheidene Villa hatte eine prächtige Bibliothek und eine niedliche Kapelle, worin Morgens und Abends gemeinsames Gebet gehalten wurde; und es war ein großes Fest für das häusliche Heiligthum, wenn ein Priester hinkam, um das hl. Opfer zu feiern. Rècamier behielt sich selbst das Amt des Sacristans vor, und nur höchst selten trat er an seine Söhne den Trost ab, dem Priester beim Altare zu dienen.

P. von Ravignan brachte einige Wochen in dieser Familie zu, die ihn durch ihre fromme Ruhe an sein Kloster erinnerte; und hier zu Bièvre war es, wo er wirklich für die Kanzel wiedergeboren wurde. Seine Luftröhre war noch immer ohne Kraft, und seine Stimme ohne Klang. Doch wie ein Blitz durchfuhr es den kühn erfinderischen Geist Récamier's, und das Wort wurde Ravignan wiedergegeben. Eines Morgens nach der Messe, zu der Stunde, die gewöhnlich alle Bewohner des Hauses vereinigte, kündigte der Doktor den Versammelten mit besorgter Miene an, daß

P. von Ravignan sich leidender fühle und nicht zum Frühstück kommen werde. Damit verschwand er auch selbst wieder, geht, mit seiner Idee im Kopfe, zu dem Kranken und sagt ihm: „Stehen Sie auf und folgen Sie mir.“ — „Aber, Doktor, wohin führen Sie mich?“ antwortete Letzterer. — „Ich will Sie in's Wasser werfen.“ — „In's Wasser!“ sagte Ravignan, mit dem Fieber, mit dem Husten! „Doch wohlan, thut nichts; ich bin in Ihren Händen und muß Ihnen gehorchen.“ Es handelte sich um ein sogenanntes Sturzbad, ein gewaltsames, aber wirksames Mittel. Der Erfolg war ein augenscheinlicher. Schon zum Mittagessen brachte der Doktor triumphirend seinen Kranken in gutem Wohlbefinden mit, und der am Morgen noch Stumme erzählte am Abend die Geschichte seiner Heilung. Durch die weitere tägliche Anwendung dieses energischen Mittels wurde seine erste Wirkung befestigt, und von nun an blieb diese, wenngleich unangenehme Kur für lange Zeit eine fast tägliche Gewohnheit Ravignan's.

Wenige Tage später war die Kapelle von Bièvre, wie an großen Festen mit den schönsten Blumen des Gartens geschmückt, zum ersten Male Zeuge der Glaubensablegung einer Protestantin. Ihre Bekehrung hatte nicht schwer gehalten. Schon in ihrer frühern Religion war sie aufrichtig gläubig, daher für die Wahrheit empfänglich und im Herzen schon katholisch; ihr guter Glaube bedurfte nur eines Lichtstrahles: sie hörte und glaubte. Dieser ersten Ceremonie folgte eine zweite. P. von Ravignan hatte die Neubekehrte, nebst einer andern ebenfalls katholisch gewordenen Protestantin zur Firmung vorbereitet; und der heiligmäßige Bischof Gros von Versailles, ein gewohnter Gast in Bièvre, kam nun, den jungen Gläubigen dieses Sakrament zu spenden. Das Haus Rècamiers war für diese apostolischen Freuden gewiß ein würdiger Schauplatz.

Mit der Krankheit war auch die Zeit der Ruhe vorüber. Am 8. October verließ P. von Ravignan seine Einsamkeit in Bièvre, und schon am 10. schrieb er von Paris: „Da bin ich nun wieder bei meiner Familie und habe bereits eine Last auf den Schultern. Beten wir, daß der

Geist unseres heiligen Vaters sich auf uns herablassen möge!" Er war nämlich an demselben Tage zum Superior des Hauses in der Sèvresstraße ernannt worden.

Wir haben gesehen, wie P. von Ravignan, bereits im Jahre 1843 von diesem Amte bedroht, sich demselben noch entziehen konnte. Im Jahre 1846 stand er dann von Neuem auf dem Punkte, damit betraut zu werden, hatte aber, um dies abzuwenden, Gründe geltend gemacht, die für stichhaltig angesehen wurden; bei dieser Gelegenheit hatte er geschrieben: „Es wäre das für mein Leben die ärgste Züchtigung, d. h. ich würde alsdann für die Ruhe meines Gewissens und für das Heil meiner Seele fürchten." Allein im Jahre 1848 mußte er sich unterwerfen, trotz all seinem Fürchten und Widerstreben. Wie sehr dasselbe aber aufrichtig gemeint war, soll uns seine Correspondenz während dieser drei Jahren erzählen.

Beim Durchlesen dieser Briefe, in denen er gemäß der Regel dem P. General von dem Zustand seines Hauses Bericht erstattete, fällt es vor Allem auf, daß er von den andern Personen mit äußerster Nachsicht, von sich selbst aber mit der größten Strenge, oder besser gesagt, mit arger Ungerechtigkeit redet.

Zum Erstenmal in seiner Eigenschaft als Superior schrieb er bei Beginn des Jahres 1849: „Der Geist Aller, die mich umgeben, ist wahrhaft fromm und gut; wenigstens ist er ein Gegengewicht gegen die traurigen Mißverdienste des traurigen Superior. Während ich Andern zur Last bin, bin ich es nicht weniger mir selbst." In einem andern Briefe desselben Jahres sagte er: „Der Geist unseres Hauses ist gut, trotz der Hindernisse, die ich nur allzu gewiß ihm entgegenstelle."

Im Januar 1850 schrieb er dem P. General zum Namensfeste und zum neuen Jahre: „Als Superior des kleinen Hauses in der Sèvres-Straße bringe ich Ihnen, als Ihr unwürdigstes Kind, unsre Wünsche, unsre Ehrbezeugungen, unsern dankbaren Gehorsam dar. Der Tag des hl. Johannes des Evangelisten ist nicht vorübergegangen, ohne uns an Alles, was wir Ihnen schulden, zu erinnern; heute bitten wir das

Herz unseres Herrn, Alles gnädigst geben und vollenden zu wollen, was Ew. Hochwürden von uns verlangen. So sind wir sicher, an der Ehre Gottes zu arbeiten. Dafür sei dem Herzen des göttlichen Meisters Dank gesagt! Mit unserer kleinen Gemeinde steht es nicht übel; der Geist ist gut, die Regelmäßigkeit befriedigend, der Eifer hinreichend, die Werke nützlich. Ich sehe nur Schwächen, die von unserer armen Natnr unzertrennlich sind. Wohl bereite ich dem Guten große Hindernisse, aber Gott leitet die Dinge und Personen durch seine Gnade."

Im Jahre 1851 setzt er zuerst einige materielle Schwierigkeiten des Hauses auseinander, und fügt dann hinzu: „Das sind wohl Dornen, aber bei alledem stechen sie wenig; was weit schlimmer ist für meine Seele und unsere Patres, das ist mein Amt als Superior, verbunden mit drückenden Beschäftigungen und Beziehungen. Indessen zögere ich doch, meine Enthebung vor der Zeit zu verlangen; Gott, scheint mir, hindert mich daran. Wollen Sie gnädig Ihr armes Kind segnen, mein hochwürdiger Vater; es bedarf dessen."

Endlich, im Monat September 1852, erhält P. von Ravignan die Nachricht, daß die Gesellschaft seine Wünsche, die auszusprechen er nicht gewagt hatte, erhört und ihm einen Nachfolger gegeben habe. Er war gerade zu Amiens, wohin ihn Herr von Salinis, Bischof dieser Diözese und nachher Erzbischof von Auch, der ihn mit seiner Freundschaft beehrte, berufen hatte, um seiner Synode beizuwohnen und ihr zu predigen. Bei der ersten Nachricht von seiner Enthebung konnte er den Ausdruck seiner Freude nicht zurückhalten und schrieb die beiden folgenden Briefe, von denen der erstere vom 29. September datirt und an den P. General gerichtet ist:

„Mein hochwürdiger Vater! Wollen Sie den Ausdruck meines tiefen Dankes für die Güte genehmigen, mit der Sie gebilligt haben, daß Herr P. Provinzial mich der Bürde, die ich so schlecht getragen, enthoben hat. Ich danke Gott, der für Alles sorgt, daß er diesem theuren Hause einen neuen Superior gegeben. Er wird meine Verkehrtheiten

wieder gut machen, und die Uebel heilen, welche die Schroffheit meines Charakters verursacht hat.

„In der Tiefe meines Gewissens und meines Herzens fühle ich das aufrichtigste Bedauern darüber, unserm Herrn und der Gesellschaft so schlecht gedient zu haben. Doch wage ich Ihnen zu versichern, mein hochwürdiger Vater, daß ich mehr als je die Gesellschaft, meine Mutter, liebe, daß ich ihr aus dem Innersten meiner Seele ergeben bin, daß ich für sie, für das Wohl meiner Brüder und der Seelen leiden, ja sterben möchte, und daß ich, wenn ich auch unfähig bin, die Aemter zu verwalten, welche ein Ansehen über die Andern verleihen, wenigstens in den niedrigsten Stellungen, welche die besten sind, unaufhörlich Gott bitten werde, die Gnade meines Berufes und die nachsichtige Güte der Obern erkennen zu können.

„Ich gestehe, daß ich oft gewünscht habe, meines Amtes enthoben zu sein; das war Unrecht von mir, da es aus den unendlichen Fehlern meiner Natur hervorging, die ich noch nicht zu meistern vermochte. Jetzt aber, was bleibt mir übrig? Mich zu demüthigen, zu beten und zu gehorchen, denke ich; und ich bin entschlossen, dies mit der Gnade Gottes nach besten Kräften auszuführen.

„Tausendmal Verzeihung, mein hochwürdiger Vater! segnen Sie Ihr unwürdiges Kind. Uebrigens fühlt meine Seele neben tiefer Reue nur Eindrücke von Frieden, Vertrauen und selbst Freude."

Wenige Tage nachher, im Anfang October, richtete P. von Ravignan folgenden zweiten Brief an denjenigen seiner Untergebenen, der gerade ernannt worden war, ihn zu ersetzen:[1])

„Mein hochwürdiger Vater! Nach dem, was mir Herr P. Provinzial bei meiner Abreise mitzutheilen die Güte hatte, ist heute der Tag, an dem unser Herr und mit ihm die Gesellschaft das Amt eines Superiors auf Ihre Schul-

---

[1]) Wie uns scheint, war dies zugleich sein Beichtvater, der Verfasser dieses Lebens, P. von Ponlevoy. A. d. Ü.

tern legen werden. Ich fühle in meinem Herzen das Bedürfniß, Ihnen hiezu den lebhaften und tiefen Tribut meiner Ehrfurcht, meiner Liebe und meines treuen Gehorsams darzubringen.

„O mein vielgeliebter Vater! meine Ihnen so bekannte Seele kann und darf in diesem Augenblicke sich eines Gefühles tiefer Traurigkeit nicht erwehren, wenn sie bedenkt, daß ihre Sünden, ihr Stolz, ihre ungeduldige Härte ohne Zweifel die Bestimmung herbeigeführt haben, die für Sie allein unangenehm ist, und die mich selbst und die Andern von dieser Last des Vorsteheramts befreit, um dieselbe Ihnen aufzulegen. Ich werfe mich nieder zu den Füßen des göttlichen Meisters und zu den Ihrigen, um meine Schuld zu bekennen und Verzeihung zu erflehen, um die Gesellschaft, meine süße, meine zärtliche Mutter, die ich so bitter betrübt habe, demüthig zu bitten, mich unwürdiges Kind noch zu dulden und in ihrem barmherzigen Schooße zu ertragen.

„Gesegneter Vater, Sie lesen im tiefsten Innern meiner Seele; Sie wissen, daß ich nicht lüge, daß ich Sie schätze und liebe, daß ich auch meinen Gott, meinen Erlöser liebe trotz all meinen Schmerzen.

„Möge der heutige Tag, mögen die folgenden Jahre Ihnen süß sein; möge die heilige Freude Ihres Herzens nie getrübt werden; möge ich gelehrig und demüthig, liebevoll und treu für Sie ein wenigstens ihres Mitleides würdiger Sohn sein; das ist mein Verlangen, mein Wunsch; all meine armen, aber zuweilen glühenden Gebete sollen für Sie sein, für den Vater, auf welchem die Zukunft meiner Seele ruhen wird.

„Sobald ich nach Paris komme, werde ich Sie bitten, Ihnen mein Herz noch besser als je öffnen und Ihnen so treue Rechenschaft von meinem Gewissen ablegen zu dürfen, daß dieselbe in Ihren Händen eine Stütze und ein Schutz gegen mich selbst wird.

„Segnen Sie mich also, verzeihen Sie mir, halten, führen, retten Sie mich; immer werde ich Ihren Willen, Ihren leisesten Wunsch lieben. Hat Gott mir nicht durch Sie Erleichterung und Gnade gewährt? Wurde mir nicht

durch Sie wiederholt eine reinere und friedlichere Luft zu Theil? Mein vielgeliebter Vater, so bald als möglich fliege ich in Ihre Arme und an Ihr Herz."

Nachdem wir nun gesehen haben, mit welcher Strenge P. von Ravignan sich selbst in der Ausübung seines Amtes beurtheilt hat, fordert es die Wahrheit, daß wir seiner Regierung mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir wollen uns zu dem Ende zunächst die Haupteigenschaften vorführen, welche der hl. Ignatius von einem Superior verlangt, und alsdann sehen, wie weit P. von Ravignan sich diesem Ideal näherte oder sich davon entfernte.

Vor Allem muß der Superior eines einfachen Hauses, wie der zur Regierung der ganzen Gesellschaft berufene General, möglichst vereinigt sein mit Gott unserm Herrn und eine heilige Vertraulichkeit mit ihm haben, nicht nur in den Stunden des Gebetes, sondern auch den übrigen Theil des Tages hindurch und bei all seinen Handlungen; damit er, unaufhörlich an der Quelle alles Guten schöpfend, die geistlichen Gnaden in Fülle über seine Untergebenen ausgießen, und für sie der Kanal aller himmlischen Gaben werden könne.

Zweitens ist nöthig, daß der Superior ein hinlänglich vollkommener Mann sei, um durch sein Beispiel die Andern in der Ausübung aller Tugenden unterstützen zu können; daß man in ihm die Liebe gegen den Nächsten und die Gesellschaft in all ihrem Glanze strahlen sehe, und daß ihn der Reiz seiner Demuth Gott und den Menschen liebenswürdig mache.

Drittens muß er frei sein von allen unordentlichen Neigungen, die durch die Gnade Gottes gezähmt und getödtet sein müssen, aus Furcht, sie möchten das Urtheil seiner Vernunft verwirren, und damit sein Aeußeres dergestalt gesammelt, und namentlich seine Zunge so geregelt sei, daß man nichts, nicht einmal ein Wort an ihm bemerken könne, das nicht zur Erbauung sei es seiner Brüder, deren Muster er sein muß, sei es der Fremden beitrüge.

An vierter Stelle wird verlangt, daß er mit der Güte und Sanftmuth jene Geradheit und jenen Ernst zu verbinden

wisse, die unerläßlich sind, um sich nicht von dem abbringen zu lassen, was er für Gott unsern Herrn angenehmer halten muß. Gleichwohl muß er aber, wie es sich geziemt, mit seinen Söhnen Mitleid zu haben und sich so zu benehmen wissen, daß selbst die, welche er zu tadeln und zu bessern verpflichtet ist, mögen sie auch in dem untern Theil ihrer Seele das Unangenehme der Sache empfinden, dennoch seine Rechtlichkeit und seine Liebe in der Erfüllung seiner Pflicht anerkennen.

An fünfter Stelle sind Größe der Seele und Kraft des Charakters für ihn unerläßlich, um die Schwachheit Anderer stützen, große Dinge für den Dienst Gottes unternehmen, und, wenn nöthig, mit Festigkeit und Beharrlichkeit durchführen zu können; ohne sich durch Widerspruch von Seiten der Großen und Mächtigen dieser Welt niederschlagen, ohne sich durch ihre Bitten oder Drohungen von dem abbringen zu lassen, was Vernunft und der dem Herrn gebührende Gehorsam verlangt. Daß er sich erhaben über alle irdischen Ereignisse zeige, sich nicht erheben lasse durch Glück, noch entmuthigen durch Unglück; daß er vielmehr ganz bereit sei, auch dem Tode zu trotzen, wenn dies das Wohl der Gesellschaft verlangt, im Gehorsam gegen Jesum Christum unsern Herrn.

Sechstens muß er sich durch Verstand und Urtheil auszeichnen, damit ihm bei Gelegenheit diese Gaben des Himmels nicht fehlen, sei es in speculativen, sei es in praktischen Dingen. Und wenn gleich auch Gelehrsamkeit demjenigen sehr nöthig ist, der so vielen unterrichteten Männern vorstehen soll, so bedarf er doch noch weit nöthiger der Klugheit und praktischen Erfahrung in geistigen nnd inneren Dingen, um die verschiedenen Geister unterscheiden und Rathschläge und geistige Heilmittel für alle Nöthen und Krankheiten der Seelen geben zu können. Ebenso wird ihm die Gabe der Unterscheidung in äußeren Dingen, um so verschiedene Geschäfte behandeln und mit so verschiedenen Personen, sei es in der Gesellschaft, sei es draußen, umgehen zu können, unerläßlich nöthig sein.

Endlich ist ihm vor Allem nöthig: Wachsamkeit in der

Führung der Geschäfte, Sorgsamkeit, um sie in's Werk zu setzen und Beharrlichkeit, um sie zu Ende und zur Vollendung zu bringen, aus Furcht, sie möchten durch Saumseligkeit oder Mangel an Muth unbeendigt und unvollkommen bleiben.

Wir wollen nun gewiß nicht behaupten, daß man in dem P. von Ravignan alle diese Eigenschaften, wie sie das Ideal eines vollkommenen Superiors bilden, wiederfinde. Wollte man dessen volle Verwirklichung in einem Manne sehen, so müßte man zum hl. Ignatius und dem hl. Franz Borgias zurückgehen. Allein wenn auch der Ordensmann, dessen Geschichte wir schreiben, nicht ohne Fehler war, so wissen doch Alle, die ihn gekannt haben, daß er in einem hohen Grade die meisten der durch den Stifter der Gesellschaft verlangten Eigenschaften besessen hat; und, um mit der Demuth zu beginnen, wer sollte einen Superior nicht lieben und verehren, der so strenges Gericht über sich selbst hielt?

Gehen wir nun zu einigen Einzelnheiten über, und beginnen wir, ohne uns Schritt für Schritt an das Institut zu halten, mit denjenigen Punkten, worin die Schwächen der Natur am meisten hervortreten könnten.

Gerade in der Entscheidung und Erledigung der Geschäfte zeigte sich der Charakter des P. von Ravignan in seiner ganzen Größe. Ehe er handelte und Andern befahl, dachte er ohne Zweifel nach, überlegte und betete er vor Allem; doch, hatte er einmal diesen Forderungen der Klugheit genügt, so sprach er sich auch aus ohne Rückhalt und ohne Umschweif, durchschnitt mit einem Ja oder Nein alle gordischen Knoten, und der Lösung der Frage folgte dann unmittelbar die Ausführung. Er beachtete alsdann kein Hinderniß mehr, hörte keine Einwendungen, kannte keinen Widerstand mehr: gerade aus schritt er voran und zog zugleich auch die Andern mit sich fort. Man konnte schon ein guter Ordensmann sein, ohne die ganze Selbstverleugnung und die ganze Kraft der Seele zu haben, wie er. Zuweilen hätte man vielleicht mehr Milde in den Anforderungen seiner Tugend wünschen können, und er würde

auch gewiß mehr Nachgiebigkeit für seine Untergebenen gehabt haben, wenn er denselben weniger zugetraut hätte. Da er aber in seinem eigenen Herzen nur allzu große Kraft zu bekämpfen hatte, so begriff er nicht immer genug, daß Andre natürliche Schwächen haben konnten, die er selbst niemals empfunden hatte. An diesen Mangel besonders erinnerte er sich auch, wenn er sich selbst so bittere Vorwürfe machte, und sich unfähig nannte, Superior zu sein.

Was das Befehlen betrifft, so hatte P. von Ravignan darin eine eigenthümliche Art, wie dies auch bei seinem festen und schroffen Charakter nicht anders möglich war. Soll ich sie beschreiben? obgleich er noch vor Kurzem unter uns war, so kommt er mir doch schon so lange entfernt vor, wie eine jener großen und ernsten Gestalten, die es in unserer Zeit nicht mehr gibt. Die Autorität herrschte in seiner ganzen Physionomie vor, und zwar eine Autorität im vollen und höchsten Sinne des Wortes, mit ihrem ganzen Wesen und allen ihren Eigenschaften. Wenn zuweilen das Gleichgewicht erschüttert wurde, so neigte er, aus Grundsatz und von Natur eher zur Strenge, als zur Milde; und noch am Ende seines Lebens hielt er, wie am Ende seines Noviziates, die Ueberzeugung fest, daß Kraft, wenn sie auch drückt, doch wenigstens erhält, während Weichlichkeit, unter dem Vorwand zu vergeben, auflöst und zerstört, und es war ihm nach Instinct und Ueberlegung lieber, hart als schwach zu erscheinen.

Als Superior sah sich P. von Ravignan für den Wächter der Regeln und Hüter der Seelen an und glaubte sich verantwortlich für die Beobachtung der erstern und die Erhaltung der letztern. Ein eifersüchtiger Liebhaber der Zucht, war er weniger darauf bedacht zu schmeicheln, als vielmehr zu retten, und hatte den Grundsatz, daß die Furcht auch dann nicht ganz und gar fehlen dürfe, wenn die Liebe vorhanden sei; deßhalb ließ er es auch nicht an jener Pflicht der Zurechtweisung fehlen, die eine nothwendige Unterstützung des Gesetzes ist, die Mißbräuchen zuvorkommt durch Mahnung, oder Fehler wieder gut macht durch Buße.

Uebrigens wurde dabei doch die Strenge dieser Grund-

sätze in der Praxis gemildert und durch Mäßigung sehr herabgestimmt. So fanden vor Allem persönliche Zu- oder Abneigung, dieses so verhaßte Ding bei einem Superior, durchaus keinen Platz in seinem Herzen, spielte darin nicht die geringste Rolle. Wenn er Ansprüche zu machen schien, so geschah dies nie für sich selbst, sondern einzig für die Sache Gottes, im Interesse der Regel, und für das geistige Wohl seiner Untergebenen.

Weiterhin hatte er auch, im Vergleich zu der Strenge gegen sich selbst, in Wahrheit nur Nachsicht für die Andern, wenigstens beobachtete er selbst Alles zuerst, was er vorzuschreiben hatte. Er dispensirte sich von keiner Regel, von keiner gemeinsamen Uebung, von keiner Arbeit, von keiner Buße, und der einzige Vorzug, den er aus seinem Amte zog, bestand in der Verpflichtung, seine Brüder zu erbauen und ihnen in der That zu dienen.

Gleichwie wir aber nie einem großartigern Charakter begegnet sind, so haben wir auch nie ein weiteres Herz gefunden, als das seinige, keines, das tiefer in seinen Gefühlen, zarter in seiner Anhänglichkeit, freigebiger in seiner Hingebung gewesen wäre. Frei von Selbstsucht durch die Selbstverleugnung, gab er sich ganz und gar hin für das Glück und das Wohlsein seiner Brüder. Er, der doch so fest war, erschien im Grunde noch mehr gefühlvoll; bei Gelegenheit einer Gefahr oder einer Prüfung, die nicht ihn selbst traf, wurde er unruhig, angegriffen, traurig mit den Trauernden, leidend mit den Kranken; und er theilte um so lieber alle Betrübnisse seiner Brüder, als er dieselben nur sich selbst immer zuschrieb. In allem Ernst glaubte er durch ein gewisses Gesetz der Stellvertretung, wie man es nicht selten in Familien findet, auf die Andern Unglück herabzuziehen; doch hierhin urtheilte der demüthige Superior nicht nach den Gesetzen der Vernunft, sondern in vollständiger Blindheit.

In seiner Sorge für die Gesundheit und Heiterkeit seiner Untergebenen wollte er ihnen, nachdem sie gearbeitet hatten, auch eine Zeit der Erholung zuwenden, und er hatte keine Ruhe, bis er ihnen von vierzehn zu vierzehn Tagen

wenigstens einige Stunden der Ausspannung verschafft hatte, was um so gerechter und angebrachter war, als dieselben immer nur einmal zwischen zwei Arbeitszeiten und zwei Ermüdungen einfielen. Er war dazu vermocht worden durch das Beispiel des Stifters der Gesellschaft. „Der hl. Ignatius, sagt sein Biograph, ließ außerhalb Rom, nahe bei St. Balbine, ein niedliches und bequemes Haus bauen, wo die Kranken zuweilen frische Luft schöpfen und die jungen Leute sich allwöchentlich von ihren Studien erholen könnten. Einige machten ihm dabei die Bemerkung, daß er besser gethan hätte, eine Summe Geldes bei Seite zu legen, und daß es keine günstige Zeit zum Bauen sei, wenn man Mühe habe zu leben. Er aber antwortete: Ich ziehe die Gesundheit des Geringsten im Hause allen Schätzen der Welt vor."

P. von Ravignan, der schon lange von einer Villa träumte, hatte nicht nöthig, hiezu ein ähnliches Opfer vom P. Procurator seines Hauses zu verlangen. Die Nächstenliebe kam seinem Mangel zuvor: ein kleines Häuschen mit einem von Mauern eingeschlossenen Garten, an einer jener Alleen gelegen, welche das große Schloß von Versailles wie mit einem grünen Gürtel umgeben, war eben der Diözese zu einem Asyl für invalide Priester vermacht worden. Da aber nur ein Einziger davon Gebrauch machte, so war Herr Gros, Bischof von Versailles, so gütig, uns den vorläufigen Gebrauch davon anzubieten, bis es eine definitive Bestimmung erhalten haben würde. So diente das leere Invaliden-Haus den Jesuiten als Villa, bis es ein Kloster der Kapuziner wurde, und zweimal monatlich während der schönen Jahreszeit wurde ein Ausflug nach Versailles gemacht.

Der Superior von der Sèvresstraße glaubte diesen Spaziergang, der Anfangs bloß erlaubt war, sogar zu einem gebotenen machen zu sollen; denn für mehrere, welche ihr Eifer bewog zurückzubleiben, bedurfte es dazu nichts weniger, als eines Befehles. Diese gebotene Ruhe ersetzte der Arbeit dann bald das Bischen Zeit wieder, was sie ihr genommen hatte. Für den guten Priester, den einzigen Gast dieser Wohnung, war es allemal ein Fest, eine Klostergemeinde in seiner Einsamkeit zu sehen, und gern wurde

er für einen Tag oder vielmehr für einige Stunden Einer der Unsrigen.

Glücklich über diesen Genuß seiner Brüder wollte P. von Ravignan gern möglichst viele an seiner geliehenen Villa Antheil nehmen lassen, und drang daher gar oft mit Einladungen und Bitten in unsre Väter von der Poststraße und der Lafayettestraße, daß auch sie kommen, die Wohlthat ihrer Brüder von der Sèvresstraße theilen und mit der Zahl auch die Freude erhöhen möchten. Auch war er in dieser Zeit, wo Verbannte aus all unsern Provinzen Europa's nach Paris strömten, glücklich, wenn er ihnen bei ihrer Durchreise die Freuden eines Ausfluges, das familienähnliche Zusammensein und die Herrlichkeiten des einsamen Parks und des königlichen Schlosses, das ein Museum für ganz Frankreich geworden war, zuwenden konnte.

Hier ist auch der Ort, der liebenswürdigen und trostreichen Gastfreundschaft zu gedenken, die P. von Ravignan so vielen Verbannten bei ihrer Durchreise angedeihen ließ. Er war dabei aufmerksam auf Alles, kam den leisesten Wünschen zuvor, und man konnte in der vertraulichen Höflichkeit, womit er sie aufnahm, etwas vom Edelmann wiederfinden.

Am 28. October kam P. Roothaan mit P. Villefort, dem unzertrennlichen Gefährten seiner Verbannung, und einem zu seinem Dienst ihm zugetheilten Coadjutor durch Paris und stieg in der Sèvresstraße ab. Seit zwei Jahrhunderten hatte kein Nachfolger des hl. Ignatius die Berge überstiegen. Um Rom einen General der Gesellschaft Jesu zu entführen, war nichts weniger nöthig, als die Verfolgung einer Revolution. Auf seiner Flucht besuchte er sodann alle über Europa zerstreuten Häuser der Gesellschaft.

P. von Ravignan, erst seit zwanzig Tagen Superior, wußte nicht, wie er festlich genug den Vater und Freund seiner Seele empfangen sollte. Er wollte durch den Aufenthalt eines so verehrten Gastes seine eigene Zelle heiligen lassen: es war dieselbe, worin ihm zu sterben beschieden war. P. General ermahnte während seines kurzen Aufenthaltes seine Söhne alle zusammen, rief dann jeden Einzelnen noch

besonders zu sich und segnete sie schließlich bei seiner Abreise. Am 2. November verließ er Paris und begab sich weiter nach Westen.

Diese Begebenheit ruft mir ein anderes Factum in's Gedächtniß, worin sich die ganze Zartheit des P. von Ravignan ausspricht. Es war sein liebster Genuß, wenn er Andern Dienste leisten oder Freude machen konnte, aber auch seine große Kunst, sich selbst dabei jeder Dankbezeigung zu entziehen. Um jene Zeit suchte und erhielt er für zwei seiner Brüder eine ausgezeichnete Gunst, welche dieselben so wenig erwarteten, daß sie gar nicht einmal darum gebeten hatten; — doch nie sagte er ihnen auch nur ein Wort von seiner deßfallsigen Dazwischenkunft. Der Eine wie der Andere sollten ihre letzten Gelübde erst in ziemlich ferner Zukunft, an dem vom Gebrauch dazu bestimmten Tage, ablegen. P. von Ravignan benutzte jedoch sein Zusammentreffen mit dem P. General, stellte ihm die Unsicherheit der Zeiten vor, und auf seine in dieser Weise begründete Bitte hatte die Ceremonie, kraft einer Dispens, vor der bestimmten Zeit und außer dem hergebrachten Tage statt. Am 8. Dezember 1848 legten die beiden Ordensmänner, begleitet von den Herrn Mollevaut und Baron Cauchy als Zeugen, ihre Gelübde in die Hände des P. Provinzial Rubillon ab, welchem P. von Ravignan assistirte. Und die Vorsehung wollte, daß sie eines Tages, ohne es zu wissen, einen Dank abtragen sollten, den sie nicht aussprechen konnten, indem sie beide gewählt wurden, in seinen letzten Augenblicken ihm beizustehen und mit ihm zu beten.

In der Klostergemeinde bildete P. von Ravignan den Mittelpunkt, weniger durch das Ansehen seines Amtes, als durch das Hervorragende und den Reiz seiner Person. Wenn er zugegen war, half alles nichts, man wandte sich ihm zu. Es war unmöglich, nicht angezogen zu werden von seinem Aeußern, das zugleich so fromm und so voll Anmuth war, von so viel Natürlichkeit und Höflichkeit im Umgang, durch so viel Freimuth in seiner Heiterkeit und Interesse in seinem Gespräch. Da er viele Menschen sah, war er über vieles unterrichtet. Sein stets einfaches Wort

imponirte Jedem; ohne daß er es suchte, ja ohne daß er es merkte, nahm dasselbe die Aufmerksamkeit gefangen und gebot Stillschweigen.

Ganz besonders offenbarte P. von Ravignan sich in seinen freundschaftlichen Beziehungen; dort vor Allem lernte man ihn schätzen und genießen: man mußte in sein Herz eindringen, um seine ganze Zartheit und Mittheilsamkeit zu fühlen. Alsdann wunderte man sich nicht mehr, daß er so viele und so heiß ergebene Freunde hatte. Um die ganze Fülle seines Gefühls denjenigen zu entschleiern, die ihn nicht so genau gekannt haben, wollen wir aus der Vertraulichkeit einer brüderlichen Correspondenz einen Erguß seiner Seele mittheilen. Vermöge einer nur für diesen Fall gestatteten Ausnahme hatte er zwei oder drei Tage bei seinem Freund, dem Grafen Molé, zugebracht; gleich den Tag nach seiner Ankunft in Champlatreux, am 8. Oktober 1850, schrieb er an einen seiner Untergebenen:[1])

„Mein hochwürdiger Vater! Ich fühle das Bedürfniß Ihnen zu schreiben und folge diesem Instinkt meiner Seele mit Freuden; eigentlich sollte ich mit mehr Dankbarkeit und Wahrheit sagen: diesem Antrieb Gottes, der mir in seiner Güte einen so tröstlichen Balsam für meine Schmerzen geben will.

„Gestern verließ ich Paris, ohne Sie zu sehen, ohne Sie zu umarmen: es war mit dem P. Provinzial ausgemacht, daß ich Niemand sagen sollte, wohin ich ginge. Allein Sie, o mein Vater, mein lieber Vater! Sie sind Niemand und doch Alles für mich. Ich glaube, daß ich in meiner Traurigkeit hart, zu hart gegen meine Seele sein, und sie des süßen Trostes, Ihnen ein Wort zu sagen, berauben wollte. Heute kann ich es mir nicht mehr versagen.

„Was für Bedauern erfüllt mein Herz, wenn ich denke, wie ich, statt Ihnen gut zu sein, statt Sie zu erleichtern, zu trösten, Ihnen nur zur drückenden Bürde und zum Kreuze bin! Ihre große Liebe vergibt mir, ich weiß es wohl, allein ich, ich kann es mir nicht vergeben, Ihnen solchergestalt zur

---

[1]) Wohl wieder sein Beichtvater, P. von Ponlevoy. A. d. Ü.

Last zu sein, da ich doch für Sie eine helfende Stütze, ein nützlicher Freund sein sollte. Vor Gott haben Sie dadurch mehr Verdienst; allein ich hätte Ihnen dazu nicht eine solche Gelegenheit bieten sollen. Und trotzdem sehen und wissen Sie es wohl: Sie sind mir nothwendig, unentbehrlich. Wo ich Ihre geliebte Nähe nicht habe, begleitet mich das Andenken an Sie und ist mir zum Trost. Sie stellen meiner armen Seele ein Kind Gottes, einen Freund unseres Herrn zur Seite: denn das sind Sie ihr, und ich freue mich dessen wenigstens in meinem nur allzu gerechten Schmerze. Armer Vater, vielgeliebter Vater, ertragen Sie mich allzeit und werden Sie mich nicht müde. Stoßen Sie sich nicht an den bösen und bittern Ausbrüchen meiner Natur; verzeihen Sie mir.

„Ich bin hieher gegangen im Gehorsam und aus Gründen der Vernunft: dringende Briefe, fromme und zärtliche Briefe riefen mich. Der P. Provinzial hielt es für der Religion höchst zuträglich, diese Ausnahme zu machen, die ihm allein und nun auch Ihnen bekannt ist.

„Graf Molé beschämt mich durch seine Liebe und sein außerordentliches Vertrauen in mich. Bei all seinem Rang und Reichthum, in einer wahrhaft königlichen Wohnung, bei aller Höflichkeit und Feinheit eines alten Aristokraten und eines Staatsmannes, der ein großes Land regiert hat, ist er doch so einfach und gut, fast wie Sie. Seine Seele würde gut zu der Ihrigen passen; gestern nach dem Frühstück haben wir während drei Stunden und mehr zu Fuß eine Promenade gemacht; er hat mir sein inneres Leben erzählt und mich über das meinige befragt. Ich habe ihm nicht Alles gesagt; aber er muß noch erfahren, wie sehr ich Sie liebe, und wie sehr Sie zärtlicher Hingebung und herzlicher Werthschätzung würdig sind.

„Bei alledem ist mir all das Aeußere hier vollständig gleichgültig. Dagegen diese Familie, dieser würdige und bedeutende Greis, so christlich, so gut und so einfach, erquicken mein Herz, ziehen mich von meinen quälenden Aengsten ab und geben mir wohlthätige Zerstreuung. Auch das Landleben mit seiner, meinem armen Herzen so unähnlichen Ruhe thut

mir wohl. Es scheint mir, als könnte ich bald wieder beten. Ueberdies verläßt mich ja auch Ihr Einfluß nicht.

„Morgen, Dienstag, bleibe ich noch hier in der Nähe des Zimmers, worin Ludwig XIII. und Ludwig XIV. geschlafen haben, und wo Louis-Philipp einen Ministerrath gehalten hat. Donnerstag um elf Uhr werde ich hoffentlich zurück sein, und Ihnen dann von einem andern, ganz geistigen Projekt für die letzten vierzehn Tage October's reden. Mein Papier geht zu Ende, nicht aber mein Gedanke und meine Liebe in Vereinigung mit Ihren heiligen Opfern."

Nachdem wir die Festigkeit und Liebe P. von Ravignan's in der Ausübung seines Amtes gezeigt haben, wollen wir nun auch von seiner Weisheit und Wachsamkeit reden.

Er lebte zu Paris in beständiger Thätigkeit: alle Welt hatte mit ihm zu thun; und jeder Tag hatte seine bestimmte Aufgabe, die ihn nicht nur ganz ausfüllte, sondern auch noch einen bedeutenden Rückstand dem folgenden vermachte. Doch er fand das Mittel, für Alles zu sorgen, schon gleich am Morgen in der Stunde der Ueberlegung, welche das Institut den Superioren vorschreibt.

Hatte er sich Gott genähert im Gebete, dem unmittelbar die hl. Messe und das hl. Offizium folgte, so bedachte er, noch ehe die Welt, die nicht so frühe aufsteht, ihn bestürmen und zerstreuen kann, gegen sechs und ein halb Uhr früh den Plan des Tages mit seinen vielfachen Einzelheiten: die häuslichen Geschäfte, die persönlichen Angelegenheiten, besonders aber die religiösen Interessen und die apostolischen Arbeiten. Er verglich den wirklichen Stand der Dinge mit dem Ideal der Regeln, ging im Geist die verschiedenen Aemter durch, vertheilte unter die Väter und Brüder die geistige und körperliche Arbeit und setzte fest, was für Befehle er geben, und was für Maßregeln er ausführen wolle. Um sieben Uhr holte der P. Minister seine Befehle für das Haus ein, und kurze Zeit nachher ein Bruder seine Aufträge für nach Außen. War dies geschehen, so konnte er frei dem heiligen Dienst obliegen.

Dazu kam seine stets wachsame Sorge und eine Erfahrung, die ihn selten täuschte. Niemand erinnert sich, P. von Ravignan auf einer Nachlässigkeit, ja nicht einmal auf einer Zerstreutheit überrascht zu haben. Die genialen Menschen sind zerstreut, sagt man; allein die Männer von Character sind es nicht. In seiner Natur und in seinem Willen lag eine übermächtige Energie, die beständig thätig war, ohne erschöpft zu werden, und die ein Werk in seiner Ganzheit erfaßte, ohne durch irgend eine Einzelheit abgezogen zu werden. Sein Auge war immer offen, sein Gedanke überall gegenwärtig. Und es war dies nicht ein ermüdendes Abarbeiten, sondern vielmehr eine gewissenhafte Sorgfalt unter dem Gefühle der Verantwortlichkeit. Er verlangte von sich selbst die Rechenschaft, welche er Gott würde ablegen müssen.

Seinem Leben in der Welt verdankte P. von Ravignan auch eine praktische Kenntniß von Dingen des materiellen Lebens, die man selten bei einem Mönche findet. Wer sollte es glauben? er verstand sich auf die Haushaltung und ging auf alle Kleinigkeiten der Wirthschaft ein. Sein im höchsten Grade klarer Geist konnte eine unklare Lage der Dinge nicht ertragen. Darum drückten ihn Schulden wie eine Gewissenslast, und er hatte keine Ruhe, bis er ihr Gewicht abgeschüttelt hatte. Wollte man seine Zufriedenheit erlangen, so mußte man alle Einkäufe für das Haus auf der Stelle bezahlen, und er zeigte sich sehr wenig beunruhigt, nichts mehr im Vorrath zu haben, falls er nur nichts im Rückstand ließ.

Wenn man sich den Zug P. von Ravignan's zum Gebete, seine Liebe zur Zurückgezogenheit und seine fleißige Uebung der geistlichen Exerzitien des hl. Ignatius erinnert, welch letztere er zweimal jährlich durchmachte, und die er unaufhörlich studirte, so wird man leicht begreifen, daß er seine Weisheit an der reinsten Quelle schöpfte: in Gott selbst. So ganz durchdrungen von Vernunft und Glauben, kannte er kein anderes Mittel, um eine Seele in dieser Welt zu erleuchten, als diese beiden Lichter. Keine

weltlichen Rücksichten, kein menschliches Fühlen, keine natürlichen Eindrücke ließ er zu beim Ertheilen von Gewissensrath. Nie hat man ihn überrascht, daß er aus Gefälligkeit und nicht aus Ueberzeugung geredet, aus Interesse und nicht aus Pflicht gehandelt hätte. Wenn er Einbildungskraft besaß, so war es nur, um sie zu beherrschen, Leidenschaften, um sie zu überwinden. Eine südliche Seele, wie die seinige, konnte sich wohl in einer gewissen Lebhaftigkeit überraschen, allein die fromme Ruhe, welche derselben unmittelbar folgte, zeigte, daß sie ihre Natur beherrschte.

Um diese Vergleichung des P. von Ravignan mit dem vom hl. Ignatius gezeichneten Ideal eines Superiors zu vollenden, bleibt uns nur noch übrig, jene Größe der Seele und jene Hingebung der Liebe in ihm nachzuweisen, die da, wenn es nöthig ist, für den Dienst der Gesellschaft Jesu und das Heil der Seelen selbst dem Tode trotzen lehrt.

Im Frühjahr 1849 wüthete in Paris die Cholera und hatte sich diesmal vorzüglich auf die abelegenen Theile der Vorstädte der großen Stadt geworfen. P. von Ravignan, damals Superior, hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich und seine Brüder zum Beistand der Erkrankten zur Verfügung zu stellen; und als der Erzbischof von Paris dies Anerbieten angenommen, war er der Erste in der Salpêtrière, dem vorzüglichsten Heerde der Sterblichkeit, um das Beispiel zu geben und den Dienst zu organisiren.

Die Jesuiten von der Sèvresstraße kamen den Weltgeistlichen, von denen Einer bereits als Opfer seiner Hingebung gefallen war, zu Hülfe, und lösten sich der Reihe nach in jenen traurigen Sälen, wo nur Sterbende und Todte zu sehen waren, ab. Drei andre Jesuiten von der Poststraße leisteten während sechs Wochen denselben Dienst im Hospital der Barmherzigkeit. Einige aufgeklärte Persönlichkeiten wollten gar bald in diesem Eifer eine eigensüchtige Berechnung entdecken; sie bildeten sich

wirklich ein, daß die Gesellschaft Jesu sich der Salpêtrière bemächtigen wolle. Angesichts dieses Argwohns änderte P. von Ravignan seinen Plan, ohne das gute Werk aufzugeben. Vor mehreren Jesuiten hatte man Furcht; daher schickte er blos einen einzigen Pater, und zwar immer denselben. Hier folgt der höchst einfache Bericht, den er im Monat Juli desselben Jahres darüber nach Rom sandte: „P. Dabbadie hat sehr gern die Mission übernommen, sich zuerst in der Salpêtrière und sodann im Spital St. Louis niederzulassen, um den Cholera-Kranken geistigen Beistand zu leisten; er hat im Ganzen ungefähr zwei Monate in dieser Dienstleistung zugebracht und dieselbe gut verrichtet. Im Erzbischöflichen Hause schien man mit dem Eifer, womit wir den Geistlichen der Hospitäler zu Hülfe kamen, zufrieden.“ Er sagt kein Wort, wie man sieht, von sich selbst.

Ich freue mich, bei dieser Gelegenheit den Namen des P. Dabbadie durch P. von Ravignan erwähnt zu finden. Von der Diöcese Paris der Gesellschaft Jesu gegeben, kämpfte dieser eifrige Ordensmann fröhlich mit uns die Kämpfe des Herrn, bis er von dem Dienste der Cholera-Kranken zum Dienst der Galeerensclaven gerufen wurde. „Mein Pater, sagte ihm eines Tages sein Superior, Sie werden sofort nach Cayenne abreisen. — Sehr gern, mein hochwürdiger Vater“, antwortete er fröhlich. Er reist ab und arbeitet; und bald, nachdem er für Gott und die Seelen der Verbannten sich willig der Gesellschaft von Verbrechern, der Ungunst eines aufreibenden Clima's und allen Gefahren der tropischen Fieber unterzogen hatte, unterliegt auch er, wie so viele seiner Brüder, der Glücklichsten und am meisten Beneideten in der Gesellschaft, gibt den letzten Seufzer mit Dank für seinen Beruf dem Herrn zurück, und die Galeerensclaven weinen an seinem Grabe.

In dem zweiten Theile dieser Geschichte, welcher die zehn letzten Lebensjahre des P. von Ravignan umfassen wird, werden uns seine Tugenden und sein Apostolat in

neuem Lichte erscheinen; die Freuden eines heiligen Todes werden die Belohnung seines abgetödteten Lebens sein; und bei seiner Beisetzung, die einem Triumphzuge gleicht, wird die öffentliche Meinung und die freiwillige Verehrung eines ganzen Volkes von seinem Eifer und seiner Heiligkeit lauteres Zeugniß ablegen, als wir zu thun im Stande wären.

Inhalt.

Druck von Leonard Schwann in Neuß.

Druck von Leonard Schwann in Neuß.